This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Gundolf

FROM THE LIBRARY OF
FRIEDRICH GUNDOLF
(1880—1931)
Professor of German Literature
at HEIDELBERG UNIVERSITY

~~UHS 162 a. 2~~
Vet. Gr. III B. 147

Der Wächter,

eine Zeitschrift,

in zwanglosen Heften.

von

Ernst Moritz Arndt.

VOLKSBIBLIOTHEK
STRALSUND.

Zweiter Band. Erstes Heft.

Köln 1815,
bei Heinrich Rommerskirchen.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
7 DEC 1950
OF OXFORD
LIBRARY

BIBLIOTHEK DER STADT STRALSUND

I.

Fantasien zur Berichtigung der Urtheile über künftige teutsche Verfassungen.

Es sind bei uns sehr viele, welche das Französische und die französischen Einrichtungen, Gesetze und Regierungsordnungen fast unbedingt loben; andere sind, welchen wenigstens Manches von dem Wesen und Regieren der Franzosen gefällt, und welche dies, wo es ist, entweder beibehalten, oder, wo es nicht ist, nachgeahmt wünschen; ja dritte sind, welche trotz aller Nichtigkeiten, welche die Franzosen in der Freiheit und für die Freiheit gezeigt haben, immer noch glauben, dieses Volk werde sich endlich doch zu neuer Herrlichkeit und zu einer wirklichen und tüchtigen freien Verfassung durcharbeiten. Dies Letzte lassen wir dahin gestellt seyn, erklären aber, daß wir, wie sehr wir auch Ursache haben, dieses Nachbarvolk zu hassen, es von ganzem Herzen wünschen. Denn dieser Wunsch ist erstlich ein Wunsch allgemeiner Christlichkeit und Menschlichkeit, zweitens ein Wunsch des Eigennutzes. Ich wiederhole hier nemlich, was ich oft gesagt habe, daß einem Volke nichts Glücklicheres begegnen kann, als wann die Nachbarvölker durch weise und freie Verfassungen regiert werden; denn wie eine Gesellschaft von edlen und weisen

Männern den, der in ihr lebt, nothwendig bilden muß, so muß die Nachbarschaft edler und wohl geordneter Staaten auch ein Volk zu politischer und sittlicher Höhe emportreiben, oder es muß auch überhaupt aufhören zu seyn. Also können wir Teutsche auch für unsere eigenen Vortheile keinen herzlicheren Wunsch haben, als daß die Franzosen, Italier, Ungern, Polen und Schweden und Dänen bald durch die glücklichsten Verfassungen und weisesten Gesetze gesegnet seyn mögen. Denn wir Teutsche kommen dann in die Lage, worin eine Eiche oder Buche ist, die in einem Fichtenwalde ausgesäet worden: Wir müssen mit unserem Gipfel zum Himmel hinauf, oder, wann wir nachbleiben, werden wir von den Kronen der Nachbarn überschattet und erstickt.

Wir wollen nun, was diejenigen betrifft, welche die französischen Einrichtungen und Ordnungen entweder unbedingt loben oder doch Manches davon zur Beibehaltung oder Nachahmung empfehlen, unser Urtheil über sie nicht geradezu aussprechen; aber so viel können wir sagen, daß einige von ihnen vielleicht unteutsch sind, andere, von dem Zeitalter bestochen, zu geschwinde schreiten, alle aber zu wenig darauf Rücksicht nehmen, wie so ganz verschieden der germanische Staatsleib von dem französischen und das germanische, oder richtiger teutsche Volk von dem französischen Volke ist. Wir werfen hierüber vorspielend ein paar leichte Worte hin.

Einige von diesen sind unteutsch, entweder solche, welche

den Franzosen mit Freuden gedient und unter ihrer Herrschaft Geld und Ehren gewonnen haben, oder solche, die, ganz in der Wildheit und Begriffslosigkeit des letzten Vierteljahrhunderts erzogen, die alte Geschichte und die Geschichte ihres eigenen Volkes nicht kennen und also nichts als groß, herrlich und ehrwürdig verehren, als was die großtönenden Mäuler an der Seine und Bonaparte und seine Helfer ihnen als die großen Orakel der Geschichte und als die sibyllinischen Aussprüche der Politik und Gesetzgebung immer vorgeklungen haben. Ausser diesen giebt es einige Spitzköpfe, welche die Gemüthlichkeit des teutschen Lebens, und die Art, wie eine teutsche Gesetzgebung seyn und sich machen kann, nimmer begreifen und deren Ansichten der politischen Dinge und Verhältnisse also mit den französischen Ansichten zusammenfallen: welche Menschen überhaupt nur das Scharfe und Bestimmte sehen können, nicht aber das noch Schwimmende und sich eben Gestaltende. Noch sind endlich solche, die schlechtesten und unteutschesten von allen, deren unteutsche Gesinnung allein aus dem Eigennutze entspringt, die keine andere Weltgeschichte kennen, als die des Genusses und Gewinstes. Diese Art würde sich jedes Volk gefallen lassen und demselben knechtisch dienen, das ihnen für den Augenblick ihres Lebens Vortheile bringt, sie würde kalmückische und samojedische Einrichtungen loben gleich den französischen, wenn sie dadurch herrischer und üppiger leben könnte. Mit dieser Art läßt sich, weil sie keinen Gott, kein Volk und kein Vaterland hat, als ihre Habsucht und ihre Bequemlichkeit, vernünftiger

Weise nicht sprechen noch streiten: sie sind nichts, weil sie die natürlichsten Gefühle der Liebe und Treue ausgezogen haben, die der Mensch zu dem Volke haben soll, das seine Sprache spricht. Nicht auf dieselbe Weise können wir diejenigen verwerflich nennen, deren Ansichten undeutsch sind; denn für diese Ansichten, die ihnen entweder durch Gewohnheit des Fremden oder durch Unkunde des Vaterländischen kamen, oder die ihnen durch den allmächtigen Athem der Zeit von Kind auf angehaucht wurden, können sie nicht immer, und ihre Gesinnungen mögen oft viel besser seyn, als die Gesinnungen derer, welche sich wohl teutscher Ansichten rühmen, die eben nicht teutsche Einsichten geworden sind. Denn eben die Einsichten fehlen uns allen mehr oder weniger, unsere Ansichten mögen übrigens fremd oder teutsch seyn. Diese Einsichten von wahrer Staatskunst und wahrer Staatsverfassung suchen wir, und werden wir endlich finden, sobald das Leben unserer Staaten nur die ersten Anfänge von Oeffentlichkeit der Verhandlungen gewonnen haben wird. Aus bloßer Theorie aber läßt sich das nicht finden, was, die Völker beherrschend und die Jahrhunderte lenkend als ein höherer Mittelschatten des Lebens, als eine halb irdische und halb himmlische Gestalt, zwischen dem Gemeinen und Ungemeinen in der Mitte schwebt.

Diejenigen, welche Verfassungen und das Glück der Verfassungen gleichsam im Sturmschritt erobern wollen, welche im Geschwindschritt über alles Alte wegschreiten und dem Neuen athemlos zueilen, sind in ihrem Wollen und Treiben

meistens schuldlos, ja ein edler und schöner Eifer spornt wohl die meisten von ihnen, daß sie sobald als möglich den blutigen Schutt der Zeit mit allen seinen gräulichen Ungestalten und mit allen seinen häßlichen Erinnerungen hinter sich sehen wollen, aber in vielen Dingen sind sie doch im Irrthum. Auch sie büßen die Schuld der Zeit, in welcher sie leben. Wir haben es oft bekannt, daß uns gedäucht hat, in der ersten französischen Volksversammlung, die sich im Sommer des Jahr 1789 versammelte, seyen einige tugendhafte Männer und gewiß viele lichte Köpfe gewesen; aber Verstand der politischen Dinge sey fast bei keinem gewesen, jener Verstand, der selbst manches Unvollkommene einstweilen stehen läßt in der Hoffnung, die Enkel und Urenkel werden einst nach ihm aufräumen, was er aufzuräumen noch nicht die Kühnheit haben durfte. Ich will den Gegenstand noch fester in einen bestimmten Gesichtspunkt stellen; Diesen Männern, däucht mir, hat der politische Verstand gefehlt, der das Unvollkommene stehen läßt, damit das Vollkommene, das sie machen wollen, eine Lehne habe. Sie bedachten nicht den weisen Spruch des Solon, daß einem Gesetzgeber gezieme, nicht den vollkommensten Staat zu machen, sondern einen so vollkommenen Staat, als das Volk und die Verhältnisse ihn erlauben. Das Unvollkommene scheint freilich dem Vollkommenen eine schlechte Lehne zu geben; aber läßt nicht auch der Gärtner die schlechten und halbvertrockneten Bäume noch Jahre lang stehen, obgleich sie

keine Früchte mehr tragen, damit die jungen Bäumchen, die er hinter ihnen pflanzt, durch sie vor der Wuth der Nordwinde geschützt werden? Wann diese jungen sich auf den Stämmen befestigt und sich an Wipfel und Rinde gestärkt haben, so daß sie aus eigener Kraft den Stürmen widerstehen können, erst dann haut er die alten Krüppel ab, die auch dann erst völlig unnütz geworden sind, und setzt andere an ihrer Stelle. Und wer ein neues Haus bauen will, fängt er damit an, daß er das alte von Grundaus niederreißt, so daß auch nicht einmal die Spur davon bleibt, ohne daß er habe, wohinein er sich einstweilen flüchten mag, bis der neue Bau vollendet ist? Und die Franzosen haben es viel ärger und unverständiger gemacht: nicht allein bis auf den letzten Stein haben sie den Grund aufgebrochen, sondern die Erde selbst haben sie weggetragen, so daß sie endlich gar nichts Festes hatten, worauf sie hätten bauen mögen, und daß man von ihnen in voller Wahrheit hat sagen können, sie haben Schlösser in der Luft gebaut: ja so prangende und schimmernde Feenschlösser, daß noch mehr als Ein abentheuernder Ritter darnach auszieht, die bezauberten Prinzessinnen, die er mit ihren Reitzen und Schätzen in ihnen gefesselt wähnt, daraus zu erlösen. Und gäbe es einen irdischen Pfad, auf welchem er in solchen luftigen Bau steigen mögte, wahrlich auch nichts würde er darin finden, als eitel Zauberei und Dunst. Doch haben sich viele in diese französischen Herrlichkeiten vergafft, und stehen und staunen sie an, und meinen immer noch, einmal müsse die verzauberte Prinzessin doch vor

aller Augen verwandelt herausfliegen und als eine glänzende Lichtgestalt der Schönheit zu uns auf die Erde herabkommen und irdisch unter uns wandeln. Dies gewahrt man bei jeder neuen Bewegung der Welt, besonders bei jeder neuen Bewegung in Frankreich. Da stehen Tausende in Erstaunen und gaffen und nicken und winken und verkünden: Nun wirds bald seyn! Und es wird nicht, und der gleissende Frosch platzt wieder, der sich zu einem Ochsen aufblasen wollte. — Und ich habe das rechte Gleichniß gefunden und das rechte Wort für die Sache. Das war es und das ist es wirklich: Aufgeblasenheit. Das waren vormals andere Menschen, welche Gesetze gegeben und den Völkern die Bürgerordnung und die Freiheit befestigt haben, als die Leute von heute und von gestern sind. In ruhiger Stille, Mäßigkeit und Demuth und in sicherer Gleichheit des Gemüthes und des Lebens schritten sie ihren schweren Weg fest und langsam zum Ziele, sprangen nicht leichtsinnig nur über den kleinsten Stein oder Block weg, der den Weg uneben machte, sondern räumten gebührlich auf und ebneten und sicherten die Bahn, ehe sie weiter gingen. Wir Jetztlebende — ich meine die Franzosen und die meisten von uns — haben Ideen genug gehabt von Gesetzgebung und Staatsverfassung, und Ansichten genug, ja zu viele, aber der Mäßigung haben wir gemangelt und jener stattlichen und großartigen Männertugend, welche nach der eigenen Unvollkommenheit und Gebrechlichkeit das Maaß und Verhältniß aller irdischen Dinge wägt und mißt, besonders der Dinge, die von dem Menschen

gemacht werden, welche daher nicht mehr will, als sie wollen kann und darf. Daher die Sprünge in den Ideen und in den Werken oder vielmehr in den Proben von Werken, welche das letzte Jahrdreissig uns gezeigt hat: das Prahlerische, Unstäte, Uebermüthige, ja Verbrecherische; denn die meisten Gesetzgeber unserer Tage mit den grossen Worten und mit der hellklingenden Glocke von Freiheit und Gleichheit, durch Einbildung und Aufgeblasenheit verführet, heuchelten sich und ihr Volk besser und edler, als sie waren, und daher ist uns das Unheil gewachsen und wächst uns bis diesen Tag. Weil wir eitel waren, haben wir das Gute nicht gewollt, was wir haben konnten, sondern uns sogleich gebehrdet, als seyen wir für das Vollkommenste reif, was auf Erden von jeher von wenigen Völkern erlangt und immer nur auf kurze Zeit festgehalten ist, und was auf jeden Fall auch von den ernstesten und würdigsten Völkern nur durch langsame Vorrüstungen und Vorarbeiten gewonnen werden kann. Welch ein Unsinn solcher, die sich weise und erfahrne Männer nennen und darauf Anspruch machen, Darsteller und Gesetzgeber ihres Volkes zu seyn, daß sie meinen oder doch die Meinung heucheln, als können diejenigen, welche ohne Verfassung eben noch der Willkühr preisgegeben und fast Knechten gleich waren, durch schön klingende Beschlüsse und durch Gesetze, die keine andere Bürgschaft noch Haltung haben, als das Papier, worauf sie geschrieben oder gedruckt sind, wie durch einen Zauberschlag plötzlich auch feste, mässige und würdige Männer werden, welche eine hohe

Freiheit zu ertragen und zu verwalten würdig sind! Zum Theil haben die Franzosen hier freilich durch eine Fantasie gefehlt, die keine Fantasie ist, sie haben sich — was eigentlich das Wesen ihres ganzen Lebens und auch das Wesen ihrer Kunst und Poesie ist — durch einen Schaum von Ideen berauscht, welchen keine feste Wirklichkeit zum Grunde lag. Ihre Fantasie kann man wirklich keinem Dinge in der Welt besser vergleichen, als dem Champagnerschaum, woraus ein kitzelnder und spielender Duft aufsprudelt, der mehr Geist lügt, als er hat. Die teutsche Fantasie will ich dem Burgunderwein vergleichen oder unserm herrlichen Rheinwein; dieser wirft wenig Schaum, aber des Geistes und der Kraft drinnen ist die Fülle. Aber der größte Theil der Sünden der französischen Umwälzung kömmt auf die Sünde selbst: die Franzosen würden nicht so viel Unglück erlebt und so viel Unheil gemacht haben, sie würden unter dem Fluche Gottes und dem Fluche der Völker jetzt nicht so schwer darnieder liegen, wenn sie mit der Sünde nicht gespielt hätten wie mit einer liebenswürdigen Buhlerin, wenn sie sich nicht unterstanden hätten, uns die Teufelei für eine Göttlichkeit zu verkaufen.

Sie werden von vielen entschuldigt, ich habe sie oft entschuldigt, und ich will sie da noch entschuldigen, wo sie zu entschuldigen sind. Für das Erdbeben konnte sie nicht, dessen Erschütterung die flammenden und verderblichen Vulkane zuerst in die Luft springen ließ und wegen des schönen Feuerwerks, das sie den verblendeten Sterblichen gaben, mit einem Jubel bewillkommt ward, wie kaum die mit allen Reizen

und Schimmern der Bethörung und Verblendung weiland gerüstete und geschmückte Pandora, als sie mit ihrem lieblichen Unheil aus der geöffneten Kiste flog. Der bunte Vogel, den die Franzosen im Jahr 1789 ausfliegen liessen, wurde nicht allein bei ihnen und von ihnen als das große Heil des Tages begrüßt und verkündigt, sondern alle Zeitgenossen stimmten ein, und selbst Graubärte gebehrdeten sich so kindisch, als sey solches Glück nie gesehen und gehört worden und als werden nun die Thore eines neuen Zeitalters der Herrlichkeit auf das weiteste aufgethan. Darin aber irrten sich beide, daß sie ein paar Jahre hofften, das neue saturnische Zeitalter der Freiheit und Freude könne von keinem andern Volke ausgehen und von keinem andern Volke angeführt werden, als von den Franzosen. Indessen auch diese Hoffnung war die verzeihlichste, so lange die große Begebenheit und Erscheinung des Tages in den Gränzen des Wahnes schweben blieb, und so lange die glänzenden Dünste sich nicht verflogen hatten, welche die tobenden und Feuer und Verderben speienden Schlünde der neuen Vulkane den Blicken der Schauenden und Bewundernden verhüllten. Als sie aber nach dem Verlauf einiger Jahre aus Wähnenden Verstehende und aus Hoffenden und Glaubenden Wissende geworden waren, da konnte man sie und was sie sprachen und thaten wieder zur Ordnung verweisen, und das gewöhnliche Urtheil und Gericht über menschliche Handlungen trat wieder in seine Rechte. Was seit den Jahren 1794 und 1795 in Frankreich geschehen ist bis auf den heutigen

Tag und was bei andern Völkern seitdem den Franzosen nachgeurtheilt und nachgemacht ist, das steht nicht mehr bloß unter dem Urtheile des Wahns, sondern muß sich schon gefallen lassen unter das Urtheil des Bewußtseyns gestellt zu werden. Und wie wollen die Franzosen sich retten von dem Vorwurfe, daß sie nicht ihnen selbst und andern Völkern unter großen Scheinen unendlichen Trug vorgegaukelt, daß sie nicht große Ideen durch die schändlichste und endlich durch die absichtlichste Lüge entheiligt haben? So daß ihnen zuletzt die größte Schuld bleibt, daß sie mit Bewußtseyn die Teufelei der Lüge gespielt haben, und daß das Zeitalter sich mit einer kleinen Schuld abfinden läßt.

Denn freilich war, was bei ihnen zuerst aufgegangen ist, als Keim der Zeit bei allen Völkern, und also sollen sie wegen des Ausbruchs ihrer Umwälzung nicht beschuldigt werden, sondern wegen des Gebrauchs und der Fortpflanzung derselben. Das Erste stand nicht bei ihnen, es gehört Gott oder den Zeiten an, oder dem, was die Sterblichen als Vorsehung oder Entwickelung der Zeiten in unwissender Demuth fürchten und ehren; das Zweite gehört ihnen an, weil sie alles, was in ihre Gewalt gegeben worden ist, für sich und für andere in Thorheit und Unglück verwandelt haben. — Das Unstäte, Maaßlose und Eitle, jene Unseligkeit des verirrten und, weil es Gott verlassen hatte, von Gott verlassenen Menschengeschlechts, daß jeder immer über seinen Willen hinaus zu vermögen und auch über seinen Willen hinaus wagen zu dürfen meinte, war diesem Zeit-

aller eigen, und warum es ihm eigen war, ist anderswo genug von uns gesagt worden, also daß es nicht wiederholt zu werden braucht. Dieser allgemeine Karakter der Zeit ward von dem eitelsten und leichtsinnigsten Volke der Welt auf seinen höchsten Gipfel hinaufgetrieben, es ward in ein ordentliches Schauspiel verwandelt. Kein Unrecht thut den Franzosen, wer ihren Karakter einen schauspielerischen Karakter nennt, ja wer behauptet, daß ihre Geschichte seit zwei Jahrhunderten eine theatralische Geschichte gewesen ist, worin die anderen Völker, besonders wir Teutsche, häufig die Rollen der Bedienten und Hausknechte haben spielen müssen. Sie haben den großen Ernst, der mitten in aller Unstätigkeit und Narrheit dieser Zeit lag, und den größeren Ernst, der, wären sie die rechten Weissager und Führer dieser Zeit gewesen, so leicht in sie hätte gebracht werden können, in baarer und kindischer Eitelkeit und Prahlerei verspielt und zu eitlen Pracht- und Knallstücken (auch die Kanonen haben sie nur so gebraucht) verwandt, bei welchen alles auf die Wirkung berechnet war, was sie den Effekt nennen. Gott, der nicht zulassen konnte, daß das Heilige und Große länger von den Unreinen beschmutzt und entweiht würde, daß selbst die unsterbliche Freiheit und die ewige Gerechtigkeit, wovon sie so laut klangen und wovon ihre Herzen nichts wußten, nicht zum Gespötte der Thoren und Despoten erniedrigt würden, hat darein gesehen und darein geschlagen und ihnen die Rolle abgenommen, die sie durchzuspielen sich unwürdig bewährt hatten.

Das Eitle, Springende und Unstäte des Zeitalters als eine allgemeine Krankheit war auch in den andern Völkern, es war auch in uns Teutschen, und es ist immer noch genug in uns. Dies ist begreiflich und in so weit verzeihlich, theils weil die Zeit selbst als eine mächtige Influenza, die alle nothwendig mit ihren Trieben und Neigungen anstecken mußte, alle, die in ihr lebten, ergriff, theils weil es die Eigenthümlichkeit ungeheurer Weltwechsel und Weltumwälzungen ist, daß die Kräfte aus ihrem natürlichen Gleichgewichte geschüttelt sind. Uns und unsern Zeitgenossen ist begegnet, was Menschen begegnet, die an einem reissenden Strome stehen und die wilden Wasser mit ungeheurer Geschwindigkeit vor sich hinschießen sehen. Wie diesen dann oft zu Muthe ist, als sey das Leben nur eine mitfließende und mitfortschießende Welle, und als sey es das Rathlichste, sich sogleich mit fortzustürzen und die einzelne Nichtigkeit dem großen Ganzen hinzugeben: so haben die Zeitgenossen sich dem Unmaaße der Geschwindigkeit, welches in den Begebenheiten geherrscht hat und herrscht, selten gewachsen gefühlt. Es ist durchaus ein Unverhältniß der physischen und der geistigen Kräfte eingetreten; so geschwind ist der Strom der Zeit oft fortgebrauft, daß die Betäubten kaum Athem holen, geschweige denn sich über sich selbst und über die Welt und die Dinge um sich her klar besinnen können. Beispiele erklären die Sache: ich will einmal sagen, in welchen Gefühlen ich mich und meine Zeitgenossen oft überrascht habe.

Was siehst du alle Tage, wann etwas in Bewegung, be-

sonderes in geschwinder und getummelter Bewegung ist? Du siehst bald alles auf den Beinen, alles aufrührisch und wild und gedankenlos durch einander hinfahren; und fahren nicht auch deine Gedanken so mit hin? Steh nur als Zuschauer und laß drei vier Reiterregimenter sich plötzlich in gesprengten Galopp setzen, deine Seele in die galoppirt mit fort; laß nur einige Regimenter Fußvolk unter geschwindem Trommelschlage deinem Fenster vorüberziehen, nicht bloß deine Füße schlagen unwillkührlich den Takt, auch deine Seele schlägt ihn; sieh nur viele Menschen in geschwinder Eile wohin laufen, du setzest dich selbst in geschwinderen Schritt, ohne daß Neugier oder Angst dich treibt — So hangt der Mensch von dem Kleinsten und Gewöhnlichsten ab, wie sollte er denn von dem Größten und Ungewöhnlichsten nicht ganz anders ergriffen und fortgeschnellt werden? Wenn nun nicht bloß ein paar tausend Pferde, oder ein paar tausend Menschen auf den Gassen, oder ein durch Regen über sein Gewöhnliches angeschwollener Strom vor den Blicken des Schauers hinlaufen, wenn die ganze Zeit mit ihrem allmächtigen Weltstrom in Sturmesgeschwindigkeit fortsaust, wenn die Begebenheiten und Entscheidungen sich mit Blitzesschnelle vor uns hinwälzen und den Augen des beschränkten Wesens kaum einen Punkt lassen, worauf sie sich ausruhen können, wenn der Donnergott sein ganzes Feuergespann angeschirrt zu haben scheint, und Donner und Blitze als flammende Boten vor ihm herlaufen, wenn mehr als Ein Phaeton mit umgeschlagenem Sonnenwagen vor unseren erschrockenen Blicken

zerschmettert herabfährt — dann ist die Gewalt der Natur häufig mächtiger, als die Gewalt des Geistes, dann sind die Kräfte aus dem Gleichgewichte, es ist der Zustand eingetreten, von welchem ich eben sagte, es sey ein Misverhältniß der physischen und geistigen Kräfte da. Physisch nennen wir aber, wenn wir das, was drinnen in der Brust des Menschen waltet, als eine besondere Kraft setzen, alles Aeussere und von aussen herein auf die Menschen Dringende und Wirkende, also daß auch die halbgeistigen Kräfte, z. B. auch das Politische, welches zum Theil halbgeistiger Natur ist, mit dazu gerechnet werden. — Und wirklich das mag man wohl in den geringsten und unbedeutendsten Erscheinungen dieser wunderbaren Zeit wahrnehmen, daß die meisten Menschen wegen der Geschwindigkeit der Begebenheiten und wegen des unaufhörlichen Hin- und Herrollens derselben, die gleich einem Weltmeere kommen und gehen, ungefähr in der Lage sind, wie diejenigen, welche in Feuers- und Wassersnöthen umherlaufen, und nicht wissen, was sie zuerst ergreifen und retten sollen. So machen wir in der Verwirrung das Vorn und Hinten und Zuerst und Zuletzt bunt durch einander und wissen in der Betäubung das Wichtige von dem Unwichtigen und das Nöthige von dem Unnöthigen nicht immer zu unterscheiden. Das aber begegnet auch den Muthigsten und Besonnensten, daß sie häufiger aus dem Gleichgewichte des Urtheils, als aus dem Gleichgewichte des Muthes fallen. Wenn der Wirbel und Strudel der Dinge, wovon sie umbraust

werden, sie auch eben nicht mit Angst und Schrecken forttreibt, so sind sie doch irdische Menschen und ihnen muß begegnen, was allen irdischen Wesen begegnet, das Bild der sie umgebenden Welt muß auch in ihrem Innern widerscheinen, sie müssen drinnen ein Gleichniß von dem sehen und erleiden, was ihnen draussen widerfährt: sie können nicht ruhig und besonnen bleiben, wie die seligen und in unsterblicher Freude schaffenden und waltenden Götter, die alles Aeußere als etwas wirklich Aeußerliches und Zufälliges vorüberwandeln lassen — sie müssen die Schmerzen und Schrecken und, wenn sie auch die Stärksten sind, doch die Aehnlichkeiten der äußeren Dinge in ihrem Innern empfinden und darstellen. Und in der That, es ist nicht anders. Auch die Besonnensten tragen im Innern ein Gleichniß des Aeußeren. Weil die Welt draussen mit so erstaunlicher Geschwindigkeit fortrollt, weil die athemlose Zeit sich oft zu überlaufen scheint, so däucht es dem Geiste drinnen, der ruhig walten und die äussere Welt als das Zufällige und Wesenlose abrollen lassen und nur nach dem ewigen Gesetze alles Schöpferischen und Bildenden im stätigen Gleichmaaße, der äußerlichen Entscheidungen und Entwickelungen unbekümmert, fortwirken sollte, als laufen ihm die Dinge endlich gleichsam weg und als könne er sie nachher nicht mehr einholen. Daher die Sorge um so vieles, was wir gerne bessern und halten mögten, da wir es doch Gott und unsern Enkeln zu bessern und zu halten überlassen sollten; daher das oft so bittere Gefühl der Ungenügs und Unzulänge-

lichkeit, das uns häufig so schmerzlich ergreift, wann uns Thörichten däucht, als könnten wir den Strom dämmen, der nicht nur über alle Ufer und Wehren und Deiche geflossen ist, sondern auch uns selbst schon auf seinen Wogen mit fortspielt. Wir sind Mühlen gleich, die zu viel Wasser haben und deren Kunstwerk vor Ueberfluß stillsteht oder durch den Ueberfluß geschwind zerrieben wird. Bei einigen edlen Menschen kann man dies als eine tiefe Tragödie sehen, wie sie mitten in dieser tobenden Sündfluth der kämpfenden Kräfte wie das Mühlrad stehen, das gern mahlen mögte, aber auch fühlt, daß die erste Welle, die es in Bewegung setzt, der Anfang seiner Zerstörung seyn wird. Das aber begegnet durch eine sehr natürliche Täuschung fast ohne Unterschied allen, daß sie das, was durch den Geist gemacht und erhalten wird, auch eben so geschwind machen zu müssen scheinen, als das Leibliche und Aeußerliche in seiner geschwinden Noth vorüberwandelt. Daher geschieht es denn nicht nur, daß man überhaupt rasch eingreift, um die nächste Noth zu kehren und dem ersten Gedränge zu begegnen, sondern daß man auch da geschwind, ich mögte sagen im Revolutionsschritt, schreitet, wo man mit bedächtiger Besonnenheit wandeln und die Bahn, worauf man geht, Schritt vor Schritt befestigen und sichern sollte. Man geht nicht, sondern man läuft auch in solchen Dingen, die nicht allein von den Begebenheiten und Nöthen des Augenblicks entschieden werden sollen, sondern die künftig selbst die Begebenheiten beherrschen

und Zeiten beherrschen, ja auf gewisse Weise gebähren sollen. Ich spreche hier von Gesetzgebungen und Verfassungen. Man hat in unsern Tagen in drei Monaten oft machen sehen, was vormals in dreißig Jahren nicht vollendet ward; deswegen sind auch alle gepriesene Verfassungsherrlichkeiten fast eben so geschwind vergangen als entstanden. Das können wir aber fast wohl ohne Ausnahme von uns allen sagen, daß in uns ein unwiderstehlicher Trieb lebt, die Entwickelung dieser ungeheuren Zeit zu sehen und wo möglich auch mit bereiten zu helfen. Dieser Trieb ist so gewaltig, daß wir von der Zeit, die doch fast zu geschwinde geht, oft noch gern einen raschern Schritt sähen, und daß wir häufig darüber vergessen, was eben geschehen kann und was nicht. Denn nicht allein die Franzosen haben uns bestochen mit ihrem geschwinden und windigen Wesen, das von Natur alles übereilen muß und von nichts die Stätigkeit suchen und die Reife erwarten kann, das alles aus dünnem Papier und nichts aus festem Herzen zu schütteln gewohnt ist, sondern wir sind recht eigentlich von dem Athem der Zeit angewehet, welche von Wechseln und Neuerungen schwanger ist.

Die Zeiten sind verschieden, und also ist auch das Maaß der Zeiten verschieden, doch giebt es immer ein allgemeines Maaß, das nicht ungestraft überschritten werden darf. Ich will gern glauben, ja ich sehe es sogar aus einigen Zeichen, daß dieses unser Zeitalter geschwinder zum Ziele gelangt mit seinen Bestrebungen und Entwicklungen, als die meisten

früheren Zeitalter; aber daß wir das Meiste übereilen und übermessen, das gewahre ich wohl oft mit Schmerz, so wie ich nur zu oft gewahre, daß die Wünsche und Hoffnungen jetzt doch noch viel geschwinder laufen, als die Thaten. Wie wir in zwei, drei Jahren wieder erlangen und gebessert haben mögten, was unsre Vorfahren in fünf Jahrhunderten verloren und verdorben haben, so mögten wir auch das in fünf oder in zehen Jahren entstehen und sich vollenden sehen, was sonst kaum in Jahrhunderten geworden ist. Ein fremdes Volk, das uns unterdrückt hat, abschütteln und die Freiheit wieder gewinnen kann das Werk einzelner großer Menschen, das Werk einiger kühnen Anstrengungen und glücklichen Schlachten seyn; bleibende Gesetze ordnen und gerechte Verfassungen befestigen ist allein das Werk besonnener Weisheit, langer Erfahrungen, und oft auch vielfältiger Proben und schwerer Kämpfe. Wie die Naturforscher sagen, daß die Leiber, welche am langsamsten das volle Wachsthum erreichen, auch die ausdaurendsten sind, so halten die Verfassungen gewöhnlich auch am längsten aus, welche sich im vielfachen Gedränge und Kampfe langsam entwickelt haben. Denn nicht was auf dem Papiere steht und mit Eiden, die eben so leicht zerreißlich wie Papier sind, bekräftigt worden, ist die Freiheit, sondern was sich durch festes und muthiges Ringen um die schönsten Güter in den Herzen der Bürger festgewurzelt hat, das drückt dem Papiere das rechte Bestätigungssiegel auf, das ist, die Verfassung, die in der starken Brust verfaßt ist. Wie lange

kämpfte in Rom nicht ein Pöbel, sondern ein edles, genügsames und tapferes Volk, ehe es der festverketteten Hierarchie theokratischer Patricier das Gebührliche abringen konnte! stritten die italischen Städte nicht über ein Jahrhundert, ehe sie von den teutschen Kaisern als freie Städte erkannt wurden? Hat nicht Großbrittannien fünf Jahrhunderte bedurft der schwersten und blutigsten Wechsel, ehe die verschiedenen Gewalten des Volks sich gegen einander in ihr rechtes Gleichgewicht setzen konnten? Ist nicht Schweden länger als zwei Jahrhunderte durch viel schweres Unglück und blutiges Unheil gegangen, ehe die verschiedenen Stände mit anerkannten Rechten einander gegenüber standen? Darum sollen wir geduldig seyn, wenn nicht alles so schnell reift, als unsre Begierde, die Erfüllung der Zeit zu erleben, und unser Eifer für das Vaterland vielleicht schnell sind.

Es sind aber viele, die nicht allein durch französischen Wahn bestochen noch durch den geschwinden Gang der Begebenheiten verführt mit wälscher Geschwindigkeit auch bei uns alles eingerichtet und mit wälscher Gefügigkeit alles nachgeahmt wissen mögten, sondern die mit recht hellen Sinnen und mit recht vollem Bewußtseyn, warum sie es thun, dem Französischen anhangen und auf die französischen Ordnungen und Einrichtungen als auf rechte Muster für Teutschland hinweisen. Ich habe früher schon angedeutet, daß das napoleonische Kaiserthum da anfing, wo das römische aufhörte, daß es das Bild wiedergab, was Ammianus Marcellinus, der gegen den Ausgang des vierten Jahrhun-

berts lebte, uns von seinem Zeitalter entwirft; es war in vielen Beziehungen das goldene Reich der Beamten. Aber außer irdischen Vortheilen empfahl es sich den meisten Beamten und allen mittelmäßigen Köpfen noch durch einen im Kleinen wenigstens vollendeten Mechanismus, bequem und leicht für die Verwaltung, und mit jener Täuschung, welche die Mittelmäßigkeit so leicht für Vollendung nimmt, als wäre in dem künstlich zusammengegliederten und schlau in einander gehäkelten Wesen, das der Despotismus schlau für sich berechnet hatte, ein eigenes selbstständiges Leben gewesen. So sind die französischen Gesetze und Einrichtungen häufig auch von solchen gelobt und bewundert worden, die eben keine Rücksichten der eigenen Vortheile dabei hatten. Wir wollen nun, indem wir den Geist der französischen Verwaltung und die französischen Verwaltungsgrundsätze nach unsern Ansichten und Gefühlen unerbittlich verdammen müssen, gar nicht in Abrede seyn, daß in den französischen Einrichtungen nicht auch manches Löbliche und Nachahmungswürdige sey; aber ob wir es nachahmen dürfen, und wie wir es nachahmen können, das ist wieder eine ganz besondere Frage, die wir hier freilich nicht erschöpfen können, deren Beantwortung wir aber doch mit einigen Fingerzeigen andeuten müssen.

Es giebt allgemeine Gesetze, einzelne einfache und große Gesetze, worauf die bürgerliche Gesellschaft überhaupt ruht. Solche sind fast allen Völkern gemein, besonders den Völkern, welche das gemeinsame Band der christlichen Religion

umschlingt. Von diesen allgemeinen Gesetzen ist hier nicht die Rede. Außer diesen allgemeinen Gesetzen giebt es aber noch eine Menge anderer Gesetze, welche ich Gesetze des zweiten und dritten Ranges nennen mögte. Diese stehen nicht so rein da und können ihrer Natur nach nicht so rein da stehen, als jene ersten; sie sind meistens gemischte Gesetze, von vielfachen Beziehungen und Rücksichten abhangend und davon gemodelt und bestimmt; sie werden durch örtliche, zeitliche, klimatische und volkliche Verhältnisse und durch vielerlei Dinge oder Nebendinge auf die mannigfaltigste Weise verschieden verändert und gebraucht. Dies sind die Gesetze, in welchen keine unumgängliche und unbedingte Nothwendigkeit ist. Diese Art Gesetze können für das eine Volk heilsam und nützlich seyn, sie können ihrem ganzen Zusammenhange nach mit der Verfassung und der Eigenthümlichkeit und Beschaffenheit des Landes und Volkes, für welche sie entworfen sind, hohes Lob und sogar Achtung verdienen, ohne daß man sie deswegen einem jeden Volke unbedingt zur Nachahmung empfehlen könnte. Solche Gesetze meine ich hier.

Für uns Teutsche tritt nun in Ansehung der Franzosen und des Französischen noch eine andere Rücksicht ein, die wir wohl erwägen sollen. Die Franzosen sind seit drei Jahrhunderten unsre ärgsten Feinde gewesen; wir haben überhaupt in der Geschichte keine schlimmeren Feinde gehabt als sie und die Römer: doch haben die Römer vielleicht endlich mehr durch uns gelitten, als wir durch sie. Das könnte den Fran-

losen aber zuletzt auch so gehen, wenn sie fortfahren unsern gerechten Zorn zu reitzen. Es ist freilich ein Grundsatz, wogegen nur ein Narr etwas einwenden könnte, daß man das Gute annehmen und sich aneignen soll, wo man es nur findet; aber es bleibt darum nicht weniger wahr und durch tausend Warnungen der Geschichte und Erfahrung bestätigt, daß man sich so sehr als möglich hüten soll, von den nächsten Nachbarvölkern etwas anzunehmen, weil dadurch ein Zusammenfluß der Eigenthümlichkeiten entstehen und der wohlthätige Gegensatz aufgehoben werden könnte, der zwischen den Nachbarvölkern, damit sie sich in ihrer frischen Tüchtigkeit behaupten können, grade der allernothwendigste ist. Wenn man sich vor einer solchen Aehnlichung mit jedem Volke hüten muß, so muß man sich besonders davor hüten einem solchen Volke gegenüber, von welchem man Beweise hat, daß es schon lange schleichende Künste der Hinterlist anwandte, der Nachbarn Freiheit zu untergraben, indem es die Verschiedenheit, die sie von ihm entfernt hält, und die Eigenthümlichkeit, wodurch sie auf ihnen selbst gegründet stehen, leise zu verschleifen und auszulöschen sucht. Wie die Franzosen seit Jahrhunderten durch ihre Sprache und ihre Sitten, wie sie seit zwanzig Jahren durch Gewalt und List unsre Tugend und Art angegriffen haben, und wie gefährlich und verderblich uns diese Angriffe geworden sind, wem soll ich hier wieder erzählen, was wir alle wissen? Gegen sie also müssen wir mit immer geharnischter Aufmerksamkeit auf der Hut stehen, und vielmehr suchen, die letzten Spu-

ren ihres Einflusses auf uns und ihrer Anwesenheit unter uns zu vertilgen, als etwas anzunehmen, was von ihnen kömmt, oder vollends, was ihrem Lande und Volke so eigenthümlich ist, daß es auf irgend eine Weise eine uns ihnen annähernde oder ihnen ähnlich machende Wirkung haben könnte. Wir können, damit wir unsre Freiheit, und vor allen, damit wir unsere germanische Tugend bewahren können, die Klüfte und Abgründe zwischen ihnen und uns nicht schroff und tief genug reissen.

Wir werden bei näherer Erwägung und Untersuchung dieses für die Gesetzgebung so wichtigen Gegenstandes aber finden, daß, selbst abgesehen von diesem letzten allerwichtigsten Grunde, das meiste Französische fast gar nicht für uns paßt, so groß ist die Verschiedenheit der Länder und Völker fast in allen Beziehungen und so verschieden ist schon die Grundlage der beiden Staaten, nemlich des teutschen Staates und des französischen Staates, indem die Franzosen eine zusammenhaltende und zusammengehaltene Einheit der Herrschaft und wir eine auseinandergehende und auseinandergerissene Vielheit der Herrschaften haben. Dies schon, der andern ungeheuren Unterschiede gar nicht zu gedenken, giebt eine Verschiedenheit, die auch wieder eine Verschiedenheit der meisten Einrichtungen und Ordnungen verlangt, welche die beiden Völker machen können. Wir leugnen hier gar nicht, daß die Franzosen, welche sich zu einem ordentlichen organischen Leibe abgerundet und abgeschlossen haben, in dieser Hinsicht schon einer weit vollkommneren Gesetzgebung

fähig sind, als wir bis jetzt, wir leugnen deswegen auch nicht, daß sie nicht wohl manche Einrichtungen haben, die besser sind als die unsrigen zum Theil; aber deswegen sind sie noch für uns nicht besser. Die Wörtlein gut und besser und best sind überhaupt beziehliche Begriffe, obgleich man oft so viel mit ihrer Allgemeinheit herr. Am wenigsten aber wollen wir das hier loben, weswegen alles Französische, was sie machen und thun, von so vielen angestaunt und bewundert wird und weswegen die selbstgefällige französische Eitelkeit sich so gern in erträumter Vollendung und Vollkommenheit spiegelt: ich meine jene Fertigkeit des Mechanismus, den sie in allen Dingen haben und wodurch sie ihnen selbst und andern auch da oft den Schein eines lebendigen Lebens einbilden, wo doch nichts als der leere und hohle Tod ist. Die Saite, die ich hier berührt habe, läuft so tief in die Geschichte hinein und trifft durch den Gegensatz, den sie in uns gegen die Wälschen zeigt, unser ganzes innigstes Wesen zu nah, als daß ich sie nicht noch weiter fortklingen lassen sollte. Wie wäre es, wenn sich endlich das Fröhliche ergäbe, daß grade unsre Unfertigkeit in vielen Dingen uns ein gewaltiges Lob wäre und die herrlichste Hoffnung, jenen aber ihre gepriesene Fertigkeit und Gewandheit kleines Lob zu großer Hoffnungslosigkeit? Unsre bösen Nachbarn und der Gegensatz, worein uns ein billiger Zorn gegen sie stellt, haben uns in den letzten Jahren wider ihren Willen manches Gute gethan; sie können uns vorzüglich zu dem Bewußtseyn unsrer Eigenthüm-

lichkeit und zu dem Bewußtseyn der Stelle helfen, worauf wir in der Weltgeschichte stehen und worauf wir stehen sollen. Wir kommen, dem Faden folgend, wozu unsre Betrachtungen sich ausgesponnen haben, wie von selbst auf etwas, was wir auf dem Anfange unserer Bahn weder suchten noch sahen, nemlich auf allerlei Räthselfragen über die verschiedenen Entwickelungen der Völker und über die Entwickelungsperioden des Christenthums, Fragen, die sich freilich tief in Geheimnisse hüllen, deren Nachspürung aber einen so großen Reiz hat, daß man von ihr nicht lassen kann, wenn man auf dem dunklen Pfade auch nur einige schwache und einzelne Schimmer und Schattenähnlichkeiten, deren Gestalten schwer zu zeigen sind, finden sollte.

Diese Fragen, die sich hier wie von selbst aufdringen, erinnern auch wie von selbst an das, was wir im 3ten Hefte des I. B. (S. 254) unter der Aufschrift: Welche Franzosen ich denn eigentlich meine? gesagt haben, so wie an folgende Worte, die in demselben Hefte (S. 312) stehen und die wir hier wegen ihrer genauen Beziehung auf das, was wir sagen werden, noch einmal anführen müssen. Sie lauten also:

„Ein Volk, in welchem alles mechanische Fertigkeit „geworden ist, in welchem das Denkende oben liegt und „das Empfindende zurückgetrieben oder zur Lüge und „Fratze übertrieben ist, in welchem die sinnenden und schaf„fenden Geister, die uns wieder zu den Bildern des ver„lornen himmlischen Zustandes zurückmahnen, in zurücke

„ spielen, ausgeleert sind — ein solches Volk hat die schönste „ Seite des Daseyns verloren, das, was den irdischen Zu„ stand zuweilen allein noch mit überirdischer Freude bedecken „ kann: ein solches Volk kann keine Reue haben über verlornes Glück, keine Sehnsucht nach höheren Gütern, die „ Erde mit ihren Lüsten und Begierden fesselt es ganz, die „ irdischen und elementarischen Geister, deren Name Stolz, „ Ehrsucht, Eitelkeit, Habsucht, kurz deren Name alle Suchten ohne Unterschied sind, treiben es in wilden Leiden„ schaften umher und schließen das eitle und armselige Leben „ hier auf Erden schon zu."

Weil nemlich in der Entwickelung der Zeiten und in den eigenthümlichen Erscheinungen, welche die verschiedenen Völker entweder immer oder in ihren verschiedenen Bildungsepochen offenbaren, durchaus kein Ungefähr, sondern gewiß eine genaue Folge und ein enger Zusammenhang ist, so ist es nächst der Bewunderung einzelner großer Karaktere, welche die Weltgeschichte gleichsam auf ihren Schultern tragen, das Anziehendste, den Quellen dieser Erscheinungen nachzuspüren und die Bedeutungen aufzusuchen, welche in ihnen zu liegen scheinen. Wir haben eben eine Schilderung gehört, welche auf die armen Franzosen angewandt werden soll, wir haben auf den Titel einer kleinen Abhandlung (Welche Franzosen ich denn eigentlich meine) hingewiesen, wo versucht worden ist, geschichtlich darzuthun, wie sich im Norden und in der Mitte Frankreichs um den Mittelpunkt Paris dasjenige erzeugen und ausbilden und zu

dem Volke und zu der Art gestalten konnte, welche man nachher ausschließlich das französische Volk und die französische Art genannt hat, die alle übrige Franzosen auch von anderer Art mit ihrem Gepräge ausgestämpelt haben und die alle redliche Teutsche besonders seit den letzten zehn Jahren angefangen haben als das gradeste Widerspiel ihrer Art und ihres Gemüthes recht von ganzem Herzen zu hassen.

Schon anderswo als in diesen fliegenden Blättern habe ich die Franzosen ein logisches und mechanisches Volk genannt. Jemehr ich aber das Volk bedenke, desto klarer wird es mir, daß das Wörtlein mechanisch ganz auf sie paßt. Sagt man mir, wie ich denn seinen Ungestüm und die Sprünge, die es früher schon so oft und zuletzt noch in der letzten großen Umwälzung gemacht hat, erklären wolle, wie ich denn behaupten könne, daß ein Volk, das so viel Fantasie hat, ein mechanisches Volk sey, so antworte ich, daß ich eben die Fülle dieser Fantasie leugnen muß. Eben weil diese Fantasiefülle fehlt, weil das Uebergewicht des Logischen und Dialektischen und des trockenen Verstandes da ist — daher diese Sprünge und diese wilde durch keine sanften und liebenden Triebe gehaltene Heftigkeit, die sich gebehrdet, als ob sie Bäume ausreissen wolle, wann sie mit Strohhalmen spielt. Denn eben die stille und schöpferische Fantasie ist es, welche die Leidenschaften bändigt und dem Menschen jenen Stämpel von Milde und Freundlichkeit und Schwärmerei giebt, die wohl am meisten seinen höheren Ursprung verrathen. Wie der Koller in dem ausgetrockneten

Gehirn von Pferden entsteht, so ist das, was der Franzose Fantasie nennt, eine Art Koller selbstgetriebener und aufgeblähter Leidenschaftlichkeit, die sich zum Übermaaße des Jammers bei aller ihrer wirklichen oder scheinbaren Wuth immer noch bewußt ist. Dies geht durch die ganze Sprache und die ganze Sitte und Kunst des Franzosen: er ist ein Schauspieler, und all sein Thun und Leben ist ein ewiges Theaterstück. Das Trockene hat bei ihm das Flüssige, das Scharfe das Weiche, der Kopf das Herz verschlungen: das Unbewußte, das Gemüthliche, das Selige, das mit Göttern und Geistern Spielende und gleich Göttern und Geistern Wirkende und Schaffende ist aus ihm heraus, und deswegen ist er da ein Spötter und Kritiker, wo glücklichere Völker gern die Gläubigen und Wähnenden sind. Weil er das Höchste nicht empfindet, so kann er es auch nicht begreifen und die Unbewußtheit und Einfalt großer Gemüther und die Unbewußtheit und Einfalt einer edlen Kunst dienen ihm zum Spott und Gelächter, und er preist uns seine trockene Nüchternheit, seine bestimmte Verständigkeit, seine mit dem kleinen logischen Maaße abgemessene Richtigkeit als das Erste und Höchste, und damit er in der Kunst den Mangel ersetze, der in allem Trockenen und Nüchternen und allein Mechanischberechneten liegt, so giebt er dort seiner Fantasie wie ein wüthiger Donquixote die Sporen und läßt den kollerigen Gaul Sprünge machen: damit er den heiligen Wahnsinn der Musen ihm selbst und andern heuchle, berauscht er sich zu einer wilden und tobenden Leidenschaft-

lichkeit, deren Wildheit er nicht mit jenen Grazien verziert, welche die Gesellinnen der Olympier sind, sondern mit der geselligen Aeffin, die er Grazie der Gesellschaft, einzige Grazie in Europa, französische Grazie nennt, die aber von jenen, welche droben der Unsterblichen Gespielinnen sind, nie etwas vernommen hat. Die Kunst soll freilich mehr darstellen als das gewöhnliche Seyn, sie soll den Menschen zu den Gefühlen und Anschauungen eines höheren Seyns erheben, sie soll durch die zauberischen Täuschungen eines schöneren Scheins, als die gewöhnliche Wirklichkeit zeigt, den Glückseligen, der sich ihr ergiebt, wieder in das Urland der Unschuld und Einfalt zurückspielen. Aber wehe dieser Kunst, wenn sie den Schein aus Scheinen herausspielen will! dann wird sie aus einer anmuthigen Zauberin eine bösliche Hexe, und sollte gleich andern übelthätigen Hexen mit Feuer verbrannt oder in Wasser ersäuft werden. Weil dem Franzosen die stille und freundliche Beschaulichkeit, die warme, volle und blühende Fantasie und das einfältige Kinderherz fehlt, wodurch Kunst allein geschaffen und genossen werden kann, so muß er alles übertreiben und die Wahrheit des schönen Scheins, die ihm und seinen Kunstwerken abgeht, durch den Schein des Scheins zu ersetzen suchen. Daher die gesuchten Wortklänge, die prunkenden Schimmer, die verfratzten Leidenschaften, daher in allem, was er macht, das viele Scenische und Theatralische, was alles mehr auf den äusseren Eindruck, auf das Gefallen und die Wirkung des Augenblicks, als auf das In-

gere und auf die Anerkennung eines kindlichen und frommen Herzens berechnet. Das aber ist die merkwürdigste Erscheinung in der französischen Kunst, die das Ebengesagte bestätigt, daß von dem Geiste des Christenthums so wenig darin erscheint.

Dieser Geist des Christenthums, ein Geist der Liebe und Freude, der sich über das All und durch das All ergießt und seiner ursprünglichen Bestimmung nach, die von thörigten Dogmatikern späterhin so verkehrt und verunstaltet worden, in tausend verschiedenen Gestalten und Verwandelungen über die Erde hinspielen kann, dieser Geist, den ich einen liebenden Naturgeist nennen mögte, gleichsam ein himmlisches Kind, das von allen Seiten wie Blumen sprießen und ausschlagen kann, dieser vielgestaltige, tausendfaltige und in allen Wechseln der Gestalten und in allen Verwandlungen doch immer der eine und derselbe Geist, hat den Menschen hinausgerissen aus dem sündlichen Wahn der Einzelnheit, und, ihn vergrößernd und ihn erhebend, ihn wieder zu einem Theile des Ganzen, zu einem Theile Gottes gemacht. Die Heiden, d. h. die Heiden, welche wir am besten kennen, die Griechen und Römer, wollten in der Abgeschlossenheit und Festigkeit ihres Lebens, in der Vollendung der sinnlichen Kraftfülle und des sinnlichen Genusses schon Götter auf Erden seyn, und auch ihre Götter waren nichts Anderes, als idealisirte irdische Götter. Der Christ giebt das einzelne Daseyn, die irdische Gottheit, freudig auf, und will, immer sehnsüchtig in Liebe und

Glauben der großen Urquelle wieder zufließen, nemlich Gotte. Freilich fühlt er sich als eine Einzelnheit und wird auch dies Bewußtseyn nie verlieren, selbst droben bei den Seligen nie ganz; aber je mehr er sich von dieser Einzelnheit und von ihren engen Sorgen und Plagen erlöst, desto freier, glücklicher und stolzer wandelt er hier unten, desto mehr fühlt er sich in Frieden und Eintracht mit Gott und mit der Natur. Weil das Christenthum so ist, weil es die Menschen gleichsam aus dem engen Kerker der einzelnen Abgeschlossenheit, die dem Gefühle der Sündlichkeit und Kümmerlichkeit nie entrinnen mag, befreien soll, so muß es die Natur auch als ein freieres Spiel Gottes zeigen, es muß in jedem Theile des Alles von dem Blümchen bis zur Eiche und von dem Wurm bis zum Menschen und von dem Funken bis zur Sonne einen Bruch der Gottheit zeigen, ein kleines Spiegelchen des Unendlichen, den sterbliche Augen im reinen Lichte nicht zu schauen vermögen. Diese blühende Weltansicht und diese tiefe Weltliebe giebt eine freiere und muthigere Beweglichkeit der Geister; wo die Gestalt nicht mehr, wie im Heidenthum, als das Leben selbst festgehalten wird, wo der Geist allein immer und immer als das Einzigwirkliche und Lebendige und Unsterbliche gefühlt und geglaubt wird, wo er selbst als ein Gott oft den beengenden Kerker des Leibes sprengen und auf freiesten Flügeln sich durch das All umschwingen, und sich allen Wesen der Natur als ein Bruder anschmiegen und sich in Liebe ihnen gleichsam einleiben kann, da wird das ganze Leben und alles, was der

Mensch aus dem Leben und aus seinem Innern schaffet und bildet, den Bildern und Anschauungen gleich, die diese Religion dem Menschen zeigt; das Abgeschlossene, Bestimmte und Gehaltene tritt mehr in den Hintergrund, und das Bewegliche, Spielende und Ueberschwebende, eigentlich das Ueberschwängliche, wird hinfort des Lebens Leben seyn. Gleich Vögeln, die immer von der Erde wegfliegen zu wollen scheinen, und die von Kindern in süßen Wahnen so oft in den Himmel fliegend geglaubt werden, gleich Blumen, deren blizzende und sehnsüchtige Augen mit allen Sternen des Himmels süße Buhlschaft zu treiben pflegen, spielen die Menschen zu allen Gestalten hin, die als eben so viele Wiederscheine des einigen Gottes geglaubt werden. Diese Art, welche aus dem Christenthume gebohren ist, kann die musikalische Art genannt werden, weil die Musik nichts Anders ist, als ein Hinspiel zu allen Gestalten, ja gleichsam ein Vorspiel aller Gestalten. Wir Christen suchen nicht mehr die Maaße und Gewichte der Dinge, kurz das die abgeschlossene Einzelnheit, die feste Gestalt Bedingende als das Höchste, sondern was durch diese Maaße und Gewichte gemessen und gewogen wird, der Inhalt, ist uns das Höchste. Dem Heidenthum war die Gestalt selbst, besonders die in Schönheit und Stärke vollendete Gestalt, das Leben und der Gott im Leben: es schloß seinen Zirkel hier unten vollkommen ab, ohne viel zu sorgen, wie es jenseits seyn würde; seine Art war das Feste, das Bestimmte, weswegen man sie die plastische Art genannt hat im Gegensatze gegen das musikalische Christenthum.

Christus der Herr hat gesagt: So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen, und an einer andern Stelle: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes; er hat den zornigen und rächerischen Gott der Juden und die sinnlichen und sorglosen Götter der Heiden in einen liebenden und freundlichen Vater verwandelt, dessen Herz für alle seine Kinder in treuer Liebe offen steht, der nie den Menschen fremd geworden war, sondern vor dem die Menschen bange und scheu geworden waren wegen der Sünde; er hat die Lehre von der Kindschaft wieder auf die Erde gebracht, die Lehre, daß wir alle Kinder Gottes sind und Erben des himmlischen Reiches und daß wir alle Einen Vater haben und Einen Herrn. Aber obgleich Christus uns von der Furcht vor der Sünde erlöset hat, hat er die Sündlichkeit doch nicht wegnehmen können aus unserer irdischen Natur, und bei allem Glauben und aller kindlichen Zuversicht auf die unerschöpfliche und unergründliche Liebe mußte der Mensch noch immer im Staube und in der Asche Busse thun und die sündliche und irdische Natur zerknirschen, damit die reine und himmlische Natur, der Funke Gottes, der in seine Brust gesenkt ist, würdig würde, wieder zu ihrem Ursprunge zurückzukehren. Aber doch mitten aus diesem Gefühle der Sündlichkeit und also auch aus dem Gefühle der Nothwendigkeit unablässiger und unermüdeter Reue und Busse flogen und sproßten die musikalischen Vögel und Blumen hervor, wovon wir oben

gesprochen haben, und schmückten und erfreuten die sündliche und vergängliche Welt der Erde mit himmlischen Klängen und Scheinen: es entstand frühe eine christliche Kunst, deren Karakter durchaus musikalisch ist, d. h. keine Gestalt bestimmt und fest schließend, sondern zu allen Gestalten hinspielend, indem sie aus allen Gestalten herausspielte. Man hat dies auch wohl den Orientalismus des Christenthums genannt, nicht mit Unrecht, wenn man Aehnlichkeiten gegen einander hält, ganz mit Unrecht, wenn man darin eine historische Herleitung finden will. Freilich strömt der Geist der Weltgeschichte mit seinem unendlichen Strome, der oft als ein unsichtbarer Strom unter Ländern und Bergen hinzufliessen scheint, durch die Jahrtausende fort, und auch, was nicht verbunden und verwandt zu seyn scheint, ist in der Geschichte verbunden und verwandt, und so ist im fernerer Beziehung allerdings auch das Christenthum mit dem Orientalismus verwandt; aber in näherer Beziehung mögte die Herleitung der Entstehung und Entwickelung des Christenthums, gleichsam als aus dem Orientalismus ausgeflossen und durch ihn in den Jahrhunderten vor und nach Christo vorbereitet, wohl eine sehr unglückliche seyn. Das wissen wir durch einzelne Spuren, die uns die Alten aufbewahrt haben, mehr aber durch das, was die Forschungen und Untersuchungen der Europäer in dem jüngsten Jahrhunderte geleistet haben, daß im Orient, in den Ländern, die östlich hinter den Juden und Phöniciern und Hellenen lagen, ein ganz anderes Heidenthum blühete und ganz andere Götter angebetet wurden, als an den Westküsten Asiens und in Hellas und Italien. Das

östliche Heidenthum war unsinnlicher, überirdischer und musikalischer, hatte mehr Spiele der glaubenden Fantasie, als Schöpfungen des ordnenden Verstandes. Wie dem auch sey, die meisten Völker germanischen Stammes und selbst die meisten halbgermanischen Mischlinge sind in dem Sinne ihrer Religion gebildet und erwachsen, haben sich wie Kinder mit einfältigen und unbewußten Gefühlen den musikalischen Spielen der Kunst hingegeben, und so, schaffend, wirkend und bildend, einige schöne Jahrhunderte durchgespielt, bis auch diese süße christliche Unschuldzeit verschwand und der holde Wahn der Kinderträume von unglücklicheren Jahrhunderten verwehet ward, wie ein Sturm aus Norden die Blüthen von den Bäumen wehet, worin eben noch die Vögel und Bienen so lustig sangen und sumseten. Die Teutschen, die Italiäner, die Spanier, die Engländer sind fast in allen ihren Werken musikalische Künstler gewesen, und sind es zum Theil noch. Der Franzose hatte im Mittelalter noch vieles mit ihnen gemein, obgleich sein Hauptstreben immer auf Bestimmtheit des Zweckes und Abgeschlossenheit der Gestalt ging. In den jüngsten Jahrhunderten hat er sich aber mehr verhärtet und die letzten Spuren des Musikalischen zu verwischen gesucht, er hat sich, wie er uns vornehm sagt, nach den Alten gebildet, und behauptet, er sey der einzige ächte Künstler unter den Europäern, bei ihm sey der Geschmack heimisch, bei ihm wohnen die Grazien und Musen, nachdem sie den Olympus und Pindus verlassen haben, alle andere Völker haben hie und da wohl recht feine Ideen und erhabene Bilder gehabt,

über einer Kunst können sie sich nicht rühmen, das Höchste, was sie geleistet, seyen Vorspiele zur Kunst. Diese Einbildung und Ansicht der Franzosen offenbarte sich im vorigen Jahrhunderte bei ihrem Streite über die Vorzüge der alten und der neuen Dichtkunst und offenbart sich am auffallendsten alle Tage bei den Vergleichungen, die sie zwischen ihrem Theater und z. B. dem spanischen und englischen Theater anstellen, und bei den Urtheilen über die sogenannte theatralische Einheit von Ort, Zeit und Personen. Sie beweisen darin, daß sie von dem Geiste der neuen Kunst im Gegensatze gegen die alte Kunst und daß sie also auch von dem Geiste des Christenthums keine Idee haben. Sie finden in den Bestrebungen der anderen Völker allerdings manches Künstlerische und Dichterische, aber sie finden darin keine Kunst. Jenes, was in der spanischen und altteutschen und altenglischen Dichtkunst wie ein kurzer Nachtigallengesang hinklingt und verklingt, wie eine leichte Blüthe vom Baume hinwehet und verwehet, was wie ein musikalisches Mährchen ohne Anfang und Ende bloß spielt, weil es lustig ist zu spielen, was sich nirgends an etwas Festes lehnt und zu etwas Bestimmtem hinneigt, däucht ihnen, wenn sie es am gelindesten beurtheilen, eine liebenswürdige Kinderei: sie nennen es albern, geschmacklos und gestaltlos. Nicht anders sehen sie die sogenannte gothische Baukunst an, die in ihren Bäumen und Blumen und Zierrathen, womit sie in alle Welt hinaus will, auch nirgends ein Ziel und ein Ende hat. Das Alles heißt ihnen tädeske Barbarei. Man könnte es nun

freilich an sich nicht tadeln, daß sie auf das Bestimmte und Festgestaltete halten und hinarbeiten, daß sie das Plastische mehr anzieht, die meisten andern christlichen Völker das Musikalische, wenn dies aus ihnen selbst unmittelbar hervorginge, wenn es nicht ein Nothbehelf ihrer Magerkeit und Dürftigkeit wäre. Weil sie nicht in christlichen Blüthen haben treiben und sprießen können, wie die anderen, weil sie nicht Kindlichkeit und Unschuld genug gehabt haben, daß sie durch das Christenthum wieder in große Kinder hätten verwandelt werden und sich den musikalischen Spielen hätten mit ganzem Gemüthe hingeben können, so haben sie die Kunst aus der Kunst gesucht und sich der Nachahmung der Alten befissen. Weil aber die heidnische Art der Griechen und Römer wenig paßt für diese Zeiten und diese Menschen, so sind auch die Franzosen darin selten innig und warm geworden, und weil sie das nicht geworden sind, haben sie den Mangel an Leben und Wärme durch Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit und durch äussertichen Schimmer und Prunk zu ersetzen gesucht. Wer daher kein Franzose ist, der gewahrt in allen ihren Werken das Bewußte, das Gesuchte, das Eitle und Prahlerische, und vermißt das Einfältige, Fromme, Innige und Blühende, wodurch uns die Werke der Griechen bezaubern und wodurch die musikalisch christlichen Völker uns so wunderlieb dünken. Die gemessene Nichtigkeit, die mechanische Fertigkeit und die Vollendung des Gerüstes kann man freilich den Franzosen nicht absprechen; aber wo kein Leben und keine Seele ist, da macht uns auch die vollendetste äussere

Schönheit bald Langeweile. Kurz, wenn man die Franzosen, welche alles, was nicht von ihnen kommt, im Uebermuthe als unvollkommen und geschmacklos verachten, mit einem gerechten Vergeltungsmaasse messen will, so kann man von ihnen sagen, sie sind vortreffliche Handwerker, sie verstehen alle Kunstgriffe und wissen alle Vortheile sehr gut zu gebrauchen, die durch den immer doch seelenlosen und todten Mechanismus zu erreichen sind.

Und wenn man sie nun weiter auch in dem Kleinen und Gewöhnlichen des Lebens mehr in der Nähe betrachtet, erscheinen sie auch da mehr als Mechaniker denn als Schöpfer, mehr als Handwerker denn als Künstler der Gesellschaft. Diesem wird die ganze feine Welt von Europa widersprechen, aber es bleibt darum nicht weniger wahr. Dieses arme und unglückliche Volk, das dem, der es nach dem ersten äusseren Scheine beurtheilt, so viel zu springen und zu spielen scheint, thut dies doch alles nicht nach der Lust und Freiheit, worin der von dem Bürger befreite Mensch sich so glücklich fühlt, sondern die Großmutter Regel geht ihm immer zur Seite und der alte grämliche Junggesell, Anstand genannt, darf es nimmer verlassen. Bei keinem Volke dienen auch die Männer so knechtisch der Meinung, als bei den Franzosen. Die Jugend hat freilich, wie alle Jugend, auch der Beweglichkeit, Wildheit und Thorheit genug; aber wie selten findest du bei ihr die süße Schwärmerei der Liebe, die feste Treue der Freundschaft, die unbekannte Sehnsucht nach höheren Gütern, und endlich alle die tausendgestaltigen

Launen und Geniusstreiche im Guten und Bösen, die bei dem jungen Teutschen und Engländer das Alltägliche sind? Es ist auch hier mitten in der Beweglichkeit eine matte Gleichförmigkeit und jämmerliche Leerheit, welche die fünfzehen saftigen und blühenden Jahre der schönsten Epoche in eitler Nichtigkeit so hintändelt. Das Leben ist flüchtig, darum genieße der Jugend, hänge dich an keinen Menschen, hänge dich an keine Sache ausschliessend, glaube an keine Treue, glaube an keine Tugend, liebe den Wein, liebe die Mädchen, aber um Gotteswillen gieb dich nie hin; übernimm dich auch nicht, sondern schone kein den Schein, und gieb den Leuten kein Recht zu sagen, du seyest je aus den Gränzen der Schicklichkeit getreten. — Dies sind die sauberen Lehren, womit die Aeltern ihre Söhne entlassen oder welche die Söhne sich aus dem Karakter ihres Volkes bald selbst herausfinden, und selten kömmt einer auch hier aus dem Handwerksmässigen und Herkömmlichen zu eigener freier Genialität, daß er sich seine Bahn selbst breche. Ist die Jugend so ohne eigenen Willen und ohne Liebe und Haß vertändelt und sind ihre sinnliche Triebe kirr geworden, so tritt endlich der gesetzte und gemachte Mann auf, den man den Mann der Gesellschaft nennen könnte. Natürlich wird die langweilige mechanische Handwerkerei immer ärger, so wie die Jahre wachsen; denn wer im zwanzigsten und dreißigsten Jahre sich nicht frei zu machen wußte, wie sollte der

es im vierzigsten und sechzigsten Lebensjahre können? Auch ist die Gestalt dieses Lebens in der That durch die Regel bestimmt: Sprache, Sitten, Bewegung, ja Kopf Hand und Fuß sind darin vorgeschrieben, wie sie seyn und wie sie es machen sollen; mit der erbärmlichsten Peinlichkeit machen sie über diese gesellschaftliche Uebereinkunft, die sie Schicklichkeit, Anstand, ja wohl gar gesellige Tugend nennen: ein kahles und leeres Ding, das durch alle angebohrne Munterkeit und Gewandtheit des Franzosen nicht geistig lebendig werden kann. Doch rufen die Franzosen: nichts ist liebenswürdiger und unterhaltender als ein Franzose, der sich die wilden Hörner der ersten Jugend abgestossen hat, und die ganze vornehme Welt von Europa ruft es ihnen nach. Sie wissen auch hier durch eine gewisse äussere Gewandtheit und durch eine gewisse Quecksilbrigkeit ihrer Bewegung und Geläufigkeit ihrer Zunge zu täuschen, sie wissen sich wohl das Ansehen zu geben, als hätten sie das gesellschaftliche Leben zur freien und anmuthigen Kunst erhoben; bei'm Lichte besehen aber ist es alles nur Werk der Uebung und Uebereinkunft, und keinesweges Werk der Freiheit und Lust: ihre Gesellschaft ist manierirt wie ihre Kunst, sie erscheinen auch hier nur wieder als Mechaniker und Handwerker.

Dasselbe tödtende Einerlei, das in der Kunst und in dem Leben der Franzosen vorherrscht, geht auch durch ihre politische Geschichte. In jener großen Zeit, die wir jetzt das Mittelalter nennen, die aber bei vielen europäischen Völkern das

Kindesalter genannt werden könnte, haben sich die Triebe der meisten Völker unsers Welttheils gleichsam für alle künftige Zeiten abgedruckt, so daß wir aus ihrem Spiele und ihrer Entfaltung ungefähr ahnden konnten, wie sie in künftigen Zeiten seyn würden. Auch da steht das französische Volk weit hinter der Großartigkeit der Spanier, dem freien Streben der Engländer und der kühnen und freien und lustigen Mannigfaltigkeit der Teutschen und Italiäner. Nur die langen Kämpfe mit den Engländern bringen einigen Reiz in seine Geschichte; für die stolze Freiheit und für merkwürdige Eigenthümlichkeiten der Verfassungen ist die Ausbeute gering. Schon seit dem dreizehnten Jahrhundert ward die Geschichte Frankreichs fast bloß eine königliche, später wurden die Hauptstadt und der Hof immer mehr ihr Mittelpunkt, und endlich, als die letzte einzelne Freiheit verschwunden war, konnte man fast ganz Frankreich aus Paris und aus dem Karakter des jedesmaligen Königs erklären und beschreiben, weil das Volk nie eine feste Eigenthümlichkeit gegen die Gewalt hat setzen können. So ist es immer gewesen, und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag, wenn gleich einige wilde Getümmel und rauschende Umwälzungen es einem zuweilen anders einbilden mögten. Sie haben aber nie etwas Großes und Freies hinter sich gelassen.

So sind die Franzosen fast in allen Beziehungen, unter welchen man sie betrachten mag, nur eine andere Art europäischer Chinesen, bei welchen das Meiste bestimmt, gemessen, abgemacht ist, und nach ihrer Meinung kaum anders seyn

kann, als es ist. Sie haben auch das mit den Chinesen gemein, daß sie sich allein von allen Europäern für die kunstreichsten, geistreichsten und vollendetsten halten, ja daß sie sich seit hundert Jahren so ganz fertig halten, daß von ihnen und überhaupt von keinem Volke in Bildung und Kunst ein höherer Gipfel erreicht werden könne, als den sie unter ihrem Ludwig dem Vierzehnten erreicht haben. Auch ist die Form ihres Lebens und ihrer Kunst seit hundert Jahren, daß jener gepriesene Augustus der Franzosen todt ist, so ziemlich still gestanden. Das wollen wir ihrer Eitelkeit indessen gern zugestehen, daß sie alles, was durch mechanische Bildung zu erreichen war, in Kunst und Leben und in gesellschaftlichen, bürgerlichen und politischen Dingen ziemlich erreicht und ausgebildet haben, daß sie uns Teutschen auch in vielen kleinen Dingen überlegen sind; doch nimmer können wir ihnen zugeben, daß ihre Kunst und ihr Leben und ihr Staat auf einem wirklich festen und frischen Boden stehe, woraus Neues und Kräftiges in die Zukunft hineinwachsen und die Zukunft gestalten und halten könne: sie scheinen uns so verstockt und versteinert in ihrer Art und so unfähig, den Geist der Zeiten, der durchaus ein blühender und fliegender christlicher Geist seyn muß, weiter zu führen, daß sie vielleicht nicht gar fern hinter dieser Epoche, wo sie einen so ungebührlichen Lärm gemacht haben, erstarrt werden stehen bleiben als traurige Zeichen von der Wahrheit, daß kein Gott kein Volk wieder zu Kraft und Tugend beleben kann, in welchem die Quelle der Einfalt und der Liebe vertrocknet ist.

Das eben erwähnte französische Chinesenthum und mehrere andere Eigenthümlichkeiten des französischen Volkes, worauf oben eben nicht lobend angespielt ist, erinnern uns unwillkührlich an mehrere äusserst merkwürdige Winke, die uns die Geschichte über die verschiedenen Völker und über die Zeichen ihres Blühens oder Verblühens, ihres Sinkens oder ihres Steigens giebt. Vielleicht könnten die Geschichtforscher einmal aus solchen gesammelten Winken eine Zeichenlehre zusammensetzen, die eben nicht viel unsicherer wäre, als die der Aerzte. Eines der gewissesten Zeichen von Todeskrankheiten der Völker ist die vorherrschende Klugheit und Pfiffigkeit. Den Spruch kluge Kinder leben nicht lange, den jedes alte Weib im Munde führt, kann man auch auf die Völker übertragen, und mit vollem Rechte sagen kluge Völker leben nicht lange. Dies ist, beiläufig gesagt, für uns Teutsche ein goldener Spruch, weil er uns ein sehr langes, ja fast ein unsterbliches Leben zu versichern scheint. Ich muß einige Worte aus meiner historischen und politischen Zeichenlehre (bei den Aerzten die Semiotik genannt) heraussprechen, und dann jeden über meine Ansichten und Erfahrungen urtheilen lassen.

Jedes Volk, das in seiner Sprache und Art als ein abgeschlossenes Ganzes da steht, muß man nach den Gesetzen jedes anderen organischen Wesens beurtheilen, das einen bestimmten Kreislauf durchlaufen und dann vergehen und von der Bühne abtreten soll. Es giebt für jedes Volk die vier Bahnen des Alters: die Kindheit, die Jugend, die Mannheit,

das Greisesalter. Wie aber einige Menschen frühe Greise werden, und ihnen begegnet, daß sie durch Unglück oder Laster wohl im fünfzigsten Jahre so abgelebt sind, als andere noch nicht im neunzigsten — so begegnet Gleiches auch manchen Völkern. Doch darf man die Länge der verschiedenen Entwickelungen, die ein Volk von seiner Kindheit bis zu seinem Tode durchlaufen muß, nie mit dem gewöhnlichen Maaße der vier Alter des einzelnen Menschen vergleichen: wie der eine Mensch im ersten Monate oder ersten Jahre seines Lebens und der andere im hundertsechszigsten stirbt, so weit liegen nach unbekannten Beschlüssen des Schicksals die verschiedenen Lebenslängen der Völker von einander. Im Ernste aber giebt es kein gewisseres Zeichen von dem geschichtlichen Untergange oder von dem gänzlichen Tode eines Volkes, als wenn man sagen kann: das Volk ist ein kluges Volk. Wohl gemerkt, ich verstehe dieses kluge Volk immer so, wie die alten Weiber von dem klugen Kinde weissagen.

Was meine ich denn eigentlich mit dieser Klugheit? Ich meine „das Volk, in welchem (wie ich oben sagte) das „Denkende oben liegt und das Empfindende zurückgetrieben „oder zur Lüge und Fratze übertrieben ist, in welchem die „sinnenden und schaffenden Geister, die uns wieder zu den „Bildern des verlornen himmlischen Zustandes zurückmahnen, „ja zurückspielen, ausgeleert sind.“ — Wenn in einem Volke das Scharfe, das Spitzige, das Geistige, das Schlaue und Pfiffige durchaus vortritt, wenn das Schwärmerische,

das Fromme, das Selige, das Einfältige, das Treue und Gläubige von ihm als Wahn oder gar als Dummheit verlacht und verspottet wird, dann ist der Boden des Lebens und der Liebe in ihm ausgebauet, es ist ein ausgebauetes und erschöpftes Volk, in welchem keine Zeugungen mehr eingewickelt liegen, und als etwas Unfruchtbares und Todtes muß das Schicksal es dann bald aufräumen. Ein solches Volk ist dann jenen weiten Ebenen Afrikas und Ostasiens gleich, die nach der Sage weiland die fruchtbarsten waren, die aber jetzt nur Sand und Salz und Salzquellen und hie und da einige Salzkräuter haben. Das Gleichniß paßt in jeder Hinsicht auch auf die Völker. Wann die Erde mit ihren freundlichen und spielenden und lieblich und fürchterlich dunkeln Kräften, wann alle elementarischen Mittelgeister durch lange Zeugungen oder durch Unglück des Schicksals aus einem Volke ausgelaugt und ausgeschöpft sind, dann bleiben nur die scharfen und salzigen Geister zurück, spröde, bittere, höhnische und listige Geister, welche wohl allerlei Dinge erlauschen und erkunden, aber, weil ihnen die Einfalt und der Glaube fehlt, den Zusammenhang und das Leben der Dinge nicht begreifen und also auch nichts weiter schaffen und bilden können.

Ja Völker können für das Große und Gewaltige, was sie allein im stillen Glauben und in frommer Demuth von den Himmlischen empfangen und womit sie ihre Seelen in unbewußter Einfalt nähren und woraus sie unsterbliche Geburten und Thaten gebähren sollen, viel zu listig und klug

werden. Denn nie werden klügelnde Spitzköpfe begreifen, was einfältigen und gläubigen Seelen von Gott umsonst gegeben wird. Das eben ist dann die Sünde gegen den heiligen Geist der Tugend und gegen den heiligen Geist Gottes, welche von diesen Unseligen alle Tage begangen wird, daß sie sich weise halten, da sie doch dumm sind, daß sie sich kunstreich halten, da sie doch unwissend sind. Mir scheinen die Franzosen an dieser gefährlichen Gränze verblendeter Eitelkeit und dummer Spitzköpfigkeit zu stehen, die der Herzenseinfalt, worin alles Mächtige und Göttliche seinen Wohnsitz hat, gerade entgegen steht. Völker, die auf diese gefährliche Spitze der Bildung oder Verbildung gekommen sind, zeigt die Geschichte fast immer als verloren. So glaube ich nimmer, daß, wenn man die Juden, soviele ihrer sind, aus allen Welttheilen zusammenbrächte und ihnen ein bestimmtes Land eingäbe, und zu ihnen sagte: Nun frischt richtet euch ein und macht euch wieder zu einem freien Volke und Staate! aus ihnen je noch ein tüchtiges und ordentliches Volk würde; so scheint es mir unwahrscheinlich, daß die Griechen, wenn man auch alle Türken aus ihrem herrlichen und gesegneten Lande verjagte oder todtschläge und ihnen selbst wieder die Herrschaft gäbe über die Orte, welche durch die alten Götter und Heroen und durch die Erinnerungen unsterblicher Thaten und Werke ihrer Väter geweihet sind, je wieder so Großes in der Geschichte zeigen würden, das an Homerus und Sophokles und Platon und

Phidias und Epaminondas und Alexander reichte. Mir däucht, sie sind für das Große zu schlau und fein geworden. Es können aber vielleicht in den Bergen des alten Arkadiens noch Menschen stecken, welche die Freiheit schaffen und tragen könnten. Denn zu wild und rauh wird man nicht für die Freiheit, aber wohl zu zahm und fein.

Doch nun die Frage: Woher kommt solcher Unsegen, solche Unseligkeit über ein Volk, daß es den sicheren und treuen und einfältigen Boden des Daseyns verliert, worauf allein alles Herrliche ruhen kann und woraus allein alles Schöne und Gewaltige blühen kann, und daß ihm endlich nichts übrig bleibt als die kleinlichen Eigenschaften und Künste der Schlauheit und Verschmitztheit und einer Gewandheit, womit es für Tugenden bezahlen will, deren es mangelt?

Bei einigen Völkern mag dies wohl ursprünglicher Mangel seyn, so daß ihnen von Anfang an das gehörige Gleichgewicht der Kräfte fehlte und daß ihnen sogleich mehr von dem Scharfen und Irdischen als von dem Zarten und Himmlischen beigemischt ward. Andere Völker werden so durch Unterjochung oder Verkaffarung, geschwinder und schlimmer durch das Letzte als durch das Erste.

Die Unterjochung durch ein anderes Volk kann ein edles und treffliches Volk oft geschwind verderben. Es ist nur ein zu wahrer Ausspruch, daß, wer Knecht geworden ist, die Hälfte seiner guten Eigenschaften verloren habe. Nur ein freier Mensch kann seyn, wie Gott ihn gemacht hat; nur ein freier Mensch kann thun, wie es

sein tapferes Herz gelüstet; nur in einer freien Brust können hehre Gedanken und Gefühle wohnen; nur ein Mann, der keinen Herrn über sich erkennt als Gott im Himmel und das Gesetz auf Erden, kann die Einfalt des Herzens und die Fülle des Lebens bewahren, welche allein die Quellen großer Thaten und unsterblicher Werke seyn können. Bei dem dienstbaren Sklaven aber verenget und verkleinert sich alles, und die Furcht macht das Maaß der Kühnheit und des Lebens klein. Ueber der Willkühr und Gewalt vergeht die Wahrheit und der Stolz, und Lüge und Schmeichelei und alle die Eigenschaften, welche an einem Knecht als Tugenden gelobt werden, treten an ihre Stelle: Heuchelei, List, Verschlagenheit und alle die Laster, welche nicht grade und offen einhergehen, sondern kriechen und schleichen. Der Knecht eines Unterdrückers kann nicht einfältig, offen und gutmüthig seyn; nur Verschmitztheit und Gleißnerei kann ihn schützen. So treibt eine lange Knechtschaft alle diejenigen Eigenschaften aus einem Volke hervor, welche ich oben als Zeichen des Mangels und der Armuth an den höchsten und edelsten Anlagen und Tugenden eines Volkes und als gewöhnliche Vorboten seines politischen Todes bezeichnet habe. Ein so unterjochtes und verdorbenes Volk kann vielleicht wieder frei werden, entweder durch eigene Kraft oder durch ein anderes Volk, das vom Schicksale bestimmt war, es an seinem Dränger zu rächen; aber schwer wird es seyn, die tief eingebrannten Brandmaale der Knechtschaft auszuglätten, die eingewur-

gelten Uebel und Laster der dienstbaren Seelen auszutilgen. Hat ein solches Volk ausserdem noch das Unglück gehabt, daß seine Tyrannen sich mit ihm gemischt haben, ist es zu der Sklaverei auch noch verbastardet worden, so ist gar wenig Hoffnung der Wiederherstellung und Verjüngung desselben.

(Die Fortsetzung nächstens.)

II.

Briefe des Marquis de Chabannes an den Exminister, Grafen von Blacas. London, den 26. April 1815.

Einem Menschen, der das Unglück hat, Bücher zu schreiben, besonders solche verdammliche Bücher, die man politische nennt, fließt allerlei kaltes und faules Wasser über den Leib, und er muß eine Gänsehaut oder einen Hundsrücken haben, um es gehörig abfließen lassen zu können. Die alten Geschichtschreiber haben Männer gelobt, weil sie den Muth gehabt hatten, für das Vaterland Feindschaften zu übernehmen. Ein solches Lob maaßt unser einer sich nicht an, weil ihm das Vaterland zu groß däucht, als daß er seine Persönlichkeit dagegen halten sollte. Wir wissen auch, daß wir solches Lob nicht verdienen; denn was wir thun und schreiben, thun und schreiben wir wahrlich aus eigener Lust und weil wir es nicht lassen können. Die oben überschriebenen Briefe, die wir zufällig mal wieder durchblättern, rufen uns mehrere Briefe ins Gedächtniß, womit wohlmeinende Gönner uns seit einigen Monaten beehrt haben; es ist, als hätten die Ansichten des französischen Herrn Marquis, dessen Briefe ich diesen Worten überschrieben habe, von der Zeit und von der Politik und Philosophie der Zeit ihnen den Anstoß gegeben, so ähnlich sind die Grundsätze und so liebenswürdig menschlich die Anwen-

dungen, die ſie von dieſen Grundſätzen machen. So hat ſich neulich ein Mann, der ſich Graf Pr. unterſchreibt und dem ich hiedurch auf einem weiten Umwege den Empfang ſeiner langen Epiſtel beſcheinige, da ich es auf keinem anderen Wege kann, eine ſehr breite Mühe gegeben, den wegen mancher ſonſt guten Eigenſchaften gelobten gewaltigen politiſchen Raiſonneur durch Schrecken zu bekehren; denn er ſpricht ganz naiv: Ueber der Verwirrung der Zeit hätten die Regierungen nicht drein ſehen können, der große teutſche Bund in Frankfurt werde ſchon eine ordentliche Schriftſtellerpolizei ausgehen laſſen und dem gefährlichen Unweſen ein Ende machen. Anbei droht er mit Zuſammentreten der rechtlichen Leute und daß ſich wohl eine Vehme finden laſſen müſſe, die alle übermüthige Schriftſteller in die Fugen eintreiben könne. Es iſt mir die anmuthige Idee einer antiſchriftſtelleriſchen Vehme ein neuer Beweis geweſen von der berufenen Actio in distans der Geiſter unſers unſterblichen Leibnitz, und daß, wie ein körperliches Fluidum iſt, wodurch die Leiber athmen und ſich berühren, es ein weit feineres und zarteres geiſtiges Fluidum geben muß, wodurch die Sehnſuchten, Ideen und Gedanken der Menſchen ſich geſchwinder, als die Reiſe des Lichts, auf Millionenmeilen berühren und umhalſen können. Und ſo will ich denn der erhabenen Vehme des Herrn Grafen oder ſich ſo ſagenden Herrn Grafen einen recht inbrünſtigen Kuß herbringen laſſen von einer ſchweſterlichen Vehme, die ſchon ſeit Jahren in meinem Kopfe herumgetanzt hat. Denn ich will

dem Herrn Grafen mit aller menschlichen und christlichen Offenherzigkeit gestehen, daß ich in bösen Zeiten viel über einer antifranzösischen Vehme gebrütet habe, daß ich mir es zuweilen wie ein Ding von der größten Wirkung vorgestellt habe, wenn an verschiedenen Stellen Teutschlands mal einen Morgen bei Tagesanbruch so ein paar Dutzend bonapartische und französische Krametsvögel in den Schlingen der teutschen Vehme baumelnd erblickt würden. Ich hoffe zu Gott, daß diese gewiß vaterländischeste Vehme in Teutschland nun nicht mehr nöthig seyn wird, und daß das unteutsche Geschmeiß durch die Oeffentlichkeit der Rede und Schrift und durch die Meinung und Verachtung der Besseren allmälig wird unterdrückt und vertilgt werden können.

Uebrigens versichere ich alle die Herren, die mir ihren Abscheu schriftlich zu bezeugen belieben, daß ihr Urtheil mich nicht kümmert und daß ihre Drohungen mich nicht schrecken. Ich habe überhaupt das Glück, gegen das Urtheil der Menschen etwas gleichgültig zu seyn, und verlasse mich sicher und wohlbewußt auf das Urtheil der Zeit, die endlich jeden mit Gerechtigkeit richtet und nach Verdienst belohnt und bestraft, und die gewiß endlich alles in stille Vergessenheit begräbt, was in ihren Fluthen nicht oben bleiben kann. Das habe ich aber lange gewußt, daß, wer Bücher schreibt, sich selbst an den Pranger stellt und von gewissen Leuten bestimmt mit faulen Eiern und Koth beworfen werden wird. Sophokles sagt in einem seiner Trauerspiele: „Wem Furcht vor jemand seine Zunge schließt, der dünket mir

der Schlimmste jetzt und immer," und so müßte man in dieser großen Zeit, wo so viele edle Jünglinge sich freiwillig den Kanonenkugeln preisgegeben haben, denjenigen billig tief verachten, der sich durch einige Knallpätverchen und Schwärmerchen schrecken ließe.

Doch einen Verdruß machen diese belobten anonymen Briefe und so viele andere unbedeutende Briefe mir wirklich, daß sie Geld kosten, und wir, die auf dem Pindus oder an dem Fuße des Pindus und Parnassus wohnen, sind nicht reich, sondern arm wie andre Tyroler und Cilicier und wie überhaupt das bergbewohnende Volk. Da nun heuer die Posten nicht mehr sind wie die alten Thurn und Taxischen vor einem Vierteljahrhundert waren, so will ich den Herren einen andern Weg weisen, wo sie ihre Sachen, wann sie gegen mich und meines Gelichters Leute etwas haben, besser an den Mann bringen und zugleich des Vergnügens theilhaftig werden können, ihre großen Ansichten und Einsichten über die Zeit gedruckt zu lesen. Es hat sich eine Gesellschaft rechtlicher Leute ihrer Art zusammengethan, die ein sehr beliebtes und vielgelesenes Blatt unter dem Titel Allemannia ausgiebt, welches ganz die fromme Miene angenommen hat, als ob es für den uralten politischen Glauben des blinden Gehorsams arbeite. Einige wollen die Herausgeber und Verfasser dieser Allemannia freilich beschuldigen, als seyen es dieselben, die noch vor drei und vier Jahren so eifrig für die weltbeglückende Herrschaft Napoleons gearbeitet haben. Diese Beschuldigung aber, wenn sie auch

wahr ist, thut ihrer politischen Rechtgläubigkeit keinen Schaden, denn sie können sie damit leicht zurückweisen, daß sie sagen, sie haben alle Uebel und Gräuel des napoleonischen und französischen Strebens durch die Eine große Idee, daß er alle Ideen unterdrücken und das Gleichgewicht der Ruhe in den Köpfen wiederherstellen gewollt, reichlich vergütet gefunden. Die Zeitschrift Allemannia wird solche Briefe mit Freuden aufnehmen.

Weil wir aber durch diesen gräflichen Brief ganz unwillkührlich auf den Herrn Grafen von Blacas gekommen sind, so däucht es uns, es möge der Mühe werth seyn, über seine nun lange schon vom Publikum gelesenen Briefe und über die darin enthaltenen Urtheile und Ansichten so lange nach ihrer Erscheinung noch ein paar Worte zu sagen. Die Zeit ist so sonderbar zugleich groß und klein, daß jeder Tag neue Erklärungen, Entwickelungen und Anspielungen giebt und also das, was eben schon für verlegen und alt geachtet ward, wieder als neu und lebendig zeigt.

Wir haben uns eben über den Fouchéschen Bericht an Ludwig den Achtzehnten geäussert. Wenn er auch nicht von ihm selbst ist, so hat er ihn doch gewiß durch eine andere Feder in die Welt ausgehen lassen. Es ist ein gar schönes Ding für einen so vielgewandten und verschlagenen Odysseus, wie der ehemalige Polizeiminister ist, zu gleicher Zeit mit den Füßen auf vier, fünf Pferden zu stehen, so daß man, wann einige stolpern, sich auf andere gleich wieder in den Sattel schwingen kann. Es ist keine leichte Kunst, allen Partheien

gerecht zu bleiben; und nur außerordentliche Köpfe, wie Fouché und Talleyrand, welche auch von allen europäischen Diplomaten als die großen und unerreichbaren Meister- und Musterbilder bewundert und verehrt werden, haben in der französischen Revolution diese erhabene Kunst auslernen können. Wir ehrliche Teutsche, die dergleichen nie ergründen lernen, haben so Manches in Paris Gedruckte und Verkündigte für bedeutend genommen, womit die gallische List die Leute bloß wie mit Rosenwasser und Lavendel besprengt hat, um zu sehen, wie sie dabei nießen oder grinsen. Manches der Art ist baare politische Spiegelfechterei, und soll absichtlich auch nichts Anderes seyn; es ist damit wie mit den Plänkeleien der leichten Truppen vor großen Erkundungen oder Schlachten. Anderes ist sehr ernsthaft gemeint, es rückt aber die Augen des Lesers nach einem ganz andern Ziele, als wohin es eigentlich will. So ist es offenbar mit Fouchés Bericht; sein Hauptzweck ist die öffentliche Einlegung einer Protestation von Fouché: gewisse Leute sollen ihn, wann das Ding, was er mit Kopf und Händen und Füßen jetzt zu stützen scheint, wieder zusammenfällt und eine neue Ordnung der Dinge eintritt, als ihren Mann wiedererkennen und dem Volke zeigen können. Die Eingeweiheten kennen ihn wohl, und wissen recht gut, was er thut und wofür er es thut.

Etwas Aehnliches ist uns — wir leugnen es nicht — bei der Wiederdurchblätterung der Briefe des Marquis von Chabannes angewandelt. Wir haben wohl gehört und ge-

sehen, daß Ludwigs des Achtzehnten und seines Grafen von Blacas Betragen den Franzosen gegenüber schwankend und widersprechend war; aber wie viel wirkliche Schuld dabei auf den armen Grafen von Blacas kommt und wie viel erdichtete seine Feinde ihm aufgebürdet haben, das mögte eben nicht leicht auszuscheiden und zu berechnen seyn. Die Briefe machen sich durch ihre entschiedene Feindseligkeit gegen den Grafen und durch ihre ausserordentliche Freundlichkeit gegen Talleyrand sehr verdächtig, am verdächtigsten selbst durch den feinen Tadel Talleyrands, wobei er doch immer als der einzige Mann geschildert wird, der Frankreich regieren und den König auf dem Throne befestigen und die alte Ordnung der Dinge wiederherstellen könne. Für diese alte Ordnung der Dinge und ihre Wiederherstellung spricht der Verfasser übrigens so plump und geistlos und mit so weniger Berücksichtigung der Zeit, als habe er die letzten fünfundzwanzig Jahre wie die Siebenschläfer verschlafen; und diese Plumpheit und Unwissenheit steht in dem schreiendsten Widerspruche mit manchen ganz feinen Bemerkungen, so daß man fast versucht werden mögte zu glauben, auch hier seyen die Farben nur so grell und dick aufgetragen, um den eigentlichen Zweck zu verhüllen. Er macht der Regierung gegründete und ungegründete Vorwürfe untereinander über ihr Betragen, wodurch der schnelle Umsturz des Ludwigischen Thrones und die Wiederaufrichtung des korsischen erfolgt sey; aber durch das Ganze dieser Briefe geht kein anderer Schein, als der, daß Talleyrand vorgehoben werden

und alles Freie und Neue des Zeitalters ohne Unterschied als verderblich und gefährlich gezeigt werden soll.

So klingt es in dem Briefe, den der Herr Marquis vom 8. April dieses Jahrs an den Grafen Blacas geschrieben haben will:

„Man klagt jetzt das ganze unglückliche Frankreich wegen seiner Gefühllosigkeit an, und Ihre Unwissenheit, Herr „Graf, Ihre Einbildung, Ihrem Egoismus muß man allein anklagen.

„Sie haben unglücklicher Weise allein das ganze Vertrauen des Königs, Sie haben ihm über nichts genaue „Nachweisung geben können, weil sie alles vernachlässigt „und abgewiesen haben, was sie Ihnen selbst geben konnte. „Darauf ist diese Unkunde über das Betragen und die Gesinnungen der Einzelnen die Quelle so vieler schlechten „Wahlen geworden.

„Sie haben dem Könige alle Minister zur Ernennung „vorgeschlagen, und Sie hätten sich wenigstens ihrer Fähigkeit und ihrer Gesinnungen versichern sollen.

„Sie haben mit ihnen gearbeitet, Sie haben den Polizeiminister geleitet, Sie haben sich geweigert, geheime und einander entgegenarbeitende Polizeien zu errichten.

„Sie sind der Urheber (?) jener treulosen Verkündigung „Abschaffung der vereinigten Abgaben gewesen.

„Sie machten oder leiteten jene unpolitische Verordnungen über die Polizei der Sonntage und über die Ehrenlegion, welche so unselige Folgen gehabt haben.

„Sie haben immer dicht auf einander Erklärungen und „Schritte gemacht oder machen lassen, die man den folgen„den Tag zurücknehmen mußte.

„Sie haben alle treue Unterthanen des Hauses Burbon „entfernt, welche zum Lohn für ihre Liebe und Hingabe alle „die Verzweiflung in ihre Familie und in ihre Landschaften „gebracht haben, und jetzt, jeder an seinem Wohnorte, allen „Demüthigungen und Gefahren preisgegeben sind.

„Sie endlich haben, als der Sturm losgebrochen ist, den „Sie hätten vorhersehen können, wogegen Sie tausendmal ge„warnt worden sind, nichts weiter gekonnt, als das allgemeine „Schrecken vermehren, da Sie in dem ersten Augenblick „Ihre Gemahlin nach England abreisen ließen, während Sie „alle jene Tausende von Franzosen, (??) die von allen Seiten „herbeigeflogen waren, um den Leib ihres Königs mit ihren „Leibern zu bedecken, ohne Leitung, ohne Anweisung, ja „ohne die geringsten Nachrichten unter dem Messer Bona„partens ließen.

„Aus so vielen Gründen, Herr Graf, sind Sie der „Gegenstand der Verwünschung von ganz Frankreich gewor„den; schon lange waren Sie der Gegenstand der Verzweif„lung der ganzen Familie des Königs und aller treuesten „Diener, welche die Ehre hatten ihm zu nahen.

„Im Namen des Königs, seiner Familie und Frank„reichs Herr Graf, bitten Sie den König um die Erlaub„niß, sich zurückzuziehen. Der König hat den tiefsten Ein„druck von seiner Güte gelassen; jetzt ist es noth, daß er

„den Eindruck einer beſſer aufgeklärten Strenge gebe, oder „es wird nie Sicherheit für ihn noch für ſeine Familie, nie „eine reine Anhänglichkeit an ſeiner Perſon geben. Gehen „Sie hin und überzählen Sie jetzt Ihre Pairs, Ihre Deputirten, Ihre Hofſchranzen an Bonapartens Hofe. Haben Sie in Frankreich außer Ränkemachern und Revolutionsmännern einen einzigen wahren Freund Ihrer Verfaſſungscharte geſehen? giebt es einen einzigen Menſchen, der das Geringſte darauf gehalten hätte? Indeſſen haben Sie ſie dem Könige als ſeinen Schirm und ſein Heil vorgeſtellt. Antworten Sie jetzt, hat ſie ihm einen einzigen Soldaten bewaffnet? Allenthalben hat Ihre falſche und ſchleichende Politik das Mißvergnügen und die Zwietracht geſäet; Sie haben alle Partheien ſchonen wollen; Sie haben das Vertrauen von keiner gewonnen und Sie haben die Meinung von allen verloren.

„Frankreich ſeufzete nur nach einem Burbonſchen (?) „König, aber es wollte einen königiſchen König; (?) (un „Roi royaliste) mit dem guten Herzen Ludwigs des Achtzehnten reicht man jetzt nicht mehr aus, der König muß „ſeine Seele entfalten, die Seele des großen Heinrich. „(O je!) Wenn er nicht alle Eigenſchaften, die er beſitzt, „durch eine zu große Beſcheidenheit und eine zu große Herablaſſung zu Ihren Rathſchlägen verkleinerte, wenn er immer er ſelbſt geweſen wäre, (ja das iſt eben die Kunſt) „würde er noch mächtig und angebetet auf ſeinem Throne „ſitzen; aber feige und eigennützige Rathſchläge haben ihn

„immer gehindert seiner eigenen Bewegung zu folgen. Noch „jüngst mitten in den Gefahren, womit Ihre sträfliche Sorg„losigkeit ihn umringt hatte, blieb ihm sein Muth; er war „der Einzige, der nicht den Kopf verloren hatte, seine Seele „begeisterte ihn; er verkündigte, daß er an der Spitze der „treuen Unterthanen marschieren wollte, die nur für ihn zu „sterben (??) begehrten. In einem Augenblick war der „Schwung der Pflicht allgemein; hätte er ein Wort mehr „gesagt, dieselben Pairs, welche größtentheils nach der Rück„kehr Bonapartens seufzeten; jene Deputirte, denen Aengst„lichkeit das wenige Vertrauen und die Furcht bezeichnete; „die Weiber, die Kinder, ganz Paris überhaupt wären dem „Enkel Heinrichs gefolgt, und er allein an ihrer Spitze, „durch seine bloße Gegenwart, mit einer Stim, die gesagt „hätte: Komm, Verräther! ich erwarte dich, hätte „alle Trabanten Bonapartens vor Schrecken zurückgescheucht. „Das Heer wäre seines Verbrechens inne geworden, und „die Mörder wären ihrem Könige zu Füßen gefallen. Ach! „Herr Graf, wie unglücklich sind die Fürsten oft durch die„jenigen, die sie umgeben! Das Unglück ist geschehen, der „König ist in Ghent. Man muß es wieder gut machen; „aber dieselben Rathschläge, die den König verdorben haben, „können die Meinung nicht wiedergewinnen.

„Wenn Sie den König lieben, wenn sein Ruhm, seine „Ruhe, sein Leben Ihnen theuer sind, klären Sie ihn doch „endlich über die Ursachen seines Verderbens auf, erkennen „Sie Ihre Unfähigkeit an, und verdienen Sie wenigstens „geachtet zu werden, u. s. w.“

Ueber die allgemeine Ansicht der Zeit, die bei dem Herrn Marquis vorzuherrschen scheint, mag Folgendes zur Probe dienen:

„Was kann in weniger als drei Jahren das Schicksal „des ganzen Europa werden? wird Bonaparte selbst von „denen, die ihn umgeben, verrathen und ausgeliefert werden, „oder wird er durch einen Mord umkommen? und im Fall „seines Todes, entweder daß die Häupter der Jakobiner die „Zügel der Regierung halten, oder andere nicht weniger „unsittliche Ehrsüchtige, werden sie die verbündeten Herrscher „dahin bringen, sie sich eine Verfassung entwerfen, sich ein „Haupt wählen zu lassen? welches wird mitten in den ewi„gen Umwälzungen, die auf ein so unseliges Beispiel dicht „hinter einander folgen würden, Frankreichs Schicksal seyn? „und was würde in wenigen Jahren aus der inneren Lage „einer jeden Macht werden, deren jede, welchen „Täuschungen ihre Regierungen sich auch über„lassen mögen, in ihrem Schooße dieselben „Keime von Auflösung verschließt, welche die „französische Umwälzung verursacht haben (!?)

„Schon bemächtigen sich von allen Seiten die Irrthü„mer aller Köpfe; verkehrte Systeme werden in den Tages„blättern aufgestellt; eine Unendlichkeit von Schriften suchen „sie zu verbreiten. Die treulose Philosophie des „Tages hat sich bis in die Kabinette der Herr„scher verbreitet. Ein dichter Schleier scheint „den Abgrund zu bedecken, dem der Ehrgeiz

„einiger unsittlichen Menschen, die sich unter „dem Namen freiherziger Ideen verkappen, „unter allen Thronen gräbt. Sollte denn der Him„mel der glänzenden Rolle, welche Europa auf dem Erd„ball gespielt hat, ihr Ziel abgemarkt haben? Ja in die„sem Jahrhundert der Verblendung kann man es nicht ge„nug sagen, noch zu oft wiederholen: Die Umwälzung „Frankreichs und der Wahnsinn der Meinun„gen des Tages sind der Brand der Unsittlich„keit gegen die Religion; die Ansteckung des „Umsturzes der gesellschaftlichen Ordnung ge„gen die Sicherheit der Regierungen, des Ei„genthums, und der Familien; das Zeichen ei„nes Aufrufs zum Aufruhr der Völker gegen „ihre rechtmäßigen Herrscher; mit Einem Worte „die Umkehrung aller sittlichen, religiösen und „politischen Ideen. Und seit 25 Jahren was haben „wir gesehen? Allenthalben eifrige Sachwalde solcher Grund„sätze; jeden Einzelnen, jede Regierung in ihr eigenes Ver„derben rennen; das Uebermaaß von Verblendung und Ei„fersucht in den Unterhaltungen der Einzelnen, in den Rä„then sogar der Herrscher walten.

„Ein dicker Nebel schien allenthalben den Schimmer der „Wahrheit zu verdunkeln. Die Fürsten wie die Unterha„nen hatten um die Wette das Gift der Eifersucht und „Gierigkeit eingesogen. Die unwandelbaren Grundsätze der

„ Gerechtigkeit und des wahren Ruhms waren aus dem Ho-
„ rizont Europas verschwunden. Der 24. März hat sie wie-
„ der triumphirend aus ihrem Grabe hervorgehen gesehen;
„ die Biederkeit hat wieder ihren Platz in den Herzen der
„ Könige genommen. Mögen sie die Bahn vollenden, die
„ sie sich zum Ruhm und zur Unsterblichkeit öffnen!

„ Jetzt hat der Edelmuth ihrer Seele vielleicht mehr als
„ die Ueberzeugung von ihren eigenen Gefahren sie alle ver-
„ einigt. Sie werden endlich die Hyder niederstrecken, welche
„ eine eben so unpolitische als übel angebrachte Grossmuth
„ hatte leben lassen. Aber es ist eine andere noch
„ viel mächtigere Hyder, welche die treulose
„ Philanthropie des Tages noch scheint achten
„ zu wollen: die Unsittlichkeit und Falschheit
„ aller neuen Ideen. Ach! warum hab' ich nicht die
„ Beredsamkeit, in Flammenzügen die Wahrheiten schildern
„ zu können, welche ungeachtet der Fackel der Erfahrung
„ sogar auf den Thronen noch in Finsterniß geblieben zu
„ seyn scheinen! Herrscher, wie mächtig ihr auch seyd, ihr
„ seyd es noch weniger als Ludwig der Achtzehnte; hört auf
„ euch der Täuschung eurer eigenen Größe zu überlassen.
„ Der Vortheil vereinigt sich mit der Pflicht aller Regie-
„ rungen, endlich die Sache aller Herrscher zu umfassen:
„ die Sache Ludwigs des Achtzehnten ist die Sache aller
„ Könige."

Wenn man dies und wenn man ähnliche Aeusserungen und Anspielungen des Herrn Marquis liest, daß z. B. nie

eine glückseligere Zeit für das französische Volk gewesen sey, als unter Ludwig dem Vierzehnten und Sechszehnten, daß Verfassungsurkunden ein Unsinn, daß die Ausdembesitznahme der Erwerber von Domänen die erste Handlung der Gerechtigkeit des Königs sey, den er durchaus als einen königischen König haben will. — Sollte man ihn nicht wirklich für einen Siebenschläfer halten, der die Zeit, welche seit dem Jahre 1788 verflossen ist, verschlafen hat? Laß ihn schimpfen auf die treulose Philosophie, auf die treulose Philanthropie des Tages, auf die Unsittlichkeit und Falschheit aller neuen Ideen — wer von dem allmächtigen Geiste, der durch die Zeiten hinwandelt und über den Schicksalen des Königs und des Bettlers waltet, keine Ahndung, wer überhaupt vor einem höheren Geiste keine Achtung hat, darf über das Zeitalter nicht sprechen. Was die französische Umwälzung hervorgebracht hat, was sich in den Herzen aller Völker lebendigst bewegt, war an sich kein Geist der Hölle, es war die nothwendigste Entwickelung der Zeiten, nicht unnatürlicher, als daß es nach langer Dürre regnet oder daß aus Donnerwolken Blitze sprühen; nur das schlechte Volk hat die Sache schlecht gemacht, das unsittliche und falsche Volk, das mit dem Himmel und mit der Hölle Lügen treibt, hat allen neuen Ideen die Farbe und den Geruch der Unsittlichkeit und Falschheit gegeben; wer nie einen andern Herrn erkennt als Furcht und Schrecken, wer von keinen andern Trieben bewegt

und als von Trieben der Eitelkeit und des Eigennutzes, wer aus Liebe und Freundlichkeit nicht gehorsam seyn kann, der soll sich billig bescheiden, als Knecht zu dienen, für den ist die Verfassung die glücklichste, welche die Ideen wie Aktenschaalen zusammenpreßt. Diesem Franzosen mögen wir das Urtheil über das Zeitalter verzeihen; die englische Freiheit und das englische Leben, die er so manche Jahre zu betrachten Zeit gehabt hat, konnte er nicht begreifen, ein Franzose lernt überhaupt sich und sein Volk in der Regel nur begreifen, er sieht alles durch den magischen französischen Spiegel, und die Gegenwart sieht er überdies vielleicht durch Eigennutz gegen alles Neue entrüstet: vielleicht wünschet der Mann — und wer kann ihm das verdenken — von der großen Nation ihm gestohlene Güter wieder zu haben; und so wollen wir es ihm zu Gute halten, wenn er sagt, jede Regierung schlieffe in ihrem Schooße dieselben Keime der Auflösung in sich, welche die französische Umwälzung verursacht haben, und wenn er den Kaisern und Königen zuruft: Herrscher, wie mächtig ihr auch seyd, ihr seyd es weniger als Ludwig der Achtzehnte.

Aber es giebt solcher Sager und Rufer allenthalben, es giebt solcher auch bei uns, deren Eigennutz und Dummheit nichts begreifen kann und nichts begreifen will von dem was die Zeiten als ein so gewaltiges Rad treibt, daß jedem, der übermüthig oder eigenmächtig eingreifen will, Arme und Beine abgeschlagen werden, oder daß die fürchterliche Gewalt

ihn selbst mit zum Abgrund reissen wird. Nicht einige treulose Philosophen, nicht ein paar überspannte Schriftsteller haben die Zeit geboren, die Zeit selbst ist die Mutter der Zeit gewesen, sie ist das Kind der Jahrhunderte. Ihr Strom fließt gewaltig, aber er wird nicht allenthalben voll Blut und blutiger Getümmel fließen, alle Herrscher brauchen nicht auf Ludwig den Sechszehnten hinzuschauen; sie können ihn fließen lassen, der einzelnen Verheerungen, die er hin und wieder anrichtet, unbekümmert; wenn sie ihm sanft folgen, wenn sie, durch falsche Rathgeber verführt, mit Deichen und Wehren nicht hemmen wollen, was dann über alle Deiche und Wehren wegschwellen und sie selbst wie Federn mit wegspülen wird, so werden sie, nach den Stürmen glücklich glückliche Völker beherrschen. Wo der Tod und die Geburt der Zeiten in einander fließen, wo die große Scheidung der Jahrhunderte sich macht, da kann es ohne Wehen und ohne Gewimmer und Klagegeschrei der Theilnehmenden nicht abgehen — es ist dann ein Kampf, eine Krankheit, ein Schmerz da. In solchen Geburts- und Todeswehen, die sich in einander mischen, ist das Zeitalter begriffen, aber diese werden wahrlich weder abgewendet noch gelindert durch die jämmerlichen Mittel, welche dumme, feige und kleinliche Menschen rathen. Die geistigen und die leiblichen Kräfte sind aus dem Gleichgewichte, und darum schwärmen die Völker zum Theil wüst wie Bienen, welche ihren Weiser nicht finden können. Das Gleichgewicht muß gesucht werden. In der

politischen Welt kann man es nur auf dem Wege der Verfassungen finden, was auch unser Marquis und andere seines Gleichen dagegen schwatzen mögen. Das ist kein Verbrechen gegen die Könige, daß die Völker nach Gesetzen regiert seyn wollen, die sie kennen und anerkennen; die Gesetze sind die sicherste Wehr der Fürsten: wo Willkühr herrscht, herrscht sie gegen sie wie gegen alle. Die Franzosen können weder als Muster noch als Warnung angeführt werden. Wer der Liebe und des Gehorsams mangelt, der ist keiner Freiheit fähig, der muß einen Karakalla und einen Buonaparte haben, damit er zittere und ruhig sey. Mit gerechten und frommen Völkern haben die Herrscher nichts zu fürchten; aber fürchten sollen sie die Schmeichler und Zuflüsterer, welche durch Geschrei von erdichteten Gefahren selbst die Gefahren hervorbringen. Selig aber wird der Herrscher seyn, der die Zeit mit stolzer Seele und frommer Zuversicht erfasset; von ihm wird die wilde sich endlich führen lassen wie ein geduldiges Lamm, und sein Name wird unter den Wohlthätern der Menschheit glänzen. Frömmelnde Dünkelei aber, die aus Feigheit Jahrhunderte zurücklaufen mögte, und knechtische Dunkelei, der vor dem Lichte grauet, werden freilich das nicht zähmen und bändigen, was die Guten und die Bösen auf verschiedene Weise, was aber alle gleich gewaltig bewegt.

Wenn Buonaparte gesagt hat, wie die Engländer uns erzählen: Ludwig der Achtzehnte ist der Franzosen nicht mächtig; sie bedürfen eines eisernen

Arms, der sie zügele, so hat er ein großes und wahres Wort gesagt. Ludwig der Achtzehnte däucht uns ein verständiger Mann und ein gütiger Mann, aber ihm fehlt das, was einer Geschichte und einem Volke einen eignen Kreis schafft, worin sie nothwendig wandeln müssen, ihm fehlt in seinen Grundsätzen Beständigkeit, in seinen Handlungen Festigkeit, er hat keinen Karakter. Die Franzosen haben durch die große Umwälzung das Letzte verloren, was wenigstens ein loses Band um sie schlang, den Rahmen der alten höfischen Sitten, der sie sonst wie eine Schranke umschloß, und durch Gebrauch und Vorurtheile das ersetzte, was ihnen an Gemüth abgeht. Auch diese Schranke ist niedergerissen und sie sind nun wie losgelassene wilde Thiere ohne alle Bande, da Liebe, Treue, Gehorsam, Dankbarkeit sie nicht ziehen. Nur die Furcht kann ihr Herrscher seyn und die unerbittliche und feste Gerechtigkeit; Güte dünkt solchen Schwäche und Gnade Erbärmlichkeit. Ludwig kann sie nicht bändigen, und sie können dahin kommen, daß keiner sie endlich bändigen kann als der wildeste Tyrann. Auf Ludwig rechnet niemand in Frankreich, er sollte auf nichts rechnen als auf seine Würde und königliche Gewalt, und sie tüchtig gebrauchen, und lieber auf der Stelle wie ein König untergehen, als zwischen der Lüge und dem Verbrechen den ausgelachten Vermittler spielen. Dreiviertel des Volks hassen ihn, sie träumen nur von ihrem Napoleon dem Ersten und dem Zweiten, von ihrem Eugen Beauharnois und Andern; das übrige Viertel achtet ihn nicht; seine Marschälle, seine

Minister, die ihn jetzt als Schild gegen die Fremden, als Mantel über alle Verbrechen, und als Hülle über ihre eigenen Ränke und Kabalen gebrauchen, werden ihn dem ersten Augenblick verrathen, wo der Wind sich drehen wird. Im Frühlinge von 1814 hätte viel geschehen können, es wäre vielleicht noch eine Richtung möglich gewesen, die das Bourbonische Schiff durch den klippenvollen Ocean gebracht hätte. Man hat ein kostbares und unwiederbringliches Jahr verspielt, die Schwäche hat sich zu sehr entblößt, der Haß zu sehr befestigt, die Meinung zu sehr ausgesprochen: ein Jahr gilt in solchem Volke und in solcher Bewegung der Gestalt über einem Jahrhundert gleich. Ich glaube, die Bourbons werden sich schwerlich auf dem Throne Frankreichs behaupten.

Aber eine Sorge drängt uns, eine große und gewaltige Sorge drängt alle, die es mit dem teutschen Vaterlande und mit der wahren Freiheit treu und redlich meinen, daß nicht durch unselige Nachsicht gegen das böse Volk, daß nicht durch eine unbegreifliche Schonung gegen die Jakobinerrotte, die Ludwig den Achtzehnten und Frankreich in diesem Augenblicke beherrscht, daß nicht dadurch, daß man mit der Hydra spielt und tändelt, der man die hundert Köpfe mit Einem Schlage abhauen sollte, das Unglück geschehe, daß die besseren Völker auch wider ihren Willen endlich in den Schmutz und die Schande der französischen Umwälzung hineingerissen werden. Dies fürchten wir am meisten und dies mögten wir denen, welche es abzuwenden jetzt in ihrer Macht haben, mit Thränen anzeigen in die Seelen brennen.

III.

Geschichte der Gesandtschaft in dem Großherzogthum Warschau im Jahr 1812, von De Pradt, Erzbischof von Mecheln, damals Gesandten zu Warschau. 239 S. 8. Paris 1815.

Mit dem Motto:

Discite justitiam moniti et non temnere reges.

Wir haben von diesem Buche die vierte Ausgabe vor uns; so viel hat in zwei Monaten der Heißhunger der Leser verschlungen. Sehr begreiflich, der Gegenstand ist zu anziehend: die Menschen wollen wissen, wovor sie fünfzehen Jahre gezittert haben; auch ist das Buch mit vielem Geiste und mit der lebendigsten, oft fast ganz dramatischen, Darstellung geschrieben und mit einer Menge Lichtstreifen des Witzes und mit vielen Anekdoten gewürzt: auch das zieht billig eine Menge Leser.

Was nun den geschichtlichen Werth dieser Schrift betrifft, so giebt sie uns über den Zusammenhang und die Entwickelung der Begebenheiten des großen Jahrs 1812 gar keine neue Aufschlüsse; aber über den Karakter Napoleons verspricht sie viel und leistet sie auch viel. Sie mahlt das ins Breite und Helle, was geschiedne Menschen von diesem seltsamsten geschichtlichen Ungeheuer aus seiner Handlungsweise lange verstanden und erklärt hatten, was aber die stam-

nende und gaffende Menge, obgleich es jeden Augenblick wieder kam, immer noch nicht begreifen wollte. Die innere Wahrheit trägt die Erzählung in ihr selbst an der Stirne, obgleich wir gern glauben wollen, daß der Herr Erzbischof hie und da ein wenig verschönert hat, denn als ein sehr eitler und selbstgefälliger Mensch spiegelt er sich in seinem ganzen Buche ab.

Wie der Herr De Pradt übrigens mit seinem Karakter und überhaupt mit seiner Persönlichkeit durch dieses Buch zu Platz kommt, das hat er vor der Ausgabe desselben wohl nicht genug bedacht. Ein bekannter teutscher Lobredner Napoleons, der ihn früher nicht hoch genug zu den Sternen hatte erheben können, hat im Frühlinge des Jahrs 1813 in einer öffentlichen Rede gesagt, er wolle sich an dem gefallenen Löwen mit Schlägen seiner Eselsfüße nicht versündigen, und, mir däucht, er hat Recht gehabt. Herr De Pradt hat sich nicht zu gut gehalten und diesen Napoleon nicht zu schlecht gehalten, daß er ihm zehn Jahre diente, er hat Ehren und Würden von ihm angenommen, ja er hat ihm mit tausend andern elenden Menschen, die dem ungeheuren Manne schwindeln machten, die glänzendsten Schmeicheleien gesagt, und nun gefällt sich dieser lange und geduldige Diener darin, dieses große bewunderte Meteor fast kleiner und verrückter hinzustellen, als es war. Wenn er ihn von Anfang an als einen so unruhigen, wilden, gewaltsamen und halb verrückten Menschen erkannt hat, wie will er sich in seiner Rolle gegen ihn und gegen sein

Vaterland entschuldigen, daß er, da er wissend war, was er that und litt, nicht als ein viel schlechterer Mensch erscheine, denn sein Napoleon, welchen angeborne Unruhe nie zur Besinnung kommen ließ? Alle diese elenden Menschen, von welchen die Zeit wimmelt und deren weiche Dienstbarkeit für jeden bereit ist, der eben die Gewalt und Herrschaft hat, entschuldigen sich immer mit einer Nothwendigkeit, die niemand anerkennen darf, mit den guten Absichten, die sie etwa gehabt haben, welche durch schlechte Mittel dazu in der Geburt getödtet werden mußten; wir müssen sie aber immer als den Abschen der Geschichte hinstellen, damit die wenigen Guten und Tapfern, die sich in edlem Stolze und herrlicher Gleichheit des Karakters als Herren der Umstände behauptet, und den horazischen Spruch *non me rebus sed res mihi subjuere conor* *) festgehalten haben, mit solchen nimmer vermischt werden können. Denn die Schlechten, die sich im Schlechten und in den Grundsätzen des Schlechten immer gleich bleiben, thun nicht so viel Böses im Leben und in der Geschichte, als das ohne Sinn und Kraft von den Umständen wie ein Rohr im Winde hin und her bewegte und zwischen dem Guten und Bösen lächerlich jämmerlich wankende und wackelnde Geschlecht.

Herr De Pradt ist von sehr edler Herkunft, ein Neffe des Kardinals de la Rochefoucault, und dieser Mann ließ sich zum Erzbischof machen und zum Almosenier des Kaisers und

*) Nicht mich den Umständen, sondern mir die Umstände zu unterwerfen erkühn ich mich.

zum Offizier der Ehrenlegion. Dagegen konnte man nichts haben, wenn er den Erzbischof einmal gegen den Kaiser und gegen die Ungerechtigkeiten und Wildheiten des Kaisers einsetzen wollte. Aber er klagt, es sey nichts zu ändern gewesen, er habe schon dienen müssen mit vielen Andern, er habe sich schon Unwürdigkeiten und unwürdige Rollen gefallen lassen müssen, wie z. B. sein Auftrag in Warschau war, worüber er so bitterlich jammert. Da er nun hiedurch offenbar beweist, daß er nie seine Würde gefühlt hat, sondern nur den Diener, da Napoleon wirklich sein Herr gewesen ist von Gemüths wegen, so muß man es unwürdig erklären, daß der Diener über seinen gefallenen Herrn spottet und seine Schwächen der Welt zum Besten giebt. Herr De Pradt durfte den Napoleon, den er als seinen Jupiter erkannt hatte, nicht einen Hanswurstjupiter (Jupiter Scapin) nennen. Wir wollen ihm einmal vorhalten, wie er in einer in der Hauptkirche zu Paris im December 1811 gehaltenen Rede am Krönungstage seines Jupiter Scapin über ihn gesprochen hat. (V. Dictionnaire des Girouettes. Sec. édition. p. 398—99.)

„Der Sieg hat für ihn nur an den Orten still gestan-
„den, wo für uns das Weltall endigt. Er wird ihn allent-
„halben begleiten, wohin er seine Schritte tragen wird, mit
„euch, stolze Legionen Frankreichs, hochherzige Krieger, denen
„gefürchtete Arme um seinen Thron und um unser Vater-
„land einen undurchdringlichen Wall bilden; ihr, die aus
„der Blüthe der Kinder dieses Reichs gebildet, die Tugenden

„der Krieger und der Bürger vereinigend, weit hinter euch „lasset, was Rom und Griechenland Glorreichstes hatten. „Seit zwanzig Jahren und auf immer, habt ihr unter uns „den Sieg gefesselt, (!?) der, ein Ueberläufer von unsern „Fahnen, sich seit einem halben Jahrhundert an die Fah„nen unserer Feinde hängte; ihr habt der erstaunten und „zitternden Welt gezeigt, was eure unbesiegbaren Phalan„gen vermögen unter Feldobristen, die sie zu führen würdig „sind. Wenn ihr auf der Bahn der Schlachten ohne Ne„benbuhler seyd, seyd ihr nicht weniger ausgezeichnet durch „eine Art Ruhm, der unter allen Kriegern nur euch allein „zugehört hat. Als die Zwietracht verblendete Bürger zu„sammenwarf und unsere Städte und unsere Felder in mit „Bruderblut gefärbte Rennbahnen verwandelte, da schien „die Ehre der Nation ganz und gar unter eure Fahnen „geflüchtet, wie in ihre natürliche Freistatt, da wandtet ihr „als gehorsame Kinder eure Blicke von den Verirrungen „eures Vaterlandes, ihr sahet nur seine Gefahren, ihr hör„tet nur eure Pflichten, ihr bedecktet zu gleicher Zeit seine „Wälle mit euren Leibern und seine Irrthümer (?) mit eu„ren Trophäen! Erhabene Hingabe, wunderbarer Zoll von „Treue und Tätlichkeit, ihr mußtet Helden erzeugen! Ihr „habt die Völker gelehrt, daß ihre in den Palästen einge„schläferten Tugenden unter den Zelten wieder erwachen.„

Wir hören einmal, wie er über seinen Jupiter urtheilt:

„Der Kaiser ist in einem hohen Grade unwissend. Die „Natur selbst seines beweglichen und beständig auf Speku-

„lationen aller Art gewandten Geistes wird ihm nie erlau„ben sich wahrhaft zu unterrichten." Er träumt oder redet, unterzeichnet Papiere und liest nichts; seine Geschwätzigkeit erstreckt sich auf alles, aber ergründet auch nichts. Es ist genug, den Kaiser ein Buch oder irgend eine Schrift durchlesen gesehen zu haben, um sich von dem, was er sich davon zueignen kann, eine Vorstellung zu machen. Die Blätter fliegen unter seinen Fingern, seine Augen laufen auf jeder Seite, und nach Verlauf von sehr wenig Zeit wird die arme Schrift fast immer mit einem Zeichen von Verachtung, mit allgemeinen Formeln der Verschmähung verworfen: „Es sind nur Dummheiten in diesem „Buche, es ist ein Ideolog, ein Constituant, *) ein Jan„senist." Dieses letzte Beiwort ist das Maximum des Schimpfes. Den Kopf immer in den Wolken, den Flug immer gegen das Empyreum gerichtet, meint er aus diesem erhabenen Punkte die Erde mit Adlerblick, und, wann er sie zu zertreten geruhet, mit Riesenschritten zu durchlaufen.

Nicht auf diese Weise begeben sich die Dinge, nicht so erwerben sich Kenntnisse unter den schwachen Sterblichen. Es ist höchstens das Mittel, die Gegenstände nur in Masse zu kennen, nemlich das Mittel, sie gar nicht zu kennen. Auch kennt der Kaiser weder die Menschen noch die Dinge seines Landes. Er stößt sie fort, er reißt sie nach, aber er

*) Einer der ersten sogenannten constituirenden Volksversammlung Frankreichs. Constituant soll also hier wie Republikaner einen Schimpf bedeuten.

kennt sie nicht. Einige leicht aufgegriffene Ansichten, einige Züge des Scharfsinns, einige Blitze des Gedächtnisses machen ungefähr seine ganze Kenntniß, so wie einige Pamphlets seine ganze Bibliothek aus. Man muß ihm nah gewesen seyn, vorzüglich mit ihm gereist haben, um sich eine Vorstellung zu machen von einer Unwissenheit, die zuweilen zu den spaßhaftesten Misverständnissen über die Menschen wie zu den plumpesten Schnitzern über die Sachen Anlaß giebt. Ich bin mehr als einmal Zeuge davon gewesen und ich werde davon in Zeit und Ort auffallende Beispiele geben.

Der Kaiser verfolgt immer seine eigene Idee. Es ist eine Art Jagd, wovon nichts ihn abbringt, während er mit einem Gegenstande beschäftigt ist. Alles Uebrige ist für ihn nicht da. Auch ist das eine wunderbare, obgleich dem Anscheine nach dem Genie und dem Rufe der französischen Regierung sehr entgegengesetzte Erscheinung, daß jeder Agent dieser Regierung, der sich nicht grade auf ihrem Wege befindet, in der Mitte eines gewaltigen Despotismus beinahe unabhängig ist und ungestraft so viele dumme Streiche begehen kann, als ihm gefällt, so wie er auch das Gute thun könnte, ohne bemerkt zu werden.

Alles dieses ist sehr seltsam, alles dieses wird vielen Leuten neu scheinen, man kann über Krittelei, über die Wuth der Schöngeisterei schreien, ich lasse das gut seyn; aber man wolle bedenken, daß alles dieses unter der Herrschaft Napoleons *) geschieht, und dann wird alles klar seyn.

*) Der Verfasser behauptet, er habe diese seine Geschich-

Die Unendlichkeit der Gegenstände, welche die Eitelkeit des Kaisers zu umfassen meint, da seine Stellung ihm daraus ein herrschendes Bedürfniß macht und immer machen wird, hat ein unbesiegliches Hinderniß gebracht und wird es immer bringen, daß er nichts ergründen, nichts mit Reife, d. h. in seinen wesentlichen Theilen, beurtheilen kann. Aber mit Napoleon und in dem französischen Reiche sieht man nur die Massen; die Einzelnheit ist zu geringfügig, als daß sie von diesen höheren Naturen, von diesen mächtigen Genien bemerkt oder besiegt werden könnte; alles wird im Großen behandelt; auch ist alles obenhin gemacht. Alle Bilder bleiben Skizzen; die Urtheile über die Menschen entspringen aus mehr oder weniger unbestimmten einzelnen Auffchnappungen; ein Zug macht einen Karakter aus; mehr Zeit als dies hat man nicht einem jeden zu geben. Eine ähnliche Regierung sollte bloß aus Gnaden bestehen, weil sie allein keine Zeit erfordern. Bewilligen, empfangen sind so kurz; aber wehe dem, der Zeit nöthig hat, dieser allgemeinen Betriebtin der Dinge hienieden, vorzüglich wenn er sich zu rechtfertigen, auf die Stufe, von wo er herabgestürzt worden, wieder aufzusteigen hat! Fast immer wie von einem Orkan gefaßt, umgeworfen, zermalmt, weggeschoben ohne irgend eine der Vorgängigkeiten, die sonst allenthalben der Schirm der unglücklichen Sterblichen sind, bleibt man be-

---

schon sogleich nach seiner Heimkehr aus Polen geschrieben, aber jetzt erst ausgegeben, da Napoleon als geschichtlich todt zu betrachten sey.

täubt, gequetscht an der hintersten Spitze einer Menge, die euch ohne Erstaunen wie ohne Mitleid ansieht, während derjenige, der euch zerschlagen hat, mit Sprüngen und Sätzen seinen Lauf durch diejenigen hin verfolgt, welche er zufällig erhebt und verstümmelt. So seyd ihr verdammt, die Reste eines geschändeten Daseyns in den Aengsten der Erwartung oder in der Nachsuchung um eine Wiederherstellung zu verleben, welche der Zufall weit eher als Gewissensbisse für euch herbeiführen kann. Unglückliche, bei welchen die Gleichgültigkeit aufmerkt und der Zufall entscheidet!

Diese Art Zerstreutheit, ohne Zweifel schrecklich genug, welche mit der Unendlichkeit der Geschäfte Frankreichs und vorzüglich mit seinem zu großen Umfange zusammenhangt, ist eine der größten Plagen, welche auf seinen unglücklichen Bewohnern lastet.

Ich habe ausserdem gesagt, daß dem Kaiser die Mittel sich zu unterrichten von Seiten derer fehlten, deren Pflicht ist, ihm die Kanäle dazu stets offen zu erhalten.

Auch hierin sogar muß man anerkennen, daß er dafür büßte, daß er das Hinderniß dazu geschaffen hatte.

Zwei Dinge allein kommen dem Kaiser nah und wachen an seiner Seite, das Schrecken und die Schmeichelei; dies ist seine Wache und sein Rath. Aber mit diesem ist man weder wohl bewacht noch wohl unterrichtet. Alles Talent, alle Arbeit der Personen, die ihm nahen, gehen auf diesen

einzigen Punkt: seinen Gedanken errathen, seinen Gedanken übersehen ist für sie das Erhabene.

Der Kaiser hat jeden Unterricht, der nicht mit diesem Gedanken zusammenpaßt, auf eine solche Weise zurückgestoßen, seine Hartnäckigkeit, seine Abstimmung brechen immer mit einer solchen Ueberschwemmung von Gewaltthätigkeiten und Beschimpfungen los, daß alle Welt sich gewarnt hält, ihm nur immer das zu zeigen, was in seine Ideen paßt. Zwischen diesen beiden treulosen Schildwachen, dem Schrecken und der Schmeichelei, verschlossen, kann keine Warnung sich bis zu ihm Luft machen; und es steht mit ihm über seine Angelegenheiten, wie mit jenem Sultan über seine Gesundheit, welcher gegen jeden, der ihm von der seinigen sprechen „würde, die Todesstrafe ausgesprochen hatte, und also starb, „ohne daß die erschrockenen Aerzte wagten, ihm von seiner „Krankheit zu reden."

Wir machen zu diesen Worten des jetzt auch weiland Herrn Erzbischofs über den weiland Kaiser ein paar Randglossen.

Es bestätigt sich mehr und mehr aus allen einzelnen Zügen, die nun allmälig als Geschichten über ihn und als Anekdoten an den Tag kommen, daß unser früherer Ausspruch, daß sein Geist und seine Seele fast ganz im Blute saßen und also mit den wachsenden Jahren immer abnehmen mußten, nur zu wahr gewesen. Unendliche Fülle sinnlicher Lebenskraft und elementarischen den Stoff gewaltig durchdringenden Geistes zeichneten ihn aus bei dem ersten

geschichtlichen Anlauf, den er nahm. Sein Gemüth hat diese Kraft nachher ganz zu einer Banditenkraft gestämpelt. Er hatte wohl das, was einen großen Feldherrn machte, besonders die ungeheure Zusammenziehung aller seiner Kräfte auf einen einzigen Punkt, womit er auch mehr als Ein geistiges Centrum durchbrochen hat. Auch dies hat er mit den Jahren verloren. Man kann wohl mit dem größesten Rechte von ihm sagen: Der Herrscher hat den Feldherrn getödtet. Schnellkraft hatte dieser Mann in einem unendlichen Grade und Ergreifen und Fortstoßen einer Idee oder That, die er eben faßte. Weil er nun auch Herrscher ward und die Eitelkeit hatte, vielseitig und umsichtig seyn zu wollen, was er nicht war, so hat er dadurch die steinerne und eiserne Kraft, die in seiner geschlossenen und gediegenen Natur war, nach und nach zersplittert. Napoleon hätte der große Feldherr eines andern Kaisers und Königs seyn und vielleicht fünfzehn zwanzig Jahre länger bleiben können, als er es nun geblieben ist. Herrscher durfte er nicht werden, am wenigsten in solcher Zeit. Hätte dieser einen Herrn über sich gehabt, er wäre vielleicht noch Jahrhunderte mit Ehren genannt worden. Nun ist er durch die nach allen Seiten hin gezogene und gereizte Unruhe seiner Natur aus einander gerissen und aufgelöst worden. Er hatte endlich weder einen sittlichen noch leiblichen Halt und schwebte ohne allen Schwerpunkt mit dem Strome der Begebenheiten so hin, und dieser hat ihn zuletzt auch unter seiner Fluth begraben.

Uebrigens in dem Großen seiner Natur ist dieser Mensch von den leichten Franzosen nie begriffen worden; das, wodurch er sie wie mit den Schrecken einer unsichtbaren Macht zur Zeit seiner Ganzheit beherrscht hat, haben sie nie verstanden. Er hatte Eines, was in das Genie hineinlief, das Dichte, Feste, Unergründliche der sühlichen Menschen. So können wenige Nordländer, auch die Höchstbegabten, ganz Eins seyn, ganz in Einer Idee auf- und untergehend, ganz auf Ein Ziel hinschießend, Monate, ja Jahre lang alle ihre sonstigen Gewohnheiten, Bedürfnisse, Leidenschaften und Wollüste verleugnend und opfernd, wie dies der Italiener, Spanier und Grieche, der etwas Ernstes will, noch immer kann. Wenn Herr De Pradt sagt: „Der Kaiser verfolgt „immer seine eigene Idee; es ist eine Art Jagd, wovon „nichts ihn abbringt, während er mit einem Gegenstande „beschäftigt ist; alles Uebrige ist für ihn nicht da," so weiß er nicht, welche große Eigenschaft er damit lobt. Daß diese Eigenschaft endlich Starrsinn, ja Verstockung ward, das machte das Herrscherunglück und die Eitelkeit und die Schaar von Schmeichlern und Knechten, die nicht das Rechte und Edle zu thun und zu reden wagten.

Diese Schrift ist besonders auch geschrieben, um der Welt zu beweisen, daß Herr De Pradt an dem Brande von Moskau und an dem Untergange des französischen Heers unschuldig war, was ihm jeder auf sein Wort glaubt. In der Beschreibung der Verwaltung der Geschäfte des Großherzogthums Warschau, wobei er sein eigenes Lob nicht ver-

schweigt, seiner Verhältnisse zu dem berüchtigten Herzog von Bassano, und endlich der abentheuerlichen Flucht Napoleons und seiner Unterhaltung mit Herrn De Pradt und einigen polnischen Magnaten werden die meisten Leser viel Anziehendes finden; es scheint recht für die Anziehung geschrieben zu seyn.

Bei der Schilderung des Aufenthalts der französischen Bande in Dresden (S. 51) kommen jedem redlichen Teutschen wohl von selbst viele jammervolle Erinnerungen aus der Jammerzeit wieder und die stillen Wünsche für das Vaterland kommen wohl auch mit, daß die teutschen Fürsten nimmer wieder die Lage dulden mögen, wo freundliche Gehöre eines Berthier, Bassano und De Pradt als der erfreuliche Sonnenstrahl eines großen Glücks angesehen wurden. Wir lesen da (S. 69) auch etwas über den berühmten Herrn von Senft, dem der Verfasser einen Dienst gethan hätte vor seinen teutschen Landsleuten, wenn er ihn etwas anders gelobt hätte, als er gethan hat. Es offenbart sich wohl jeden Tag mehr, daß allein der Pfad fester Ehre und Tugend der rechte Pfad ist. Die den düstern Pfad der Verworrenheit gewandelt haben, dürfen auf ihre Genossen nicht rechnen; es heißt hier, wie im gemeinen Sprichwort: Wann die Diebe sich entzweien, bekommt der ehrliche Mann seine Kuh wieder. So lautet es!

„Ich fand mit großer Freude den Grafen von Senft „und seine interessante Familie zu Dresden wieder. Unsere

„Bekanntschaft datirte sich von Bayonne. *) Wir theilten „uns unsre Bekümmernisse mit über die Scenen, wovon „wir Zeugen waren. Da sagte er mir, daß der Stand eines „Botschafters bei Napoleon sehr leicht geworden sey, weil „er nichts mehr sey, als das Geschäft eines Hofschranzen. **)

„Herr von Senft hatte sich in Paris durch die Vortrefflichkeit seiner Gesinnungen und seines „Tons und durch die Würde seines Hauses ausgezeichnet. Man hatte ihn zu Paris sehr vermißt. Die „Polen liebten und ehrten ihn. In einer jener Unterredungen, die ich oft mit ihm und seiner Frau hatte, sagte er mir: „Zu Dresden und in Sachsen giebt es nur drei „Personen, welche die Franzosen lieben: ***) „der König, meine Frau, und Ich. In Preussen und in ganz Teutschland ist es eben so. — „Ich glaube das wohl."

Uebrigens ist dieser Herr Erzbischof darin allen andern Franzosen gleich, daß er seine lieben Landsleute von allen Schanden weißzubrennen sucht. Die barbarischen Allemannen, die Sachsen, die Westfalen — das sind die Verwüster gewesen in Polen und Litthauen, die Franzosen hingegen rechte Muster der Ordnung und Mannszucht (S. 74.)

*) Das fatale Bayonne ist ein schlimmer Ehrenpunkt für mehr als Einen Minister geworden.

**) Desto schlimmer, wenn ihr beide das gefühlt und doch den knechtischen Dienst geduldet und so die allgemeine Schande mit gemehrt habt. Der Fliege verdenkt es keiner, wenn sie sich auf Mist lagert; aber die Biene soll nur auf Blumen sitzen.

***) Schlimm genug für sie.

Ueber sein Anprangern Anderer, z. B. des weiland Königs von Westphalen verunglückten Gedächtnisses und Bassano's, den er zu einer verächtlichen halb lakaiischen Knechtsmaske auswählt, wollen wir mit ihm nicht hadern; wir wollen ihn nur daran erinnern, daß er früher hätte bedenken sollen, wie entehrend es einem Edelgebohrnen war, solchen zu dienen. Auch über Vandamme und Davoust wird arg hergefahren, weil diese jetzt in der Meinung und Macht zu liegen scheinen: dagegen werden Talleyrand und Fouché gelobt als die Einzigen, welche Frankreich hätten halten können, wie billig: denn sie sitzen ja für den Augenblick wieder zu Pferde. So heißt es von ihnen: (S. 8.)

„Diese allgemeine Behauptung (daß nemlich alle, die Napoleon umgeben, nur die Rolle von Schmeichlern zu spielen hatten) leidet eine Ausnahme in Beziehung auf zwei „Minister, welche Napoleon, als er allmächtig geworden, „wegen Eigenschaften, die sie ihm werther hätten machen „müssen, glaubte entfernen zu müssen. Er fühlte sich beengt „durch ihren Ruf, durch die Unabhängigkeit, die sie mitten „in der allgemeinen Knechtschaft erhalten hatten. Er fürchtete, sie mögten in seinem Ruhm mit zur Theilung kommen, und er die Miene haben, ihren Rathschlägen etwas zu „verdanken. Dies ist die wahre Ursache ihrer Entfernung. „Er hat die Nachbarschaft des Talents nicht ertragen können. „Napoleon hatte ein, solange Gesellschaften sind, den Menschen unbekanntes Unternehmen gewagt, das, ohne Rath zu „regieren, was sage ich? jeden Rath zu ächten. Ich habe ihn mit

„Muth schreien hören: „Rathschläge mir! Rath-
„schläge!“ — Ja freilich, der Mangel eines Raths hat
„ihn verdorben, und es ist sehr wahrscheinlich, daß, wenn er
„die beiden überlegenen Männer, die sein guter Stern ihm
„zugeführt hatte, behalten hätte, er noch mit dem Glanze
„funkeln würde, den er bei der Epoche ihrer Entfernung
„angefangen hat zu verlieren. Das Vergnügen über mit-
„telmäßige Menschen zu herrschen, sie nach Belieben zu
„meistern, ihnen die Last seiner Ueberlegenheit recht fühlbar
„zu machen, dieser kindische Genuß ist ihm theuer zu stehen
„gekommen: er hat ihn mit seiner Krone, mit dem Glücke
„seiner Familie bezahlt; was kein großes Unglück seyn würde,
„wenn Frankreich es nicht mit allem bezahlt hätte, was es
„Kostbarstes hat: mit seinem Blute, seiner Ehre, seinem
„Reichthum, seiner Bedeutsamkeit unter den Nationen.“

Wir können uns schließlich einer Bemerkung nicht erwehren. Diese ganze Schrift scheint geschrieben, damit der Verfasser sich bei der Welt und bei seinem Volke weißbrenne und die gute Meinung wieder gewinne. Wir wollen ihm glauben, was wir nicht wissen, daß er keines der verächtlichsten und dienstbarsten Geräthe des Kaisers weiland gewesen ist; aber ein Erzbischof mag sich entschuldigen, wie er will — das ist unleugbar, daß er eine schwerere Würde zu tragen und also im Leben und Betragen auch darzustellen und zu behaupten hat, als viele tausend andere Beamten geringerer und weltlicher Ordnungen. Das ist überhaupt ein untröstliches Zeichen unsers Zeitalters, daß man über die Aufführ-

rung öffentlicher Menschen zu gleichgültig oder zu nachsichtig ist, daß man mit einer gewissen Weichlichkeit, die von vielen Menschen Duldsamkeit genannt wird, die Wölfe und die Schaafe immer noch zusammen in Einen Stall treibt. Wenn die Ehre alter Zeiten gehört würde, wenn die Meinung und die Stimme des Volks (ich meine nicht den Pöbel, der immer und allenthalben läfft und schreit) den Regierungen eine Stimme Gottes wäre, wie mancher Minister und General hätte seit der Leipziger Schlacht auch in Teutschland auf ewig in den Ruhestand versetzt werden müssen, wie viele Hunderte von Beamten und Schriftstellern hätte man an dem Rhein die Urfehde schwören lassen und dann den fliehenden Franzosen nachtreiben müssen, für welche sie zur Unterjochung und Entehrung ihres Vaterlandes mit Leib und Seele gearbeitet haben!

IV.

Geschichte der geheimen Gesellschaften des Heers und der soldatischen Verschwörungen, welche die Zerstörung der Regierung Bonapartens zum Zweck gehabt haben. Paris 1815.

Auf diese Geschichte, die kurz vor der berühmten Flucht von Elba geschrieben ist, die aber gottlob keine bonapartische Zeitrechnung gestiftet hat, wie jene Hebschra Muhameds, ist die Aufmerksamkeit gespannt genug gewesen; und sie müßte es in der That noch mehr werden, wenn man dem Verfasser in allem, was er erzählt, Glauben geben könnte. Wir hören ihn:

(Seite 2—7) „In dem Augenblick, wo Bonaparte sich „erhob, bildete sich in Frankreich eine Parthei gegen ihn, „welche seinen Fall geschworen hatte und welche ihn einst „bewirken sollte (?). Diese Verschwörung hat vierzehen Jahre „gedauert, hat alle Range, alle Stände der Gesellschaft umfaßt, hat sich über ganz Europa verbreitet (?), und hat „endlich den Sturz des Tyrannen vollendet, ohne gearg„wohnt oder wenigstens ohne bekannt zu seyn. Oft in ihren kühnsten Entwürfen, in ihren best berechneten Versuchen „scheiternd, ist sie nie in ihr selbst blosgestellt und in ihren „wesentlichen Geheimnissen durchdrungen gewesen. Sie hat „ihre ausgezeichnetsten Häupter, ihre kühnsten Lenker nach einander fallen sehen; aber sie hat sie überlebt, und immer mächtig in Mitte ihrer Trümmer, die sich unaufhörlich wieder „besserten, hat sie den Krieg auf Leben und Tod, den sie „mit dem Despotismus führte, nur geendigt, nachdem sie „darüber triumphirt hatte. Auch heute noch ist das Ge-

„ heimniß, das sie umgab, nur erst halb zerstört. Die großen „ Streiche, die sie dem Kolos versetzte, der Europa zermalmte, „ haben einigen scharfsinnigen Geistern ihr Daseyn enthüllt; „ aber es ist mehr errathen als entdeckt, und sie zeigt den „ unschlüssigen Beobachtern und Geschichtschreibern nur eine „ Aufgabe, die zu lösen ihr allein erlaubt ist.

„ Diejenigen, welche die Begebenheiten nur nach ihren „ Wirkungen beurtheilen, ohne zu den Ursachen hinaufsteigen „ zu können, die sie hervorgebracht haben, und nach den „ Springfedern, die man dabei hat wirken lassen, werden in „ Zeiten der Umwälzung leicht zu seltsamen Urtheilen ver- „ führt. So glaube ich, daß es keinen einzigen verständigen „ Mann giebt, der sich die Verschwörungen Moreau's und „ Mallets erklären gekonnt hat nach den Aufklärungen, die „ man aus ihren Prozessen hat ziehen können, und nach den „ verstümmelten Enthüllungen, woraus die sogenannten Ge- „ schichten, die man uns bis jetzt davon gegeben hat, zusam- „ mengesetzt sind. Die Reise Pichegrü's und seiner Gefähr- „ ten des Muths, der Hingabe und des Unglücks auf den „ Glauben eines Offiziers, der ohne Ansehen, in Schulden „ verloren und durch die Gründlichkeit seiner Ansichten „ und die Sicherheit seiner Muthmaßungen wenig empfeh- „ lungswürdig war, würde der Gipfel der Unvernunft seyn, „ wenn der Name Moreau die einzige Bürgschaft dieses Un- „ ternehmens und wenn der Bericht Lajolais der einzige „ Schlüssel desselben gewesen wäre. Die Unschlüssigkeit Mo- „ reau's würde nicht weniger unerklärlich seyn in dem Au- „ genblick, wo diese Unschlüssigkeit die ganze Frucht einer der „ kühnsten Unternehmungen verdarb, deren die Geschichte er- „ wähnt. Die Verschwörung Mallets hat einen noch ro- „ mantischeren Karakter und man erräth weniger die Mittel „ derselben. Man kann nicht begreifen, wie ein General, „ der nicht einmal einen gewissen Kriegsruhm hat und der

„sich der Achtung der Leute, die ihn kennen, nur durch „eine Hartnäckigkeit der Meinung, die auf das Schicksal „seines Vaterlandes nie eingeflossen hat, und durch einige „glanzlose Unfälle empfiehlt, in wenigen Stunden es dahin „bringt, sich mit ganz ergebenen Offizieren zu umringen „und den Despotismus in der Fülle seiner Macht mit einem „fast unfehlbaren Fall zu bedrohen. Dies ist das Geheimniß „jener großen politischen Aufgaben, das ich mir vorsetze „zu geben, obgleich es mir nicht entgeht, daß meine Erzäh„lung denjenigen oft unwahrscheinlich vorkommen muß, wel„chen alle die Kunden, worauf sie ruht, ganz neu sind. Ich „gestehe ein, daß wenige unter der Begeisterung einer gespann„ten Einbildungskraft zum Vergnügen geschriebene Geschichten, „an Ausserordentlichkeit dieser hier nachstehen, und doch ist „nichts, was weniger einem Roman gleicht. Sechstausend (?) „Franzosen sind in der Vertraulichkeit aller Hauptfakta gewe„sen, und in Hinsicht derjenigen Fakta, die ihrer Natur nach „nur einer kleinen Anzahl Personen haben mitgetheilt werden „können, leben noch mehr als zwanzig, die sie so gut als „ich kennen. Wenn ich mich an der Spitze dieser Denkwür„digkeiten nicht nenne, so wird die Folge die Gründe davon „erklären, und ich unterwerfe mich in dem, was ich schreibe, „nicht weniger aller Verantwortlichkeit eines Ehrenmannes, „der sich verpflichtet nur die Wahrheit zu sagen und sie ganz „zu sagen, so sehr er kann, ohne Eide zu brechen und ehr„würdige persönliche Verhältnisse zu verletzen. Ich habe in„dessen lange angestanden, die Fakta, wovon ich spreche, be„kannt zu machen, und ich muß im Flug die Betrachtung, „die mich zurückhielt, erwägen, obgleich ich nicht denke, daß „ein redlicher Mann, welcher Meinung er sonst auch seyn „mag, sie gegen mich in einen Vorwurf verwandeln könne.

„Die Geschichte, die ich erzähle, ist die Geschichte einer „geheimen Gesellschaft, deren Geheimniß sich so gut bewahrt

„ hat, daß außer ihrem eignen Schooße kaum ihr Name bekannt ist, obgleich sie mehrere Male nahe daran war, auf „ das Schicksal der Welt einzufließen. Ich bin Mitglied dieser geheimen Gesellschaft und ich bin durch die heiligsten „ Verpflichtungen an ihre Gesetze gebunden u. s. w."

Diese Gesellschaft nennt er die Gesellschaft der Philadelphen, die sich über ganz Frankreich verbreitete, besonders aber im Heere wurzelte und am meisten Anhänger in der Grafschaft Hochburgund hatte, wo sie einmal eine Gegenrevolution zu bereiten hoffte, und in Südfrankreich in der Pyrenäengegend. Ihre Häupter waren Mallet, Oudet, dann Moreau, und endlich wieder Mallet, bis zu seinem Fall, dem der Sturz der Tyrannenregierung und die Wiederherstellung des Burbonischen Hauses, worauf sie eigentlich zielte, bald folgte. Oudet, der als Brigadier bei Wagram blieb und von dem Tyrannen wohl bemerkt war, wird so geschildert, daß er mit der Hälfte der Eigenschaften und Hälfemittel, die der Verfasser ihm beilegt, schon eine Umwälzung hätte vollenden müssen.

Diese Gesellschaft rettete Moreau das Leben, der durch angebohrne Faulheit bei allen seinen großen Eigenschaften kein politischer Mann seyn konnte und durch Unschlüssigkeit, wie unser Verfasser meint und andere gemeint haben, alles verdarb und nicht geworden ist, was er hätte werden können.

Sie hatte Bonaparten sicher auf dem Korn, als er nach seiner italischen Krönung durch die Franche-Comté reisen wollte. Es waren alle Anstalten fertig, ihn zu fällen, als er Wind bekam durch einen Verräther und einen andern

Weg einschlug. Mehrere wackere Leute wurden das Opfer. Die Gesellschaft war aber so weise zusammengesetzt, daß alle bonapartische Polizei ihre Mitglieder nirgends fassen und aus Mangel an gerichtlichen Beweisen ihnen nichts anhaben konnte. Die Philadelphen und die Philadelphie blieben und bestanden, obgleich Moreau in Amerika lebte und Oudet gefallen war.

Diese Gesellschaft bestand nicht allein innerhalb Frankreichs und des französischen Heeres, sie verbreitete sich auch über die Nachbarländer. Dies sagt uns der Mann S. 164 und 165 seines Buches:

„Durch ein sonderbares und fast wunderbares Zusammentreffen der Umstände fanden sich einige Philadelphen, welche die Umstände des Krieges oder besondere Aufträge ihres Hauptes nach Teutschland oder Italien gebracht hatten, durch den braven und geschickten Du Chateler in einen Aufstandsplan Tyrols eingeweiht, dessen Gegenstand, wie der der Gesellschaft, wovon sie einen Theil ausmachten, die Befreiung und Wiederherstellung des durch eine Familie von Abentheurern unterjochten Europas war. Ihnen fiel die Aehnlichkeit einiger der Mittel und vorzüglich der Einrichtung einer geheimen Gesellschaft auf, welche nach der ihrigen entworfen schien, und welche es in der That vielleicht war. (?) Diese merkwürdige Annäherung gab ihnen den Gedanken ein, zwischen den beiden Gesellschaften einige Vereinigungspunkte zu stiften, die sie in den Stand setzten, nach sehr nah zusammenlaufenden Ansichten zu handeln und durch einander demselben Ziele zuzustreben. Man muß nicht vergessen, daß dieser merkwürdige Verein der erste Keim des europäischen Aufstandes ist, der wenigstens für

„lange Zeit *) das Gleichgewicht der Reiche „und die Ruhe der Völker wiederhergestellt „hat." (!!)

Auf diese Sache kommt er noch einmal, indem er mit französischer Unkunde Namen und Zeiten, von denen er nur Klänge gehört haben muß, wundersamlich unter einander wirft. So heißt es S. 196 und 197:

„Ich glaube mich nicht verpflichtet, über die geheimen „Gesellschaften Tyrols lange und umständliche Nachrichten „zu geben, obgleich sie durch eine lange und innige Verbrü„derung von Grundsätzen und Bezeichnung mit der Ge„sellschaft der Philadelphen verbunden gewesen sind. Diese „Gesellschaften haben ihre Geschichte und ihre Satzungen in „zwei sehr verbreiteten Sprachen **) ausgegeben seit den Be„gebenheiten, welche die Wiedergeburt Europa's bewirkt und „auf welche sie auf ihre Weise eingeflossen haben. In „diesen wichtigen Schriften muß man ihren Ursprung studie„ren, ihre Fortschritte begleiten, ihre Entwürfe wägen, „und die Resultate lernen, wozu sie endlich gelangt sind. „Es sey genug, hier zu bemerken, daß der berühmte Auf„stand, den sie im Jahr 1809 hervorbrachten, um ein Haar „die Knechtschaft des festen Landes um fünf Jahre abgekürzt „hätte, und daß, wenn sie von den Häuptern des politischen „Systems selbst, für welches sie sich so edelmüthig hingaben, „unterstützt worden wären, es schon um die gräuliche Ty„rannei Bonapartens geschehen war. In einem früheren „Zeitalter würden die Namen der Schill, der Schlegel, der „Chateler, wie die der Götze ***) und Melchthale, der Dank-

*) O je, mein Herr! nicht für acht Monate!

**) Er sagt weiter unten: in der teutschen und italiänischen Sprache. Hätte es ihm auch nur beliebt, uns die Titel jener Bücher zu nennen, woraus er dies schöpfte!

***) Wie kömmst du hieher alter Verlichingen? Wohl durch Hörensagen von dem unsterblichen Göthe?

„barkeit der Völker geweiht seyn; aber die abgelebten Völ-
„ker können nur Talente für den Leichtsinn ehren, welche
„das Verderben der öffentlichen Sitten vollenden, oder ich
„weiß nicht, welches unselige Heldenthum, (das ?) das die
„Menschheit nur durch ihre Verwüstung erstaunt."

Hierauf kommt er auf die unglückliche Verschwörung Mallets, die nach ihm allein auf den Philadelphen ruhete. Dann auf den russischen Krieg und auf die beiden grossen Franzosen, welchen und seinen Philadelphen nach seiner Meinung Europa die Freiheit verdankt. Wir hören ihn darüber:

„Man sparte nichts, um sich der Gesinnungen der Herr-
„scher zu versichern, deren Macht Bonaparte erschüttern wollte.
„Es war einer unter ihnen, der sich seitdem durch die Mäs-
„sigkeit seines Karakters und durch den Umfang seiner Ein-
„sichten der Bewunderung Europa's empfahl, dieser nordische
„Alexander, dessen hochherzige Tugenden wir so in der Nähe
„erkannt haben, daß es die unerlaßliche Pflicht jedes Fran-
„zosen ist, sie einzugestehen; und man zweifelte gar nicht,
„daß er der Erwartung des Volkes nicht entsprechen würde,
„wenn man ihn mit derselben in Beziehung setzen konnte
„durch die Vermittelung seiner reinsten Bürger, nemlich der-
„jenigen, die das Recht hatten, alle Verantwortlichkeit des-
„selben auf sich zu nehmen, ohne von den natürlichen Ver-
„tretern des sklavischen Frankreichs verleugnet zu werden.
„Der Zufall hatte den einen zum Fürsten, den andern zum
„Verbannten gemacht; er hatte sie auf zwei Hemisphären
„hingeworfen, und sie aller anscheinlichen Verbindung be-
„raubt, so daß Bonaparten nicht einmal die Möglichkeit
„derselben ahndete. Es waren Bernadotte und Mo-
„reau. Man mußte also zwischen Bernadotte und Moreau
„und von diesen beiden großen Feldherren bis zu jenem

„Alexander, der so würdig war sie zu verstehen, einen leich-
„ten Verbindungsweg stiften, den der unglückliche Lahorie
„den Auftrag hatte abzustecken. — Die Mittel, die Aus-
„führung hievon zu sichern, hatten so glücklich für alle mög-
„lichen Zufälle gesorgt, daß selbst Lahorie's Tod es nicht ver-
„zögerte. Ein Abgesandter, der durch seinen Muth nicht
„empfehlungswerther war, aber dem sein Glück besser diente,
„führte das angefangene Unternehmen zu seinem Ende und
„seine Beglaubigungsbriefe wurden mit dem glorreichen Blute
„der Märtyrer des 23. Oktober *) besiegelt. Was Lahorie
„selbst betrifft, der durch einen ganz unvorhergesehenen Um-
„stand in die ganz zufällige Verschwörung Mallets hinein-
„gezogen ward, die ihn in dem Augenblick, wo er fertig
„war, sich nach seiner Bestimmung (zu Moreau nach Ame-
„rika) zu begeben, von dem besonderen Plan ablenkte, wel-
„chem die Ordnung der Gesellschaft ihn geweiht hatte —
„Lahorie sage ich, welcher alle Zerstöhrungsmittel kannte,
„womit Bonapartens Regierung bedroht war, konnte ster-
„ben, ohne an dem Vaterlande zu verzweifeln, und dem
„Himmel die letzten Worte Gracchus zurufen: „Ich streue
„diesen Staub auf euch, und aus diesem Staube werden
„mir bald Rächer erstehen."

Die europäische Verschwörung, welche auf dem wunder-
samen Bündniße von zwei republikanischen Feldherren be-
ruhte, welche, der eine ein Verbannter und der andere König,
wie ich eben gesagt, durch den ganzen Durchmesser der Erd-
kugel getrennt waren, ist das erstaunlichste Faktum der Ge-
schichte, aber es ist auch das unbestreitbarste und die mög-
lichen Resultate desselben mögte keiner würdigen. (??)

*) Am 23. Oktober 1812 war Mallets Verschwörung, welche ihm und Lahorie und mehreren Anderen das Leben kostete:

Moreau langte von Amerika an, umgeben von dem ganzen Glanze seines Ruhms und seiner Unfälle. Er verband sich mit dem theuersten seiner Waffengefährten, (?) mit jenem Bernadotte, der sich nur durch die Macht von uns getrennt hat, aber welchem die Königischen nicht vorwerfen, daß er Republikaner gewesen ist, und welchem die Republikaner verziehen haben, daß er Prinz ist. Alexander traf mit ihren Entwürfen zusammen, weil die Wüthereien eines Unsinnigen sein edles Herz nicht von einem edelmüthigen und gefühlvollen Volke abwendeten. (??) Hunderttausend entweder gefangene oder verbannte oder flüchtige Franzosen vereinigten sich unter den Fahnen ihrer alten Führer, um ihr heimathliches Land von dem gemeinsamen Feinde wieder zu erobern. Geschützt von Europa, gerufen durch die Meinung, und empfangen von dem Heere, dessen Kinder sie waren, kamen sie an unseren Gränzen an, unter Fahnen der Freiheit, mit französischen Uniformen, die Hände voll Lilien, unsern vielgeliebten König ausrufend und ihn wie in den ersten Altern der Monarchie dem seines Wiedersehens ungeduldigen Volke auf ihrem Schilde zeigend. Die Ehre unserer Wälle und unserer Herde ward geachtet, und das unbesiegte Frankreich blieb auch unbesieglich; sein Glück ließ so wenig Zweifel zu, als sein Ruhm.

Was geschieht? Ein zufällig hinter Mallet befindlicher Spiegel läßt die Pistole bemerken, womit er sich bewaffnen will. Eine ohne Absicht auf eine Gruppe Offiziere geworfene Kanonenkugel zerschmettert Moreau die Beine. Mallet wird

verhaftet, Moreau stirbt. „Ein Gericht macht die Verhaftung des Ersten gesetzlich, ein Tedeum bedeckt den Todeskampf des Zweiten, und Frankreich wird überzogen. Wenn die Vorsehung ihre Hand irgendwo auf eine unbestreitbare Weise eingedrückt hat, so ist es in diesen letzten Augenblikken unserer politischen Unfälle."

Ueber Moreau weiß uns der Verfasser noch Folgendes, wie er sagt, aus guten Quellen, zu erzählen:

„Das französische Heer weiß, daß der Angriff von vierzigtausend Mann Reiterei, der um einige Stunden der Begebenheit voranging, wodurch Moreau uns entrissen worden, keinen andern Zweck hatte, als Bonapatten zu verhaften und Moreau für ihn zu setzen. Das französische Heer hat seitdem klar gemacht, daß der Friede zwischen den Verbündeten und Frankreich vorher unterzeichnet und durch Moreau vertreten war. (??) Es giebt wohl niemand, der nicht überzeugt sey, daß der Marsch des französischen Heers von dem Augenblicke an aufhörte, ein Rückzug zu seyn. Es war eine freundschaftliche Reise mitten durch die Völker unter der Führung eines menschenfreundlichen Helden, der wie von ihm selbst die gebührlichen Gränzen jedes Staates bestimmte. *) Dieser große Gedanke hat Moreau in der heldenmüthigen Seele Alexanders überlebt; (??) aber Alexander war kein Franzose, führte keine französische Heere und sollte nur erst, nachdem er sie besiegt hatte, von den Franzosen erkannt werden."

So spielt dieser Franzose mit seiner Philadelphia und mit seinen Philadelphen vor uns. Es ist ein närrisches

*) Versteht sich so, daß Frankreich Holland und alles Land diesseit des Rheins behielt.

Ding dieses Buch von 348 Seiten. Es spielt auf alles an, aber spielt uns in nichts hinein. Wir hören von Mordanschlägen, von ungeheuren Thaten, aber nirgends sehen wir einen festen Plan oder einen bestimmten Zusammenhang, sondern das Ganze flattert und schimmert uns wie bunte Seifenblasen vor den Augen hin. So viel ist wohl gewiß und so viel haben wir auch früher theils geahnet theils gewußt, daß es manche Unzufriedene in Frankreich gab und daß einzelne Verschwörungen gegen Bonaparten auf der Bahn gewesen sind; aber nimmer wird uns dieser absichtlich mit Geheimnissen spielende Mann überreden, daß viele Tausende von Offizieren im Heere gegen Napoleon waren, daß ganze Landschaften nur des Winkes zum Aufstande warteten, daß Moreau und Bernadotte mit der Hälfte des französischen Heeres hätten gegen die Gränze Frankreichs anziehen können, daß die Schweitz und Hochburgund immer zum Aufstande reif waren. Wir sehen ja die Geschichte der letzten Jahre vor uns. Wo sind die französischen antinapoleonischen Offiziere? Wie ist Hochburgund und der Jura, worauf die Philadelphen rechneten, diesen Sommer gegen Napoleon aufgestanden? wo ist die gegen Frankreich zu streiten fertige Schweitz? wo sind die Zehntausende, welche Moreau und Bernadotte im Sommer 1813 zuliefen? Selbst im größten Gedränge des französischen Heeres kamen einzelne jämmerliche Ueberläufer; die andern alle hielten fest an ihrem fürchterlichen Höllenfürsten, der ihnen gefiel.

Kurz wir können hier rufen: Wind, französische

Wind über Wind. Lächerlich, völlig unterweislich und völlig unwahr ist die Verbindung der sogenannten Philadelphen mit den Teutschen, Italiänern und Tyrolern. Focht nicht jener Oudot, den er als den Freiheitshelden seines Buches angiebt, recht tapfer gegen die Oestreicher und Tyroler? und fand er nicht bei Wagram seine rächende Kugel? Und wer sagt uns denn, daß die Tyroler geheime Gesellschaften gehabt haben, daß der General Chateler das Haupt und der Lenker derselben war? Die Tyroler hatten sich verbunden und standen auf für die Freiheit und Gerechtigkeit, wie einem braven und tapferen Volke geziemt; aber von geheimen tyrolischen Gesellschaften wissen wir nichts, noch weniger von ihrem Haupte Chateler. Wir haben zwar alle Achtung vor diesem weiland wackeren östreichischen General, aber in Tyrol spielte er eine kurze und keine glänzende Rolle, und erst als der Sandwirth Andreas Hofer von Passeir sich an die Spitze des Volkes stellte, bedeutete es denselben Sieg und seinen Feinden Verderben. Ewig schade ist es, daß dem Franzosen von dem berüchtigten Tugendbunde nicht irgend ein Wind zugewehet ist; auch den hätte er in eine herrliche Verbindung mit seiner Philadelphia bringen und den Nachspähern und Belauschern desselben zu trefflichen Bemerkungen Stoff geben können. Dieser läuft noch immer wie ein Gespenst durch manche verworrene Köpfe, denen er schlaflose Nächte macht, und sie wollen immer noch nicht begreifen, daß dem Spurlosen nachspüren die undankbarste aller Arbeiten ist. Hätte er hievon etwas vernommen, wie

herrlich hätte er alles zusammenlegen und endlich den Knoten in seiner Philadelphia schürzen und auflösen können! Von den schwarzen italiänischen Höllenbrüdern, den Carbonari (Charbonniers, Bucherons, S. Seite 265—66) hatte er etwas läuten gehört, wußte sie aber mit seinen Ansichten und Zwecken nicht in Einstimmung zu bringen, berührte sie also kaum und schlüpfte wie über etwas Verdächtiges darüber hin.

Es ist nicht leicht zu sagen, was dieser Franzose mit seinem Buche eigentlich will. Zuweilen däucht es einem, als bilde er sich wirklich so ungeheure Entwürfe und Wirkungen, als er uns vorführt, von den philadelphischen Seifenblasen ein, womit er spielt; dann ist es wieder wahrscheinlich, daß das ganze Ding absichtlich so vergrößert ist, um das französische Heer, besonders die Offiziere, der neuen Regierung in einem vortheilhafteren Lichte zu zeigen, als worin sie gezeigt werden konnten. Fast kommt uns indessen der Mann vor, wie einer, der zugleich der Betrüger und der Betrogene ist, was bei der französischen Eitelkeit so häufig ist. Warum sollte uns dieser nicht einbilden wollen, uns dummen und gutmüthigen Teutschen, daß die Franzosen, die Europa unterjochten, es auch allein befreit haben, daß die Kühnheit von Saragossa, die Größe von Moskwa, die Siege von Leipzig, Dennewitz, Brienne und Laon und endlich der Einzug der Verbündeten in Paris alle aus dem Orden der Philadelphen hervorgegangen sind? daß Schill und der Herzog von Braunschweig und Hofer und andere tugendhafte teutsche Jakobiner, von deren

Planen Einige so viel zu erzählen wissen, mit Pichegrü und Moreau und Mallet und Bernadotte im engsten Bunde gestanden haben? Ist dies weniger wunderlich, als daß Fouché und Talleyrand und Ludwig der Achtzehnte uns jetzt wieder einbilden wollen, ohne sie und ihr bischen Vendée und ihre schönen Erklärungen und Aufforderungen würde diesen Sommer kein Soldat der verbündeten Herrscher nach Frankreich gekommen seyn, würde keiner in Frankreich einen Augenblick sicher seyn? Wie französische Eitelkeit die Welt sich und andern einbilden kann, davon hat ein ehrlicher und grader Teutscher und jedes andere ehrliche und grade Volk unter dem Monde auch gar keine Vorstellung. Betrug und Lüge ist so die Wahrheit des französischen Lebens und der französischen Diplomatik geworden, daß ihnen das Gegaukelte und Gelogene endlich das Wahrscheinliche, ja das Wirkliche wird. Doch bringt uns das, was in dem Buche von den beiden französischen Feldherren gesagt wird, welche durch Rath und That die Befreiung Europas vollbracht haben sollen, ganz natürlich auf die Wunder, welche Gott der Welt und besonders dem teutschen Volke gezeigt hat in den letzten vier Jahren, und wir sprechen also zwei Worte von den

Fünf oder Sechs Wundern Gottes.

Die Frommen sind über die Zahl uneins. Wir wollen daher die großen Wunder, worüber alle einstimmig sind, mit teutschen, die kleinen Wunder mit lateinischen Ziffern schreiben, und einen Stern dabei machen.

1. Daß der Winter von 1812—13 so früh und zu rechter Zeit kam, und daß er zwischen der Flucht von Malojaroslawetz und Smolensk und wieder zwischen der Beresina und Wilna besonders streng eintrat, wer erkennt darin nicht den Finger Gottes, der den Tyrannen verderben und die Freiheit wieder aufrichten wollte?

2. Kutusows, des russischen Feldmarschalls, Tod vor dem Anfange der großen Entscheidung in Teutschland war gewiß ein großes Zeichen. Der Mann hat seine Verdienste um die heilige Sache, und wir wollen gewiß seinem Namen nichts abdingen bei der Nachwelt. Aber wir wissen, daß er die Sachen bloß als Russe sah und als Teutscher, d. h. aus dem teutschen Gesichtspunkte, weder sehen wollte noch konnte; wir wissen auch, daß er ungern über die Oder gegangen war und überhaupt den angreifenden Krieg gegen Frankreich im Herzen Teutschlands nicht billigte; wir wissen überdem, daß sein Ansehen bei dem Heere und sein Gewicht über den Kaiser die größten waren; das wissen wir endlich, daß er keineswegs ein mittheilendes, verbindendes noch zusammenhaltendes Gemüth war. Der Krieg hätte also unter seiner

Führung eine ganz andere Art gewonnen, die Eintracht unter den Russen und Preussen wäre schwerlich so herzlich geworden, als sie nachher wirklich ward, Blücher hätte vielleicht gar keinen Oberbefehl bekommen, und viele Kräfte wären nimmer erwacht, andere schon erwachte geschwind wieder erstickt, viele Namen wären vielleicht nicht genannt, die jetzt große Namen sind. Ich glaube, das Ganze hätte sich nicht so teutsch gestalten und entwickeln und die Geister fortreissen können — und wie wäre dann Germaniens Freiheit geworden? Also —

3. Das sichtbarste Zeichen aller Welt, was auch in allen Gränzen des Vaterlandes als solches verstanden worden ist, war Moreaus fast wunderbarer Tod. Er fiel durch eine der ersten Kanonenkugeln. Man nennt den Mann einen edlen Mann; das mag seyn. Er war ein Franzose, und die Franzosen würden mit ihm geprahlt haben, wenn er gelebt und den Feldzug der verbündeten Heere mitgemacht hätte. Sie würden gesagt haben: „Wir leugnen nicht, „daß wir besiegt sind, aber wir sind von dem größten und „edelsten unserer Feldherrn besiegt. Nur ein Franzose konnte „die Franzosen schlagen, nur durch Moreau konnten die „dummen Teutschen etwas gegen uns ausrichten." Sie haben dies wirklich von ihm und dem Kronprinzen von Schweden gesagt; sie haben behauptet, und viele leichtgläubige und des eigenen Ruhmes immer sorglose Teutsche haben es ihnen nachgebetet, von diesen beiden sey der ganze Plan des Feldzuges nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes

am 10. August 1813 entworfen, (was doch nicht wahr ist) und ihnen allein verdanken die verbündeten Heere ihr Glück. Gott aber meinte es besser mit uns und gönnte uns zu der Freiheit den Ruhm und daß nicht andere die Ehre unserer Arbeiten ärndten sollten. Darum stellte er auch die in mancher Hinsicht unerklärliche Politik des Kronprinzen von Schweden so, daß er mit seinem Heere fast nichts that, da er doch einen so großen Ruhm dieses Krieges erwerben konnte, und daß er mit viel geringerer Meinung der Leute aus Teutschland weggegangen ist, als womit er gekommen war.

Von allen Wundern war es gewiß das größte, was er mit Moreau's Tod meinte, daß er uns diesen lästigen und gegen alle unsere Vortheile auflaurenden und aufsätzigen Franzosen durch eine Kugel wegnahm. Hätte dieser gelebt, jeden Tag würde er die falsche wälsche Lehre gepredigt haben: „Um Gottes willen nicht weiter, als an den Rhein! die „Franzosen fühlen zu gut, daß das ihre für alle Ewigkeit „unverrücklich bestimmte Gränzen sind; der erste Schritt „darüber würde das stolze und hochherzige Volk zu unend„lichem Zorn waffnen, und die Folgen davon ließen sich gar „nicht berechnen. Es wäre eine Tollheit, zu glauben, daß „man jenseits des Rheins von Frankreich nur ein einziges „Dorf erobern könnte." Diese leidige Lehre, die auch der Kronprinz von Schweden in mehreren Manifesten verkündigte und die damals noch weichere Ohren fand, würde nur zu vielen Eingang gefunden haben, und wir hätten noch viel schlechtere Gränzen erhalten, als welche uns der pariser Frie-

den gab, mit dessen Unglück wir uns jetzt immer noch trösten sollen. Hätten Moreau und Bernadotte in jenem Kriege etwas Großes gethan, die Franzosen und die anderen Fremden und genug Teutsche würden fest geglaubt und behauptet haben, teutsche Feldherren seyen durchaus unfähig, Schlachten zu entwerfen und zu gewinnen; sind ja jetzt wieder genug Teutsche, die dem großen brittischen Feldherrn für diesen Sommer alles beilegen, dessen Talent wir wahrlich nicht verkleinern wollen, den wir aber wahrlich nicht Ursache haben zu lobpreisen, weil er wohl offenbart hat, daß er es freilich gern hat, daß seine Lorbeeren aus teutschem Blute grünen, daß er aber für Teutschlands Ehre und Macht nicht den Degen gezogen hat. Denn, wie er nachher gehandelt hat, scheint er mehr für die Franzosen als für die Teutschen gefochten zu haben. So daß wir auch bei dieser Betrachtung über des alten Germaniens Verhängnisse wieder trauren müssen. Uns die Arbeit und andern den Lohn der Arbeit — so ist es seit Jahrhunderten gewesen, und so wird es bleiben, solange wir ein zwieträchtiges Volk sind.

IV. Die Frömmigkeit schreibt Bonapartens unbeschreibliche Verblendung und starre Unbeweglichkeit in seinen tollen Entwürfen, wodurch er die ungeheuerste Macht in ein paar Jahren zerstörte, am liebsten Gott zu. Und wahrlich Pharao war nicht toller, als er mit Rossen und Wagen ins rothe Meer fuhr, als dieser von so vielen Schmeichlern und Knechten einst vergötterte und über die höchsten geschichtlichen Namen erhobene Mann.

5. Die Flucht von der Insel Elba war doch auch wohl ein Zeichen. Der pariser Friede hatte keine Gerechtigkeit gepflogen noch die Weltverhältnisse befestigt und das Vaterland gesichert; der Wiener Kongreß konnte das noch weniger: durch ihn wurden die ungeheuren und klaffenden Wunden Europa's aller Welt nur noch sichtbarer, als vorher. Darum ward diese Flucht, welche die Welt doch mit neuem Kriege und Elend bedrohete, von den meisten Menschen mit Freuden vernommen. Sie hofften, jetzt könne geschwind gebessert werden, was durch eine unbegreifliche Verblendung über die Lage Frankreichs und Europa's im Jahr 1814 versäumt war. Und Gott hat redlich das Seinige gethan, er hat das Recht glänzend erhöhet und die Schuld zerschmettert; und wenn er, wie er Schlachten gewinnen helfen kann, auch die Friedenspergamente mit eigener Hand untersiegeln könnte, gewiß hätte Teutschland, unser liebes Vaterland, jetzt seine Gebühr erhalten.

Mehr Wunder könnte ich zeigen, worüber die Frommen beten und die Spötter lächeln: unter diesen das größte Wunder, die teutsche Begeisterung, welche die Lüge und Tyrannei durch ihre Gewalt wie Spreu zerstäubt und das Vaterland wieder zu Ehren aufgerichtet hat. Diese wird von jedem frommen und redlichen teutschen Mann immer im stillen und gläubigen Sinne gewogen werden.

Es ist leider wahrscheinlich genug, daß jetzt nur wieder ein Waffenstillstand abgeschlossen, daß das verderbliche Uebel, das uns nun ein Vierteljahrhundert gequält hat, nicht an der Wurzel ab-

gehauen und ausgerottet werden wird. Doch ziemt es uns, die mit ruhigem und heiterem Blick über die Weltgeschichte und über die Entwicklungen und Schicksale der Völker hinblicken sollen, uns ziemt es nicht, deswegen an dem Vaterlande und an der Wiederherstellung des menschlichen Geschlechtes aus Elend und Verwirrung zu verzweifeln. Wir wissen es ja, in Jahrhunderten sind wir aufgelöst und zerfallen; wir können daher nicht verlangen, in fünf Jahren wieder aufgebaut zu werden. Wir müssen der Zeit die Zeit geben und unsern Muth und Glauben auf Gott stellen, der sich uns so wunderbarlich offenbart und erwiesen hat. Aber auch das Unsrige müssen wir redlich thun. Durch teutsche Redlichkeit, durch teutsche Kraft und Vaterlandsliebe muß der Geist immer mächtiger werden, der uns trotz aller Hinterlisten der Fremden endlich zu Herren unseres Landes machen und den letzten Fremdling, der noch auf einem Fußbreit germanischen Bodens steht, mit Zittern über unsere Gränzen jagen wird. Wenn wir immer Sieger seyn wollen jenes eitelsten und gehaßtesten Volkes, das uns seit Jahrhunderten aufgelauert und an Ehre, Tugend und Glück beschädigt hat, und wenn wir jene Britten abschütteln wollen, die uns in Tagelöhner und Kolonisten für ihre Fabriken und Manufakturen verwandeln mögten, so wollen wir vor allen Dingen zuerst Teutsche seyn in Art und Leben, wir wollen mit edlem Stolz die Ziererei und Buhlerei mit fremden Sprachen, Sitten und Moden verachten, und alles Weichliche und Eitle als unteutsch aus unsern Marken verbannen. Wir können vorhersehen und

also auch vorhersagen, daß die Weltgeschichte ihren festen Weg geht mit und wider unsern Willen. Ihr jetziges Streben ist offenbar, die Völker und Länder in ihre ursprünglichen und nothwendigen Bestandtheile abzusetzen und alles Fremdartige und Unnatürliche von einander abzuscheiden. Auch uns ist dieser Weg gezeigt; wir gehen unter, wenn wir uns nicht unter uns einigen und fester zusammensetzen. Die Fremden arbeiten mit freundlichen und feindlichen Listen, aber immer gleich verderblich, uns mehr und mehr zu trennen und uns zur endlichen Zerstückelung und Unterjochung ganz fertig zu machen; unsre jammervolle nun schon Jahrhunderte alte Vielherrschaft, die sonst doch noch einiges Band hatte, das sie hielt, haben sie jetzt in ganz unabhängige Souveränetäten (für das Verderbliche sind fremde Worte bequem) zerlegt. Das nennen sie die teutsche Verfassung begründen und die teutsche Freiheit und Selbstständigkeit befestigen, und wollen der gutmüthigen Dummheit damit einbilden, als hätten sie uns etwas Großes gebracht. Und wenn wir das Aeussere und den Schein der Dinge ansehen, so gewahren wir kaum, woher ein Halt kommen soll für das Lose und eine Eintracht für das Getheilte. Denn an solchen, die unsre Kraft zerreissen und aus einander hetzen wollen, wird es nie fehlen, und Gog und Magog und alle Völker der Welt werden zu ihrer Zeit suchen, teutsche Fürsten als Hülfsgenossen gegen Teutsche zu misbrauchen; immer aber werden wir des fürchterlichen Ausspruchs jenes griechischen Geschichtschreibers gedenken müssen,

der da sagte: Da alle Staaten Griechenlands herrschen wollten, haben alle die Herrschaft verloren. Denn warum sollen wir Teutsche uns immer gebehrden, als wie die dummen und stummen Hunde, die nur wedeln und kriechen können, wie viel man uns auch die Peitsche giebt? warum sollen wir uns bei aller Nichtigkeit, ja bei aller Nichtswürdigkeit, die unsre Feinde und Neider sich täglich gegen uns erlauben, uns immer gebehrden, als wenn wir nicht sehen, hören, riechen und fühlen können? Auf Gott soll ein braves und frommes Volk immer hoffen, aber mit über den Schooß gekreuzten Händen fängt man Ruhm und Glück nicht; Herz und Kopf und Faust müssen auch rüstig und frisch seyn, und müssen es immer seyn, wenn die großen Gaben und Gunste der Geschichte nicht in eine unerreichliche Ferne von uns entlaufen sollen. Wann das Wild aus dem Schusse ist, trifft es ein anderer Jäger als Beute.

Druckfehler.

Seite 11 Zeile 23 für konnte lies konnten.
— 45 — 64 — kein Volk l. ein Volk.
— 64 — 27 — dem l. den.
— 67 — 6 — Sollte l. sollte.

V.

Fantaſien zur Berichtigung der Urtheile über künftige teutſche Verfaſſungen. (Fortſetzung.)

Ich habe mich in der kleinen Abhandlung mit der Aufſchrift: Welche Franzoſen ich denn eigentlich meine? über dieſen letzten Punkt ziemlich deutlich ausgeſprochen, ohne daß ich den Gegenſtand eben in dieſer Anſicht feſt ins Auge gefaßt hätte. Ich ſuchte dort zu beweiſen, wie es denn wohl gekommen ſey, daß aus den Franzoſen ein ſo gemüthloſes, treuloſes, liſtiges und eitles Volk geworden; und ich fand eben den Miſchmaſch und die Verbaſtardung als die Hauptquelle des Verderbens. Und das fand ich endlich als das höchſte Unglück des Volkes, daß grade in den am meiſten verbaſtardeten Landſchaften Frankreichs die Hauptſtadt und der Mittelpunkt des ganzen Staates und des ganzen franzöſiſchen Lebens entſtanden war; denn dieſer Mittelpunkt war der verderbliche Krebs, der alles Geſunde und Kräftige der übrigen Theile des Reiches mit anfraß, ſo daß auch die Volksſtämme, welche mehr in ihrer urſprünglichen Reinheit und Eigenthümlichkeit geblieben und mit andern Völkern nicht ſo ungebührlich vermiſcht waren, wie die um die mittlere Loire und um die Seine und Marne wohnenden, von dem allgemeinen Franzoſenübel mit angeſteckt wurden. Alſo daß man bei dieſen Verhältniſſen ganz beſtimmt ſagen könnte,

die Franzosen würden heute ein ganz anderes Volk seyn, ein viel ernsteres, treueres und tüchtigeres Volk, wenn für Paris Limoges oder Bordeaux oder Toulouse die Hauptstadt geworden wäre.

Wir können in der Geschichte die ungebührliche und verderbliche Vermischung der Völker mit einander, die Zusammenmischung fremdartiger Bestandtheile, kurz das, was wir mit Einem ausdrucksvollen Worte die Verbastardung der Völker nennen, nicht immer nachweisen; aber nach allgemeinen Gesetzen der Natur und nach den einzelnen Winken und Zeichen, die uns denn doch die Geschichte giebt, haben wir mehr als Wahrscheinlichkeit, daß da, wo in glücklichen und der Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten angemessenen Klimaten die Kräfte eines Volkes im Unmaaß oder im Widerstreit unter einander liegen, eine Verbastardung oder doch etwas einer Verbastardung Aehnliches vorgefallen sey. An denjenigen Franzosen, die wir als Bestimmer und Verderber des ganzen französischen Volkes bezeichnet haben, ist ungefähr gewiesen worden, durch welche Schicksale und Verhältnisse sie das geworden sind, was sie nun erscheinen. Gehen wir weiter in die Vergangenheit zurück, sie wimmelt von Beispielen. Wie herrlich in ihrer Art und ursprünglichen Kraft war das Hellenenvolk in Sparta, Athen, Korinthos! wie bildend, wie schöpferisch, wie von edlen Geistern quellend und mit herrlichen Thaten und Werken blühend! und wie endigte es? und wodurch? Durch die vielen Tausende von Fremden aus allen Ländern, die es als Skla-

den zu sich hineinschleppte, von denen es in Zeiten der Noth viele frei ließ, und wodurch es die eigene Art zu sehr mischte. Dadurch mußte ein Geschlecht entstehen, welches das Einfache und Ursprüngliche, (Originale) das Schöpferische und Heroische verlor und mit wilden und ungleichen Trieben die Freiheit weder zu schätzen noch zu erhalten wußte: kein Volk mehr, sondern Volksgesindel. Ich nehme diese Entartung Griechenlands nicht bloß deswegen an, weil Freie mit Sklaven vermischt wurden; nein jede zu viele Vermischung mit dem Fremden und Ungleichen muß immer Aehnliches erzeugen. — Was ward aus Konstantinopel, der ersten Seestadt der Welt? was ward vollends aus ihr, als Kaiser in ihr ihre Wohnung aufschlugen? Ein unruhiges, meuterisches, listiges, feines, feiges und treuloses Gaunervolk; denn alle Völker der Welt wurden in ihr versammelt und gemischt. Das Unglück dieser verderblichen Vermischungen hielt bei dem allgemeinen System der Sklaverei in der alten Welt überhaupt viel geschwinderen Schritt, als in der jungen. Und Rom, die Herrscherin, die große und gewaltige, deren blutige Jugend wir die ersten sechs Jahrhunderte ihres Lebens auch wider unsern Willen bewundern müssen? Mit welchen Schanden und Nichtigkeiten hat sie geendigt! und wodurch am meisten? durch Verbastardung. Wahrscheinlich würden die Römer noch heute genannt als ein herrschendes und lebendes Volk, wenn sie mit derselben Weisheit, womit ihre Gesetzgeber ihre Ordnungen und Sit-

ten umzäunt und, wie jener griechische Späher des Pyrrhus gesagt hat, ein Volk von Königen geschaffen hatten, auch um ihre Herrschsucht einen Zaun hätten ziehen können. Hätten sie die Alpen und das Meer für ihre ewigen Gränzen erklärt und durch ein Gesetz jeden des Todes schuldig erkannt, der jenseits Sardinien und Sicilien und jenseits der Alpen nur einen Fußbreit Land zu erobern rathen würde, vielleicht gäbe uns Italien das große Schauspiel, daß noch jetzt Enkel der Fabier, Manlier und Claudier gesehen würden. Weil sie alles haben wollten, verloren sie sich selbst und wurden von den Völkern, die sie geplagt und unterjocht hatten, aus der Geschichte weggespült. Als Rom der Mittelpunkt der Welt geworden war, brauste die Sündfluth der Völker über Italien; Sklaven und Andere wurden zu viele eingeführt und vergifteten die letzten Keime des alten latinischen Ernstes und der alten quiritischen Tugend. Nicht die Ueberschwemmung durch Schätze und Reichthümer, nicht die Gefahren der Ueppigkeit und Wollust, die in ihrem Gefolge kommen, sind einem edlen Volke so tödtlich, als die zu viele Vermischung mit den Fremden, wodurch endlich alle Triebe und Anlagen desselben eitel, tändelisch, wild und disharmonisch werden und alle die stillen Kräfte und Tugenden des Gemüthes verschwinden, woraus alles Große und Göttliche und auch die politische Würde und die göttliche Freiheit von jeher gewachsen ist und allein wachsen kann. Die meisten Völker des Alterthums sind auch deswegen mit ihrem Verdienst so schnell untergegangen, weil ihre Gesetzge-

ber die Verfassungen nicht auf lauter freie Menschen berechnet und gegründet hatten, sondern weil die Sklaverei durchaus in das System mit eingeschlossen und eingerechnet war. Die Sklavenmenge, die in demselben Verhältnisse wuchs, wie der Staat sich aus anfänglicher Rohheit mehr zur Verfeinerung und zu feineren Künsten und Genüssen entwickelte, brachte die verschiedensten Völker des Erdbodens in Einem Lande oder in Einer Stadt zusammen, und es entstand ein verbastardetes Geschlecht, das endlich kein Gesetz mehr ernst und frei erhalten konnte.

Diese Ansichten und die Winke und Zeichen, welche uns von der Natur und von der Geschichte gegeben werden, lassen sich freilich nicht als uneinwendliche und unabweisliche Beweise hinstellen. Wir sitzen nicht in der Werkstatt der Schöpfung und können die Geheimnisse der Natur, die sie sich bei den Zeugungen und Zusammensetzungen der Elemente weislich vorbehalten hat, nicht belauschen, wenigstens blitzen uns aus dieser tiefsten Verborgenheit des Schaffens und Seyns nur hie und da einzelne dünne und spärliche Schimmer entgegen, und wenn die Natur uns ja zuweilen etwas für einen Augenblick zu enthüllen geschienen hat, so zieht sie den heiligen und mystischen Schleier sogleich wieder zu. Aber doch giebt es äußere und innere Zeichen genug, die dem, der nur ein kleines Seheraug hat, merkwürdige Andeutungen geben. Wir lassen uns von der Lust des Schauens, wie sie uns eben kommt, mit forttreiben, wie die Feder von der Welle fortgetrieben wird, und spielen ein wenig mit

diesen Zeichen, die vielleicht nichts Anderes sind als muthwillige Spiele der Natur.

Sehen wir die Thiere und Pflanzen, was gewahren wir an den mit fremden Arten gemischten oder wenigstens durch eine künstliche Handleitung der Züchter und Gärtner gewordenen?

Erstlich sie wachsen geschwinder und nehmen geschwinder ab, als die unvermischten Arten; sie sind überhaupt mehreren Krankheiten ausgesetzt, als die einfachen und in ihrer Natürlichkeit gebliebenen Arten.

Sie haben ein ungleiches und störrisches Temperament, das in den wunderbarsten Wechseln hin und her springt, sie sind voll Tücken und Launen. Frage den Mauleseltreiber: was ist kolleriger, stätischer und boshafter, als das Maulthier? Frage den Hundefreund oder Hundebeobachter. Wer zählt die verschiedenen Hundegeschlechter und wer findet wieder alle die Bastarde heraus, die aus ihren Durchkreuzungen entstanden sind? Doch giebt es einfache Hundearten, die durch ihren bestimmten sogenannten Instinkt erkennbar genug sind. Wann diese unter einander gemischt werden, so erscheinen sogleich die Bastarde vor unsern Augen, deren wir alle Tage genug sehen können. Was entdeckt man an diesen? mehr springende Launen als an den einfachen Arten, weniger Treue, mehr Beissigkeit, weniger Instinkt, mehr Sklavensinn. Die Hundekomödianten, welche diese Thiere zu Springern und Seiltänzern, zu Trommelschlägern und Kartenschiebern abrichten, nehmen diese Bastarde am liebsten,

weil sie, wie sie sagen, anstelliger und gelehriger sind, als die Einfachen! denn die zwei drei verschiedene Naturen in sich tragen, können sich weniger vertheidigen, als die mit Einer Natur in ihrer Eigenthümlichkeit fest stehen. Das auch sagen sie, diese Thiere seyen lustiger und geduldiger als die andern, einige Tücken abgerechnet, die für den Augenblick oft unbezwinglich aufsteigen, so daß man sie todtschlagen kann, ohne daß sie davon lassen.

Wie in einem Baume, dessen Stamme man eine fremde Art oder mehrere fremde Arten aufgepfropft hat, das innere Leben der verschiedenen Triebe wirken mag, können wir nicht mehr so sehen, als bei den Thieren, die sich mehr mit einer gewissen Menschenähnlichkeit und Willkühr zu bewegen und zu bestimmen scheinen, als die Pflanzen. Wir sehen nur, daß die Stärke und Lebensdauer durch eine solche Künstelung, die der Mensch vornimmt, geringer wird.

Bei den Blumen gewahren wir das Auffallende, daß die durch Verbastardung gezeugten an Fülle der Blätter und Kronen und an Glanz und Pracht der Farben das gewinnen, was sie an innerem Leben und an Feinheit des Duftes vielleicht verlieren. Man möchte sagen, das Wilde, Eitle und Geistige tritt in ihnen vor durch die unnatürliche Paarung, und das Sanfte, Stille und Innerliche, was man, um den Sinn zu bezeichnen, die Blumenseele nennen möchte, zieht sich zurück.

Ich meine mit der Verbastardung, wovon wir sprechen, nicht allein einander ganz fremde Geschlechter, wodurch die

menschliche Willkühr mittelst absichtlicher und hurischer Paarungen Neues und Wunderliches hervorzubringen versucht hat, sondern ich meine auch die Verpaarung und Verächtung der einander nächst stehenden Arten. Man hat in den letzten fünfzig Jahren in Stutereien und Züchtereien von Rindern und Schaafen in manchen Ländern, besonders aber in England, mannigfaltige Versuche angestellt und mancherlei Erfahrungen gemacht, und das ist endlich der merkwürdigste Ausspruch aller dieser Versuche gewesen und hat sich als die bleibendste Erfahrung bewährt: Daß man einen unedlen Stamm durch häufige Mischung mit einem edleren bis zu einem gewissen Grade wohl geschwind scheinbar verbessern kann, daß aber diese Verbesserung auf die Dauer nicht aushält, sondern daß das Unedle, was übrig blieb, immer wieder zurückschlägt und das Edle allmälig wieder verschlingt; daß aber das andere viel mühseligere und viel langsamere Verfahren nie fehlt, welches aus jedem Stamm (gleichviel, ob edel oder unedel) immer das Kräftigste und Schönste ausliest und mit einander zeugen läßt. So wird durch die Paarung des Gleichen und Zusammengehörigen mit einander allein ein edles und vorzügliches Geschlecht. Um es durch Beispiele zu sagen: Ich kann durch arabische und andalusische Hengste, womit ich teutsche Stuten beschellen lasse, wohl edle Bastarde hervor-

bringen mit manchen schönen Pferdeeigenschaften; aber wenn ich immer die besten und von Zeugung zu Zeugung wieder die besten Stuten und Hengste von ächt teutschem Stamme zusammenlaße, so wird endlich, vielleicht erst nach fünfzig Zeugungen, aber gewiß endlich einmal das kräftigste, schönste und dauerhafteste Pferd fertig seyn, was der teutsche Himmelstrich ertragen kann; jene durch Vermischung mit Fremden entstandene Spielarten aber werden immer wieder zu dem Schlechten und Unedlen zurückschlagen: denn nur Mischung des Gleichen und Einfachen veredelt die Art wirklich und giebt eine Art, die bleibt. Eben so, wenn wir z. B. annehmen, was wir ja gewöhnlich thun, daß der Neger und Mongole eine schlechtere Menschenart sey, als der Celte und Germane, sollte man glauben, daß der Neger- und Mongolenstamm durch eine fortgesetzte Mischung mit den letzteren beiden unendlich veredelt, ja allmälig wohl in einen ganz anderen und eigenthümlichen Stamm umgewandelt werden müßte. Nach der Erfahrung aber, die uns das Naturgesetz zeigt, wird das mit nichten geschehen, sondern auch der Neger und Mongole, und überhaupt jedes Volk wird nur dadurch das Beste und Edelste werden und das Beste und Edelste hervorbringen können, daß es immer das Kräftigste und Schönste seines Stammes auslieset und mit einander zeugen läßt. Die Bastarde, die durch Vermischung des Ungleichen oder gar des Ungleichsten entspringen, mögen allerdings manche glänzende Eigenschaften zeigen, und sie zeigen sie in der That sehr häufig, wie man z. B. alle

Tage an den Mulatten und Kreolen weisen kann, aber das Harmonische, Sichere und Genialische, kurz das Tüchtige und Bleibende wird aus ihnen nie hervorgehen.

Diese Theorie, die in der Regel gewiß Stich hält, sollte von den Gesetzgebern mehr ins Auge gefaßt werden und ist von einigen alten Gesetzgebern, welche die natürlichen Dinge mehr natürlich sahen und begriffen, als wir, gewiß sehr ins Auge gefaßt worden. Sie haben mehr auf reines und gleiches Blut gesehen, als wir. Das Horazische Fortes creantur fortibus et bonis *) bleibt gewiß ewig wahr. Dies soll man nun freilich in den verschiedenen einzelnen Völkern selbst nicht auf einzelne Geschlechter und Stammbäume ausdehnen, sondern in einem reinen und ungemischten Volke sitzt der Adel der Leiber und Gemüther oft am meisten in denen, die einfach und natürlich in Feldern und Wäldern leben und von den Lüsten der Ueppigkeit und den Verführungen und Reitzen der gebildeten Gesellschaft weniger berührt und erreicht werden. Auch ein reines und ungemischtes Volk hat seine vielen Verschiedenheiten und Ungleichheiten; aber diese müssen sich allerdings durch mannigfaltige Durchkreuzungen der Geschlechter vermischen und mit einander durchleben. Die Bemerkung ist auch wahr, daß Familien, die sich durch manche Menschenalter in drei vier andern Familien rund verheirathen, endlich zu einer gewissen matten Nichtigkeit und Geistlosigkeit versinken. Es ge-

*) Starke werden von Starken und Guten gezeugt.

hört ein gewisser Reiz, ein gewisser Gegensatz dazu bei aller Gleichartigkeit des Stammes, damit die Geschlechter durch die Zeugungen geistig und frisch erhalten werden. An dem Größten scheint alles am hellsten. Wie viele Herrschergeschlechter zeigt die Geschichte, welche durch Vermählungen immer in demselben Kreise der Familien aus Starken und Tapferen endlich nichtig und dumm und an Leib und Seele jämmerlich geworden oder ganz verloschen sind, wie ein Licht, das den Docht nicht mehr zünden kann. Darum, wünschte ein Volk gewöhnlich starke und tapfere Herrscher zu haben, so wäre dies die sicherste Vorschrift: Wann dein Fürst in dem Mannesalter ist, wo für die Fortpflanzung und Erhaltung des edlen Stammes gesorgt werden muß, so heiße die weisesten und besten Männer des Landes zusammentreten und aus den edelsten, schönsten und geistreichsten Jungfrauen des ganzen Volkes die Blüthe zusammenlesen, und diese dem jungen Herrscher zeigen, daß er sich aus ihnen allen diejenige auslese, welche seinen Augen und seinem Herzen am besten behagt. Ich sage nur, die Natur würde anders spielen und schaffen; die übrigen Folgerungen, die jeder sich selbst ziehen kann, kümmern mich nicht.

Demnach geht uns aus allen diesen verschiedenen Zeichen und Spielen die Wahrscheinlichkeit hervor, daß, wenn in einem Volke das Scharfe, Spitze, Schlaue und Verschmitzte vorherrscht, wenn der Karakter der Mehrheit durchaus der

ist klug und verschmitzt zu seyn — daß dann ein solches Volk sehr auf der Neige steht und daß es sicher ein unglückliches Mischlingsvolk ist, durch Verbastardung mit andern fremden Völkern entstanden: ich sollte sagen mit fremdartigen Völkern entstanden; denn wenn der Schwabe eine Schwedin oder der Westfale eine Siebenbürgerin oder der Böhme eine Russin heirathet, so geschieht da keine Verbastardung, da verschiedene Arten desselben Stammes wieder zusammenkommen. Warum aber die ungebührliche Mischung und Durchkreuzung des Ungleichen und Verschiedenartigen dies in den Zeugungen hervortreibe, das kann auch gefragt werden, und läßt sich ungefähr andeuten.

Der Mensch ist von Natur ein sehr ernsthaftes Wesen — wie wir an seinen edelsten und einfachsten Arten sehen, nach welchen wir nur das Recht haben ihn zu beurtheilen. Er ist sehr ernst und still, doch kann er auch sehr fröhlich und wild seyn; indessen als sein eigenthümlicher Karakter herrscht das Erste vor. Ernst und Stille ziemte dem denkenden Wesen, welches als waltender und ordnender Geist die Erde im Namen Gottes und mit der Hülfe Gottes regieren soll. Das Waltende und Schaffende in dem Menschen ist ihm selbst ein tiefes Geheimniß, es liegt unten im Grunde seines Wesens verborgen, als das dunkle Bett der Geister, woraus sie, wann sie erregt werden, ihm unbewußt emporquellen, wie die Wellen aus dem Grunde eines kochenden Bornes, und, an das Licht hervorgekommen, von ihm bewundert werden wie Fremdlinge, die aus einer andern Welt Botschaft

bringen. Die Menschen und Völker, welche dieses Schaffenden und Waltenden viel in sich tragen, sind stille und ernste Menschen und Völker. Alle aber, welche desselben weniger haben, welche gleichsam von der eigenen Fülle nicht so schwer beladen sind, erscheinen wild, flatterhaft und leichtsinnig, in Worten und in Thaten risch und scharf, am rischesten und schärfsten mit der Zunge, so daß sie von denen, welche alles nur auf der leichten Oberfläche fassen und nach der flüchtigen und oberflächlichen Erscheinung beurtheilen, wohl häufig geistreich und witzig genannt werden. Dies sind die Kinder der unerlaubten und ungebührlichen Vermischung, wovon wir so viele Zeichen haben schimmern sehen, die, welche von vielen reich an Geist genannt werden und die doch an Geist arm sind. Ich muß das noch näher zeigen:

Es heißt in der Genesis im 6. Kapitel im 1. 2. 4. 5. und 6. Verse: „Da aber die Menschen begannen sich zu „mehren auf Erden, und zeugeten ihnen Töchter, da sahen „die Kinder Gottes nach den Töchtern der „Menschen, wie sie schön waren, und nahmen „zu Weibern, welche sie wollten. Da sprach der „Herr: Die Menschen wollen sich meinen Geist nicht mehr „strafen lassen, denn sie sind Fleisch. Ich will ihnen noch „Frist geben hundertundzwanzig Jahre. Es waren „auch zu den Zeiten Tyrannen auf Erden; denn da die „Kinder Gottes die Töchter der Menschen beschliefen und „ihnen Kinder zeugeten, wurden daraus Gewaltige in der

„Welt und berühmte Leute. Da aber der Herr sah, daß der „Menschen Bosheit groß war auf Erden und alles Dichten „und Trachten ihres Herzens nur böse war immerdar; da „reuete es ihn, daß er die Menschen gemacht hatte auf Er„den und es bekümmerte ihn in seinem Herzen, und sprach: „Ich will die Menschen, die ich gemacht habe, vertilgen von „der Erde." — Siehe, wie die alte heilige Bibel hier für uns spricht! Die stillen, frommen und schöpferischen Menschen, die nach dem Sündenfalle noch das Meiste von dem göttlichen Ebenbilde behalten hatten, die Kinder Gottes, lassen sich gelüsten und mischen sich mit einem anderen unruhigeren und schlechteren Geschlechte, und diese zusammen zeugen jene Mischlinge, welche Gott nicht gefallen und die er deswegen von der Erde vertilgen will. — Das muß natürlich immer erfolgen bei der Mischung dessen, was ungleich ist, daß dasjenige, was durch ihre Zeugung gebohren ist, unharmonische und mit einander streitende Triebe habe, daß es also ein wildes, unruhiges und eitles Geschlecht werde. Dieser Streit der Triebe, diese Ungleichheit der Neigungen läßt bei den Menschen oder bei den Völkern, welche durch Verbastardung entstanden sind, keinen inneren Frieden zu; ihnen wird durch solchen inneren Krieg das stille Bett zerwühlt, worauf, wie wir oben meinten, die Geister sich in der Tiefe des frommen Busens lagern und von wo sie zuweilen herrisch und schöpferisch an das Licht des Lebens hervorzuquellen scheinen. Die Geister werden aus ihrer stillen und geheimen Schöpferwerkstätte aufgejagt, sie werden

mögte ich sagen, mehr zu der Oberfläche des Leibes hinaufgetrieben, sie treten den Menschen fast in die Haut: und diese Menschen und diese Völker, welchen solches wiederfährt, bekommen nun Geist für die Geister, die sie hatten. Sie selbst meinen und andere, die nur den Schein sehen, meinen ihnen nur so nach, sie seyen gebildeter, geistreicher geworden, da doch in der That das Große und Stille von ihnen gewichen ist, damit sie, immer vom Geist gestachelt und gereitzt, mit dem Kleinen und Eitlen tändeln und sich in ihrer Eitelkeit über das Verlorne, was ihre Väter beglückte, trösten können. Dies ist das Kluge und Spitze und Listige, was wir bei den Franzosen und fast bei allen Mischlingsvölkern, die durch Verbastardung entstanden sind, und bei allen slavischen Stämmen fast ohne Ausnahme vorherrschend finden und was dem stillen und einfältigen Genius der schöpferischen Kräfte an fernsten liegt. Weil bei den Mischlingen die Ruhe fehlt und die Geister mit einander im ewigen Hader sind, weil also immer ein Spiel geistiger Kräfte auf der Oberfläche ihres Lebens ist, so schimmern sie gleich den Bastardblumen mit allen möglichen geistigen Scheinen und Farben, und dünken dem flachen Beobachter überhaupt oft mehr Geist und Witz zu haben, als die im stillen Gleichmaaß ihrer Kräfte ruhig fortschreitenden und ruhig bildenden Völker. Es ist nichts leichter zu erwerben als die Art Witz und die Art Geistreichthum, welche man Judenwitz oder Franzosenwitz nennt. Er wird durch die bloße Uebung, durch die bloße unaufhörliche Reizung des Gemüthes und Umrol-

lung der Zunge oft eben so erworben, wie auch ein Dummkopf das l'Hombre und Schachspiel ganz leidlich lernt. Es ist nur ein Wortwitz, ein kombinatorischer und arithmetischer, der mit Worten und Zahlen zusammengewürfelt wird, und hat nichts mit jenem Witze gemein, der aus den stillen und verborgenen Quellen des tiefsten Gemüthes gleich Jupiters Blitzen hervorschießt und durch Einen Zug ganze Himmel vor uns aufreißt.

Vortreflich sagt ein scharfsinniger Schwede *), der uns gleichsam die Entstehung des in gewissen Völkern vorherrschenden Geistigen, Spitzigen und Pfiffigen mahlen will: Der französische esprit ist nicht eigentlich, was man Witz nennen kann, er ist in der Regel nichts Anders als Umkehrung oder Gegensatz. Die Anlage dieses esprit entsteht im Gemüthe, wenn die Triebe desselben aus dem Gleichgewichte gebracht sind und fast, als hätte der Zufall sie unter einander geschüttelt, die einen oben, die andern unten liegen. Und in der That wir irren uns nicht, wenn wir behaupten, daß die leichtsinnige Unruhe, die immer auf Neues sinnende List, die zu geistige Beweglichkeit eine ursprüngliche Zerrüttung der Triebe oder wenigstens einen Kampf ungleicher Triebe bedeute, die nicht zusammen gehören, und daß die oberflächliche Beweglichkeit und die springende und fliegende Geistigkeit, die im-

*) Admiral Graf Ehrenswärd in seiner Philosophie der Künste.

über alles fasset und nichts festhält und immer von einem Gegenstande auf den andern fährt, weder Glück des Herzens noch Tiefe des Geistes bezeichnet; daß aber die rechte Kraft und der rechte Geist und die rechte Klugheit weit mehr bei denen wohnen, deren unscheinbares Aeußere von den Spitzköpfen häufig für Dummheit gescholten wird.

Wir haben viel hin und her gespielt, damit wir bewiesen, daß eine gewisse geistige Pfiffigkeit und eine große mechanische Fertigkeit bei Völkern weder das Größte selbst noch auch Zeichen von Größe sind, sondern daß sich dies bei dem Mangelhaften und Abgelebten grade am häufigsten findet. Wäre dies das Größte in einem Volke oder Staate, so überträfen die Chinesen, die nun vielleicht schon ein paar Jahrtausende still stehen und alles Frische, was sie berührt, sogleich in ihren todten Mumienstaat hineinfressen, alle anderen Völker der Erde. Diese Spiele seitweges indessen und diese Sprünge aus der Bahn führten immer wieder in den rechten Weg hinein, und eben weil wir seitweges so viele Sprünge und Abirrungen gemacht haben, können wir jetzt unsern Weg desto grader halten und ohne viele Umschweife und Spiele der Worte und Gedanken frisch auf das Ziel hinsteuren.

Wir haben wenigstens in Andeutungen und Wahrscheinlichkeiten gewiesen, wie entartete und verbastardete Völker sich zeigen oder solche, die auf der Neige des Sinkens stehen. Wir werden nun nach diesen Vorspielen denen, wel-

chen unsre Ansichten nicht ganz ohne Einsicht und ohne geschichtlichen und naturgeschichtlichen Beleg zu seyn scheinen, leicht zeigen können, wie jung und frisch und rein unser Volk noch in der Weltgeschichte steht und wie viele Hoffnungen neuer und herrlicher Entwickelungen noch in ihm sind. Ungeachtet dieser Jugend, die ich hier behaupte und die ich unten nachweisen werde, ist unser Volk wahrscheinlich dem Ursprunge nach nicht jünger als die, welche lange vergangen sind, die Perser, Griechen, Römer, oder als die, welche uns dünken Chinesen gleich erstarrt zu seyn, und keine frische Blüthen mehr treiben zu können, wie z. B. die Franzosen. Es hat es bloß einem glücklichen Stern zu danken, daß es so lange in seiner Frische geblieben und durch Unstätigkeit und Eitelkeit der Triebe nicht zu früh dem traurigen Greisesalter des klugen Bewußtseyns entgegengerissen ist, und dieser Glücksstern der Germanen heißt: Die Teutschen sind nicht durch fremde Völker verhastardet, sie sind keine Mischlinge geworden, sie sind mehr als viele andere Völker in ihrer angebohrnen Reinheit geblieben und haben sich aus dieser Reinheit ihrer Art und Natur nach den stätigen Gesetzen der Zeit langsam und still entwickeln können; die glücklichen Teutschen sind ein ursprüngliches Volk. Wir haben für unsre Altvordern ein grosses Zeugniß von einem der größten Männer, die je gelebt haben, von dem Römer Tacitus. Dieser ausserordentliche Mensch, der mit Seherangen die

Tiefen des Menschenherzens und die Tiefen der Natur, die Gegenwart und die Zukunft durchschaute, hat wohl gesehen, was in unsern Vätern war, und ihnen nach den Zeiten, deren unabwendliche Schicksalsnacht er hereindämmern sah, glänzende Loose verkündigt; und die Geschichte hat ihm bis jetzt nicht widersprochen. Das aber hat er vor allen Dingen am hellsten gesehen, wie viel darin lag für die künftige Größe und Majestät des germanischen Volkes, daß sie rein und nur ihnen selbst gleich, daß sie keine Mischlinge waren; denn er sah sein Italien, das einst die Herrscherin der Länder war, ein vertruchtes und verworfenes Mischlingsgesindel, die Erinnerungen der Fabricier und Kornelier entweihen, und die stolze Römerseele blutete und zürnte, daß keine Römer mehr waren.

So spricht er im 2. Kap. seines Büchleins über Germanien: „Ich muß die Germanen für ursprüngliche Bewohner (indigenas, αὐτοχθονες) halten und gar „nicht durch die Ankünfte und Befreundungen mit andern „Völkern gemischt, weil weiland nicht zu Lande, sondern „auf Flotten herzufahren, welche die Sitze zu ändern suchten, und weil der weithin unermeßliche und, ich mag wohl „sagen, feindselige Ocean von seltenen Schiffen aus unserm „Welttheile befahren wird. Wer mögte auch wohl, ausser „der Gefahr eines gräulichen und unbekannten Meeres, „Asia oder Afrika oder Italien verlassen und Germanien „aufsuchen, ungestalt von Landen, rauh von Himmel,

„traurig von Anbau und Ansehen, nur nicht, wenn es Va„terland ist.“ — Und so heißt es im 4. Kap. „Ich „trete den Meinungen derer bei, welche dafür „halten, Germaniens Völker seyen, durch „keine andere Vermählungen mit andern „Völkern angesteckt, ein eigenthümliches und „reines und nur ihm selbst gleiches Volk ge„wesen; daher auch, obgleich in einer so großen Men„schenzahl, bei allen derselbe Körperschlag, trotzige und blaue „Augen, röthlichgelbes Haupthaar, große und nur zum „Angriff kräftige Leiber.“

Dieses ungemischte und reine Volk nahm nun im siebenten und achten Jahrhundert das Christenthum auf als sogenannte Barbaren, wie die Griechen und Römer alle fremde Völker ohne Ausnahme zu nennen pflegten, nicht ohne einen Nebenbegriff von Rohheit und Wildheit; denn darin waren diese beiden Völker des Alterthums den jetzigen Franzosen ähnlich, daß sie alle Völker, die nicht sie selbst waren, als eine Art roher Halbwilden ansahen und verachteten. Unsere eigenen späteren Geschichtforscher und Geschichtschreiber haben sich durch diese griechischen und römischen Ansichten und Vorurtheile mehr als recht leiten und fortziehen lassen und die Wildheit und die Rohheit, die jene Alten nur in einigen verkehrten Andeutungen bezeichnet hatten, zum Theil recht zu einem vollen Gemählde mit einer Art Wohlgefallen ausgemahlt. Diese Ansicht ist aber durchaus eine unwahre und ungeschichtliche und wird am besten

faſt durch jedes Wort des Tacitus widerlegt. Davon iſt überhaupt keine Spur in der Geſchichte, daß unſre Vorfahren je etwas dem Aehnliches geweſen wären, wie uns die Wilden der neueſten Geſchichte, die Bewohner Nordamerikas und der Karaiben- und der Orondokoländer und der Südſeeinſeln beſchrieben werden; als ſolche Beſtien ſind uns die Germanen nie gemeldet worden, und wären ſie je menſchenfreſſende Thiere geweſen, ich dächte, die Beſtialität wäre nicht ſo leicht zu verwiſchen geweſen und müßte auch jetzt noch, wohl hin und wieder in ihnen erſcheinen; was aber gottlob nicht der Fall iſt. Iſt es denn geſchichtlich erwieſen, und iſt es nicht vielmehr ein dummer und unmenſchlicher Wahn, daß alle Völker, nachdem ſie jenes höchſte Glück der Unſchuld und Gottähnlichkeit verloren hatten, erſt hätten bis zu den Thieren, ja unter die Thiere, erniedrigt und entmenſcht werden müſſen, ehe ſie wieder die erſten leiſen Anfänge der Menſchlichkeit ergreifen und die tiefſte und elendeſte Dumpfheit des Thieres abſchütteln konnten? Können wir nicht eben ſo gut, und viel menſchlicher, vorausſetzen, die Anfänger unſeres Volkes ſeyen freilich rohe und gute Kinder geweſen, ſeyen dies aber immer geblieben und nie reiſſende und blutige Thiere geworden? und als gute und tüchtige Kinder der Natur ſeyen ſie in die Länder eingewandert, von welchen ein Theil jetzt Teutſchland genannt wird, und haben ſich dort, ungewußt von der Geſchichte, ausgebreitet, und im ſtillen Gange der Jahrhunderte ſich ſelbſt und ihr Land ausgebildet? Gewiß hatten ſie

schon manche Jahrhunderte — wer weiß ob nicht viel länger als die Latiner in Italien — in den Ländern um den Rhein, die Weser, Elbe und Oder gewohnt, als die römische Habsucht kam, sie in ihren Sitzen zu stören und sie gleich dem übrigen Europa zu unterjochen meinte. Sie waren, wenn wir Cäsar und Tacitus und andere Römer über sie abhören, schon weit hinaus über die Gränzen der Rohheit, welche wir jetzt unter dem Worte Barbarei verstehen. Nicht mehr unstäte Jäger oder Hirten waren sie ein Ackerbau treibendes Volk, fast alle mit eingetheilten Fluren und festen Sitzen; doch war noch ein Ueberfluß von Wäldern und unbebautem Lande, und daher lebten sie auch viel von der Viehzucht und dem Wilde. Sie bestanden aus Fürsten, Edlen, Freien und Leibeigenen, welche die Felder gegen Zins bebauten, und wurden durch einfache Gesetze und züchtige Sitten regiert, welche alle auf Redlichkeit, Tapferkeit und Freiheit zielten. Ernst in den Sitten, Unerschrockenheit im Kriege, Treue des Wortes, Keuschheit in der Ehe, Fröhlichkeit, Gastlichkeit, und unbezwingliche Freiheitsliebe zeichnete sie aus. Was über die Gerichte, die Volksversammlungen, die Rechte der verschiedenen Stände, die Anführung im Kriege und den Heerbann verordnet war, und ihre Schlachtordnung und Bewaffnung, und wie sie in gleicher Zahl, oft wohl in unterlegener Zahl, die kriegsgeübten Römer mit allen ihren Künsten zu besiegen verstanden — alles das bedeutet schon ein sehr geordnetes Volk und keineswegs Barbaren in dem Sinne, wo man Halbwilde dar-

unter verstehe. Sie waren roh und ungebildet, sie wußten noch fast nichts von jenen Künsten der Ueberbildung und Ueberverfeinerung, wodurch die Griechen vergangen waren und die Römer damals anfingen zu vergehen, aber sie waren ein einfältiges, tapferes, treues, gerechtes und freundliches Volk, das die Menschen liebte und die Götter ehrte sie waren tüchtige und rohe Naturkinder, aber durch Sitten und Gesetze schon so gehalten, daß es weniger Jahrhunderte bedurfte, sie zu einer sehr hohen Stufe der Menschlichkeit emporzuheben. Wer weiß aber, wie lange Jahrhunderte die Wilden Nordamerikas trotz aller Beispiele eines glücklicheren und menschlicheren Zustandes, welche ihre Nachbarn, die Engländer und Amerikaner, ihnen täglich zeigen, in Unthuld und Elend als unstäte Halbmenschen noch umherschweifen werden, ehe sie von dem schöneren Reiche der Menschlichkeit so ergriffen werden, daß sie die traurige Wildheit zähmen lassen? Ja wie sagt es fast ein dunkles Gefühl, als werden solche Völker, wie die Irokesen und Karaiben und Mustasinder und ihres Gleichen, nie wieder zahm, sondern als müssen sie allmälig aussterben oder von edleren Völkern auch ausgerottet werden.

Das Christenthum nahm denn, wie gesagt, die frischen und tüchtigen germanischen Naturkinder auf, und unter seinen belebenden und lockenden Sonnenstrahlen gediehen die jungen und freudigen Pflanzen, die auf einem guten Boden gewurzelt standen, mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit. Sie holten diejenigen Völker bald ein, welche viel äl-

tere Bildungskeime hatten und zu welchen das Christenthum einige Jahrhunderte früher gekommen war, ja sie flogen ihnen sogar bald voraus. So gewaltig war die ungeschwächte Triebkraft und so herrlich wirkte der reine und ungemischte Stamm und die kindliche Einfalt der starken und tapfern Gemüther, die durch keine fremdartige Triebe zerhadert und durch keine unreine und ungleiche Leidenschaften getrübt waren. Die Bewohner des Landes, das jetzt Teutschland heißt, wurden Christen im siebenten und achten Jahrhundert, und im eilften und zwölften Jahrhundert stand das teutsche Volk schon in einer ausserordentlichen menschlichen, christlichen, politischen und künstlerischen Herrlichkeit da.

Dieses letzte Wort: Die künstlerische Herrlichkeit, müßen wir uns ganz besonders merken. Dahin waren wir gekommen durch die gottlob jetzt auch vergangenen letzten mageren und nüchternen Jahrhunderte, daß wir mit sehenden Augen blind waren: wir hatten den ersten Schlüssel zu unserer Geschichte verloren, und konnten ihn nicht mehr finden, wiewohl er uns allenthalben vor den Füssen lag. Jetzt, die letzten Jahrzehende haben uns gottlob die Starre gestochen, und wir können wieder hinter uns sehen und werden also im Vorwärtsgehen weniger stolpern.

Wir können den Männern nie genug danken, welche gestrebt haben und streben, uns die Kunst unsers Mittelalters aufzuhellen; sie haben uns den großen Schlüssel zu unserer Geschichte in die Hand gegeben, und durch sie erst verstehen wir die Größe und Herrlichkeit des Volkes, welchem

wir angehören. Sie haben durch ihre Untersuchungen und Entdeckungen Lichtstreifen in jene dunklen Jahrhunderte geworfen, welche uns unsre Väter in allem Großen und Schönen als die Führer zeigen. Denn wie die Kunst die schönste Blüthe des einzelnen Lebens ist, so ist sie auch die schönste Blüthe eines ganzen Volkes, und an nichts kann man so klar sehen als an ihr, was ein Volk einst war und was es einst seyn kann. Groß ist die That für den Augenblick und wirft zündende Blitze in die Mitthuenden und Mitlebenden, auch ihr Klang klingt Tugenden aus den Herzen der Enkel und Urenkel herauf in die zukünftigen Zeiten; aber ein ganzes lichtes Bild des Zeitalters, worin sie gethan ward, wirft sie nicht hin, denn sie ist mit Erde und mit Staub und Blut umringt, und ihr Schein ist trübe. Kleiner ist das Werk für den Augenblick, nicht so gewaltig wirft es zündende Blitze in die Zeitgenossen, unter welchen es entsteht, aber dem Enkel und Urenkel steht es wohl hehrer und begeisternder da, als die That, von der nur noch der Ton durch die Seele klingt; das Werk wird erst groß, wann die gestorben sind, unter welchen es entstand, sein Schatten wird immer ätherischer, sein Bild immer lichter, seine prophetischen Zeichen werden immer sprechender, je weiter die Jahrhunderte abwärts wandeln; denn mit dem Irdischen hatte es von Anbeginn nichts gemein und war als ein göttliches Kind, als ein Gespiele der Himmlischen, aus der reinen Idee gezeugt, und zeigt dem Spiegel dieser Idee immer reiner, jemehr das Trübe der Gegenwart in die Ferne zurück-

erkennt. Aus Homerus und Sophokles erkennst du die griechische Geschichte (die große Geschichte meine ich, den Grund und Boden der griechischen Geschichte) besser, als aus Herodotus und Thucydides, und Dante und Cervantes beschreiben die Italiäner und Spanier besser, als Machiavelli und Mendoza; und du lieblichster Klang auf alter Zeit, du unmuthiges Nibelungenlied, und du heiliger Dom in Köln, und du Münster in Strasburg, seyd ihr nicht tausendmal bessere Geschichtschreiber der Teutschen, als Schmidt und Mäser und Johann Müller waren? Denn ihr habt das vergangene Leben in der Gestalt festgehalten; und die angeschaute Ruine eines griechischen Tempels mit seinen Verzierungen und Scherzen und Arabesken lehrt mir mehr von dem griechischen Götterleben, als der ganze Pausanias.

In der That erst die letzten Jahrzehende haben uns über uns Teutsche und über unsere Geschichte die Augen ein wenig geöffnet. Doch stehen wir nur erst in den Vorhallen und schauen schüchtern in den Tempel hinein; wie wird uns aber zu Muthe seyn, wann wir den ganzen Bau übersehen können? Wir hatten wohl so viel gelernt aus unserer Kaiser- und Reichsgeschichte, aus den Zügen nach Italien, aus den Unternehmungen auf Dänemark, Ungarn und Polen, aus der Größe und dem Reichthum unserer Städte, und endlich aus den Sagen und Fabeln der fremden Völker von unsern Kriegsabenteuern, von unserer unerschöpflichen Menschenzahl und unserer unbezwinglichen Tapferkeit, daß wir ein großes und mächtiges Volk gewesen waren; auch ein-

seine Werke, wenn sie auch nur als Masse auf uns wirkten, erinnerten uns daran. Das auch hatten wir aus Büchern gelernt, daß wir durch Freiheit, Gerechtigkeit und gesetzliche Zucht und Ordnung gepriesen gewesen waren. Endlich hatte man uns auch gesagt, daß, wenn in andern Ländern etwas Vorzügliches gemacht war, der Teutsche immer mit dabei gewesen sey. Aber das wußten wir vorher nicht so wie jetzt, das konnten wir aus der Geschichte so nicht darthun, daß wir Teutsche durchaus der Mittelpunkt der neuen Geschichte sind, daß wir das abendländische Christenthum entwickelt, daß wir die schönsten und lieblichsten Blüthen der Sitte und Kunst daraus getrieben haben. Jetzt hat es einen gewaltigen Sinn für uns, wovon wir uns bescheiden sonst nur einen Theil nahmen, wenn es in der dunkeln Sage der Völker klingt, wo in England oder Frankreich oder Italien ein altes Kunstwerk gezeigt wird, dessen Schöpfer man nicht weiß, daß der Künstler und Meister ein Teutscher war; daß, wo etwas Freies und Gesetzliches in Städten und auf Inseln der fernsten Küsten sich gebildet hatte, die Freiheit eine teutsche, eine hansische Freiheit war.

Die süßen Nachtigallen der Kunst haben nach den historischen Ueberlieferungen zuerst zu zwitschern und zu klingen angefangen in einzelnen anmuthigen Thälern Südfrankreichs, Italiens und Hispaniens, man nennt da eine romanische, provenzalische, limosinische und katalanische Dichtkunst. Diese Dichtkunst hat wie der erste Frühling, der nach dem stürmen

und traurigen Winter mit seinen warmen Lüften und mildern Sonnenstrahlen so lieb ist, einzeln liebliche Veilchen und Maienblümchen getrieben, die sich nachher in der Kunst der südlichen Völker verzweigt und zu einem vollen blühenden Strauß zusammengeflochten haben. Gewiß hatten unsere Vorfahren zu jener Zeit auch ihre Lieder und Sagen, die in der Freude der Feste und Gastmäler rundklangen oder von einzelnen liebenden und schwärmenden Seelen in der Einsamkeit gesungen wurden. Dies können wir wohl wissen nach den Sagen unseres Nibelungenliedes und der nordischen Edda, deren Geist unserm Alterthume doch verwandt war. Gewiß sind aber diese germanischen Lieder und Sagen frühe mit dem christlichen Geiste, ich mögte sagen, mit der christlichen Seele, durchströmt worden, d. h. sie haben christliches Gemüth und christliches Kleid angenommen. Denn eben weil das germanische Gefäß so rein war, darum ist das Christenthum gar früh in alle seine Poren eingedrungen und haucht und klingt aus ihm nichts als Liebe und Freude und Musik. Es gab allerdings durch das Kaiserthum und das Hoheprieserthum von Rom einen Cyklus der damaligen Christenwelt, der auch das Entfernte zusammenbrachte, und was die romanischen und provenzalischen Trovadores erfunden und gesungen hatten, konnte auch zu unsern germanischen Wäldern durchklingen; aber ich glaube nicht, daß unsre sogenannten teutschen Minnelieder durchaus einen nachahmenden und nachsingenden Zusammenhang mit der südlichen Kunst haben. Ein Klang, eine Sage, auch eine

Weise konnte vom Süden herkommen — das war genug, das Uebrige machten die kindlichen und begeisterten Herzen von selbst, da waren sie selbst die Erfinder und Macher. Und in unsern alten Liedern und Volksgesängen, die reich und mannigfaltig wie die tausend Vögel des Frühlings in alle Welt hinausklingen, unbekümmert, ob jemand sie hört, spiegelt sich in ihnen nicht das eigenthümlichste germanische Leben und die fromme germanische Art auf die wunderbarste Weise, daß wohl keiner sagen mag, dies sey uns von den Wälschen gekommen? Denn in den wälschen Liedern, so süsse Liebes- und Freudenseufzer sie meist auch sind, ist doch bei aller Liebe und Frömmigkeit und Huld immer das Sinnliche durchscheinend, aber die unsrigen fangen meistens mit sinnlichen Spielen und Anspielen, auch mit Hinspielen auf einzelne Sagen und wirkliche Geschichten an, aber endlich fliegen sie wie bunte himmlische Vögel hoch über alles irdische Leben hinaus und spielen uns aus den Lüften überirdische Schätze und Träume himmlischer Wehmuth und Wonne auf die mühevolle und trübe Erde herab.

Musikalisch und lyrisch ist das Christenthum, das Lied und das Saitenspiel sind sein Grundton, sein ewiger Athem und Klang ist die Liebe. Deswegen mußte die neuere Kunst, wann sie eine wahre neuere Kunst, wann sie eine christliche Kunst ward, in der Musik und Lyrik ihre Auflösung und Erklärung haben. Und so hat die Kunst sich bei den Teutschen auch bewährt und verklärt. Wie große und fromme Kinder, die reines und unschuldiges Herzens sind und weiter

nichts wissen, als was Einfalt, Glaube und Liebe ihnen lehren, wurden unsre Väter von dem Christenthum in die geistige Welt eingeführt und in Einfalt und Unschuld bildeten sie nach und erzählten wieder, was sie droben bei den Himmlischen und Heiligen gesehen hatten. Alle die unendlichen und unsterblichen Spiele der himmlischen Liebe und Freude, alle die innigsten Anschauungen und Dämmerungen des Glaubens, alles auch, was aus den Tiefen des seit dem Sündenfalle verhüllten irdischen und elementarischen Lebens in Furchtbarkeit und Lieblichkeit oft so bedeutend und warnend und ahndungsreich an die heitere Oberfläche des Lebens hervorspielt, haben sie in der reichsten und schönsten Mannigfaltigkeit dargestellt und in irdischen Bildern festgehalten, daß die Urenkel noch werden sehen können, wie jene weibliche, freudige und einfältige Menschen Gott und die Natur besser verstanden, als sie durch Klauberei und Klügelei je verstanden werden können. Die Baukunst ist der Triumph des teutschen Wirkens und Schaffens, man kann sagen, die Teutschen haben das Christenthum ausgebaut, wenigstens hingebaut auf die Erde, daß auch, wenn das Christenthum selbst von der Erde verschwinden könnte, Menschen, die nach langen Jahrhunderten kämen und die Reste der sogenannten gothischen Baukunst sähen, ungefähr begreifen könnten, welch eine Lehre das gewesen seyn müsse, aus welcher solches hervorgesproßt sey; wie der Wanderer in den durch den muhamedanischen Fanatismus und den europäischen Geiz entweiheten und verödeten Ge-

stillen Indiens sinnig an den Trümmern der heiligen Tempel und Höhlen und Bäume vorübergeht und mit Wehmuth empfindet, welch ein blühendes, liebendes und beschauendes Geschlecht das seyn mußte, welches solche zwischen Himmel und Erde schwebende und lebende Herrlichkeiten hervorbringen konnte. Die teutsche heilige Baukunst des Mittelalters umfaßt die ganze europäische Welt der germanischen und halbgermanischen Völker; was in Teutschland, Italien, Frankreich, England, ja was in Schweden und Norwegen darin Großes gemacht worden, es ist das Werk und immer wenigstens das Bild des teutschen Urbildes (der Idee). Wie das Christenthum, ohne Zweifel äusserlich und innerlich die weiteste und geistigste Religion, die ihrem Wesen nach mit unendlichen Liebesarmen das Verschiedenste umfassen und erwärmen kann, alles Leben in sich zusammenband und keines ausschloß, wie Himmel und Erde, Geistigkeit und Sinnlichkeit, Leib und Seele in ihm in schöner Eintracht und frommen Frieden verbunden wurden, so daß jedem seine Rechte gesichert wurden, so hat es in der Baukunst alle übrigen Künste verbunden. In dem Karakter der gothischen Kirchen und Tempel fließen die Bildhauerei und Mahlerei sanft in einander, ohne daß sie durch eine ungebührliche wirkliche Vermischung jene widerliche Zwitterart bilden, die man meint, wenn man z. B. von der Berninischen Art in der Bildnerei spricht; nein sie sind wie Mann und Weib so in Liebe verbunden, daß die beiden Leiber als Leiber ausser einander stehen, die liebeglühenden Seelen aber nur Eine flammende

Seele sind. Die Musik aber und die Dichtkunst ranken und spielen in Klängen und Blumen an ihnen und zwischen ihnen empor, und um die schönen und bunten Frühlingsauen, die sie hoch in den Lüften zusammenweben und amphionisch zusammenklingen, zwitschern die Minneliederchen wie Schwalben und Lerchen und schießen fröhlich über dem bunten Schimmer durch die Lüfte. Dieses Bild der großen Bilder, was ich hier hinwerfe, diese dünne Ansicht unnennbarer Gefühle können auch nur als ein einzelner Anklang klingen der unendlichen Welt, die ein großes Kunstwerk in der Menschenbrust entwickelt, oder vielmehr der verhüllten unendlichen Welt, die der Mensch einst in Klarheit gesehen hat und von deren Wesen ihm jetzt nur noch durch die Kunst zuweilen eine Dämmerung voll Wahne und Ahndungen gezeigt wird. Wie der Künstler die Bilder nicht begreift, die in der heiligen Gewalt der Begeisterung unwillkührlich und unaufhaltsam aus ihm hervorsprudeln und ihn zum Bilden und Schaffen zwingen, so wenig mag der Anschauer und Betrachter seines Werkes mit Worten die Geister schildern, die darin leben und walten. Man hat die Baukunst des Mittelalters eine versteinerte Musik genannt, ganz recht dem Eindrucke nach, völlig unrecht der Entstehung nach; man sollte sie lieber (man verzeihe das Wort) eine musicirende Steinerei nennen. Nach oben, nach oben, zu den Sternen wollten jene fröhlichen und frommen Menschen, mit den Geistern, mit den Engeln, mit den Heiligen, mit der reinen Jungfrau, mit dem Christkindlein wollten sie spielen

und ſcherzen, dahin trachtete und dichtete all ihr Leben, alle ihre Sehnſucht, alle ihre Kunſt, und dieſe Geſtalt nahmen ſie an. Sinnlich und klar ſieht und faßt man es, wenn man im Mondſchein um die alten heiligen Dome wandelt und wenn die milderen Mondesſtrahlen und die ſtilleren Sterne mit den Halblichtern mit ihren Spitzen und Gipfeln zu Einer Geſtalt zuſammenzufließen ſcheinen. Da ſieht man in den ſchlanken Säulen die Bäume gleichſam zum Himmel emporſchweben, da ſieht man die hundertzauſend Schnörkel und Zierrathen wie muſikaliſch bewegte und gekräuſelte Luftwellen hinſtrömen, da ſieht man die Blumen und Bögel ſich regen und fliegen zur Höhe, und es lebt und ſingt und klingt alles in der heiligen Stille. Weil dieſes Streben nach oben, dieſes Fliegen und Blühen und Klingen zum Himmel die unbewußte Idee des chriſtlichen Meiſters war, ſo iſt das Spitze und Eckige in den Bauwerken und in ihren Blüthen, Verzierungen und Arabesken der nothwendige Karakter; wenn man diejenigen Theile ausnimmt, welche mit Dächern zugedeckt werden mußten, damit die Elemente nicht ſogleich alles Schöne wieder zerſtörten, ſo gehen alle anderen Auſſentheile, Säulen, Bögen und Verzierungen durchaus immer wie mit unendlichem Streben und Sehnen nach oben. Dies iſt durchaus der Sinn aller heiligen Gebäude, welche die chriſtliche Andacht errichtet hat, in ſo weit ſie nicht durch die nothwendige Zweckmäſſigkeit und Bedürftigkeit aller irdiſchen Werke gebunden ſind, wel-

chen in gewissem Maaße der Sinn und die Schönheit dienen muß; denn risse man die Dächer weg, so würde sogleich durch den bloßen Anblick erscheinen, wie alles ohne Ausnahme nach oben geht und strebt. Es ist kein Zufall dieses Spitze, es läßt den unendlichen Raum zwischen Himmel und Erde offen, es bietet in seinen Säulen und Zacken und Blumen und Ranken und Sprossen dem Himmel tausend Hände und Fingerlein, woran er fassen und das liebende und sehnsüchtige Geschlecht zu sich emporziehen kann. Ueberhaupt hat alles, was der Mensch aus liebendem Gemüthe und mächtigem Triebe wirkt und bildet, die allerinnerste Bedeutsamkeit, und nicht bloß in dem Sinne und der Meinung, woraus es entstand, sondern auch in seiner Gestalt und in seinem Gebilde selbst; bei allem, was nicht aus bloßer Buhlerei und kindischer Aefferei mit etwas Vergangenem oder Fremdem geboren ist, müßen sich durch eine höhere und unwillkührliche Nothwendigkeit immer auch die Seelen der Menschen und Zeiten abdrücken, unter welchen es entstand. So ist es auch kein Zufall, daß in den Tempeln und heiligen Gebäuden der alten heidnischen Griechen und Römer das Runde und Geschlossene vorherrscht, sondern es ist darin der Abdruck des innersten Lebens und Glaubens dieser Völker. In sinnlicher und üppiger Jugendfülle und im vollen sinnlichen Genusse und in voller sinnlicher Entfaltung dieses irdischen Lebens hatten sie sich den Himmel auf die Erde heruntergebaut und den Kreis des Lebens hier unten geschlossen. Darum machten sie auch ihre Tempel

ganz rund fertig, wie ihr irdisches Leben hier unten in Stärke und Schönheit und Genuß der Daseynsfülle ihnen fertig erschien, sie schlossen sie zu mit den runden Gewölben als mit ihrem Himmel; was das Himmelsgewölbe da droben bedeutete und umschloß, das kümmerte sie nicht, sie wollten mit keiner Sehnsucht dahin, sie hatten hier unten die Genüge und begehrten nichts weiter.

Ja so allmächtig hatten die neue Zeit, die christliche Zeit und die unauslöschlichen Flammen der glühenden christlichen Liebe das reine und einfältige Geschlecht der Germanen ergriffen, daß sie dieselbe in allem, was sie wirkten, bildeten und schufen, abdrückten, abbildeten und wiederspiegelten. Die Reste der alten Völker und die unreinen Mischlingsvölker, welche von ihnen ergriffen und auf mannigfaltige Weise berührt, gewandelt und umgebildet wurden, konnten das Heidnische nicht so rein ausstoßen, wie die Teutschen, und haben es alle mehr oder weniger in ihr neues christliches Leben eingemischt. Wir wollen auch nicht in Abrede seyn und können nicht in Abrede seyn, weil die Geschichte gegen uns spricht, daß uns von den Heiden und Heidengenossen nicht viele Fertigkeiten, Kunstgriffe und überhaupt nicht die meisten ersten Geräthe, Formen und Muster auch der Künste überliefert und gewiesen sind; Einiges davon hat sich trotz der Verheerungen der Hunnen und der späteren Normannen mitten im Sturme der Zeiten auch wohl von den Römern her in einigen Städten unseres Rheins

und der Rheingegend gerettet, z. B. in Köln und Trier — aber das können wir kühn sagen, daß wir dieses von den Fremden Empfangene bald in das Unsrige verwandelt haben. Es hat uns nicht gefesselt und unsre Geister nicht in nachahmender Sklaverei gebunden, wir haben es als das angenommen, was es war, als mechanische Fertigkeit, die immer von dem einen dem andern überliefert werden muß, als mechanisches Muster, wir haben es selbstmächtig als bloßes Geräth und Form behandelt, und in sehr kurzer Zeit haben wir uns frei aus uns heraus unsre eigenen Kunstgestalten, Muster und Geräthe gebildet, und es mit unsrer Eigenthümlichkeit, mit unserm lebendigen Leben durchhaucht: wir haben ihm die teutsche und die christliche Seele eingehaucht, und so ist alles von andern Völkern Angenommene und Empfangene wirklich unser geworden.

Wir haben von den höchsten und verborgensten Dingen und Schöpfungen, die dem Menschen immer nur als aufblitzende und oft zu geschwinde wieder dahinfahrende Bilder und Schimmer eines schönen früheren und nun für uns verloren gegangenen Seyns erscheinen können, fast in räthselhaften Bildern und Andeutungen mehr fantasiert als gesprochen. Wir wollen noch ein wenig fantasieren, und sehen, ob wir durch den Gegensatz mehr Licht werfen können auf eine Sache, die im Gemüthe oft so hell steht, in Worten aber und Gleichnissen doch so schwer aussprechlich ist. Wir haben durch die geistige Anschauung nicht bloß symbolisch, sondern innerlich in der Baukunst das Runde als das Heid-

nische, das Spitze als das Christliche gefunden; wir wollen diese äußeren Zeichen ein wenig festhalten. Vielleicht entdecken wir, daß sie tief in das innere Leben und Anschauen dieser ganz entgegengesetzten Zeiten und Menschen hineinführen. Wir sagten, der Christ mache und bilde alles spitz, lasse alles offen, er wolle dem Himmel gern Millionen Hände und Finger reichen, er wolle auch gern noch durch die Dächer selbst zu ihm hineinsteigen; der Heide mache und bilde alles rund, er habe sich seinen Himmel hier auf der Erde schon zugewölbt, was jenseits jenes höheren Himmelsgewölbes vorgehe, darnach frage er nicht, hier unten wolle er ganz seyn, hier wolle er des Daseyns in ganzer irdischer Fülle genießen und den Kreis seines Lebens vollenden, und deswegen habe er der Sehnsucht alle Thüren und Fenster zugeschlossen. Und wahrlich diese Ansicht oder vielmehr dieses Gefühl, was bei der Vergleichung der heidnischen Tempel und der christlichen Kirchen sich uns von selbst aufdrang, ist in viel weiterem Umfange anwendbar. Der Heide strebt in sich hinein, er will alle Dinge in sich hineinziehen, der Christ strebt aus sich heraus, er will alle Dinge nur zu Einem Wesen hinziehen, zu Gott; der Heide verlangt ein vollkommenes und ganzes Leben auf Erden, der Christ hofft das vollkommene und ganze Leben nur im Himmel. Wir wollen uns, was wir anschauen, einmal unter einem großen und dicken Bilde denken; vielleicht daß es dadurch klarer und verständlicher wird. Wir nehmen an, das Hei-

benthum und Christenthum *) seyen zwei große und dicke Körper, nicht eben so ungestalt, aber doch noch nicht gestaltet, und diese Körper liegen in dem Kreise des Himmels und werden von diesem Himmel in Liebe angezogen. Der Heidenkörper wird sich dieser Anziehung weigern, er wird streben sich aus dem Himmelskreise herauszuschnellen, er wird in seiner eigenen Bahn rollen wollen, darum wird er sich in sich selbst zusammenzuziehen und in ihm selbst zu verdichten suchen und alle die Spitzen und Ecken und Zacken abstoßen und abrunden, woran die Kraft des Himmels mit mächtigerem Zuge fassen und ihn also endlich zu sich hinaufziehen könnte: er wird, weil er seiner selbst allein Herr und Meister seyn will, in der möglich größten Rundheit und Dichtigkeit sein eigenes abgeschlossenes Leben suchen. Der Christenkörper, fröhlich der Anziehung des Himmels, sehnsüchtig, von ihm ganz und gar hinaufgezogen, ja in ihn hineingezogen und von ihm verschlungen zu werden, wird die Spitzen und Ecken und Zacken, die an ihm sind und wodurch er dem Himmel mehr Anziehungspunkte giebt, nicht nur nicht abstoßen und abrunden wollen, nein er wird wünschen, daß alles Runde und Feste in ihm zu lauter spitzen und weichen Häckchen und Sprossen und Ranken würde, woran der Himmel fassen und ihn so in sich hineinziehen könnte: er wird wünschen, daß seine ganze Masse aufgelöst

*) Daß wir nicht von todten Ueberschriften und Namen, sondern von dem Lebendigen in denselben sprechen, von den darin empfindenden und glaubenden Heiden und Christen, fühlt wohl jeder Leser von selbst.

und weich und flüssig würde, daß er, in Funken und Wirbeln und Blüthenstaub zersprengt, mit Einem Athemzuge mit Einem brünstigen Liebeskuße von dem sehnenden Himmel eingeschlürft würde.

Wir spielen weiter, weil die Saiten noch klingen. Der Heide will eine runde, dichte feste Kugel werden, die, unbekümmert um Sonne, Mond und Sterne und um die Götter, welche darauf wohnen, in ihrer eigenen Bahn und mit eigener Anziehung und Abstoßung rollen will. Der Christ will alles Runde seiner Kugel kraus und alles Harte weich machen; er mögte die ganze Kugel mit ihrer ungeheuren Masse durch die Liebe aus der kalten Dichtigkeit reißen und sie in eine einzige duftende und sehnsüchtige Blume verwandeln, die mit ihren Millionen Blättern den reinen Himmel küßte und so in ihn hinein schwölle. Der Heide will er selbst seyn und kein anderer, er will das Einzelne seyn, das Einzelne ausbilden, die Einzelnheit hält er fest, im Einzelnen ist er groß, Vollendung des Ichs, Abgeschlossenheit und Stärke des Karakters, Stolz und Trotz auf die Persönlichkeit — das ist sein Wesen. Des Christen Leben ist in der Liebe und in der Hoffnung, sein fester Boden ist nicht hier unten, sondern des Himmels wartet er, sein Ich und alle Persönlichkeit giebt er hin an Gott, er fließt über zu den Wesen und zu dem Wesen der Wesen, zu Gott, und auch sein Karakter, wenn er einen zeigt, ist mehr die Stärke des allgemeinen christlichen Geistes, als ein besonderes in ihm selbst geschlossenes Gemüth. So steht es denn

faßt: das Heidenthum ist in allen Beziehungen rund und vollgestaltet, es ist plastisch, das Christenthum kraus und zu allen Gestalten hinfließend und hinspielend, es ist romantisch; wie Blumen mögte es sich entfalten, wie Wellen in Musik verrieseln, wie Sonnen in Funken zerstäuben, und selig untergehen in Einer Gestalt, in Gott. Und wenn auch die Klage so alt ist als das Christenthum selbst, daß viele mit dem Namen Christen sind, aber mit der That Heiden, daß diese also auch mehr das Heidnische und Abgeschlossene im Leben und im Karakter offenbaren müssen, so gilt das doch nur bis zu einem gewissen Punkt hin. Wie wenig christlich auch Manche, die Christen genannt werden, im Innern seyn mögen, Heiden können sie wohl scheinen, aber das können sie doch nicht mehr seyn. Es giebt eine Lebensluft der Zeiten, wovon alles auch wider Wissen und Willen durchwehet und genährt wird; die Lebensluft der letzten Jahrhunderte ist die christliche gewesen, deren Gewalt alle Lebendigen haben fühlen müssen. Noch nie hat ein Sterblicher sich dem allgemeinen Geiste der Zeit entziehen können, worin er lebt; er muß nothwendig eine Aehnlichkeit desselben darstellen. Und auf diese Weise müssen auch die am wenigsten christlichen Christen doch in ihrer Art, ihrem Leben und Karakter das Ganze mit abspiegeln, worin sie eingeflochten stehen. Jeder Mensch muß in gewissem Sinne ein Abdruck seiner Zeit seyn, er wird nothwendig gestämpelt und geprägt von dem Geiste, der in ihr der waltende und herrschende ist, und muß von dem, was die Menge empfindet, denket und ist, ein Bild darstellen. Den Gegensatz des christlichen Wesens und christlichen Karakters gegen das Wesen und den Karakter des Heidenthums muß die neue Geschichte in allen ihren Beziehungen gegen die Geschichte der Alten zeigen, und sie zeigt ihn.

(Der Schluß im folgenden Hefte.)

VI.

Kurze Ueberſicht der politiſchen Lage Frankreichs vom Monat März 1814 bis zum Monat Junius 1815. Paris Jun. 1815.

Dieſe kleine Schrift von 77 Seiten kann man auf der einen Seite als eine Lobſchrift auf Napoleon und als eine Schmähſchrift auf die Herrſcher und die Politik der fremden Kabinette, auf der andern Seite faſt als eine Rechnungablegung der franzöſiſchen Miniſter bei'm Kongreß in Wien anſehen. Der Verfaſſer muß einer von denen ſeyn, welche dort teutſches Rohr haben ſchneiden wollen, denn er ſcheint von dem Getriebe der Partheien, und beſonders von dem, was die Franzoſen gern gewollt und durchgeſetzt hätten, ſehr gut unterrichtet. Die ſchwächliche Rolle, die Frankreich dort habe ſpielen müſſen, legt er ganz auf den ſchwächlichen Karakter der Burbone, die bloß für ihre Familie, nicht für das erſte und edelſte Volk Europens zu herrſchen und zu ſtreben ſcheinen. Was alle Pamphletiſten von Frankreich ſeit dem Jahr 1813 auszeichnet, eine unverholene Wuth gegen Preuſſen, iſt auch in ihm das ſichtlichſte. Sie kennen die Gewalt, von welcher ihnen in Teutſchland das Verderben gekommen iſt, ſie wittern, was ihnen künftig noch mehr als ein germaniſches Schrocken kommen wird. Daher der Haß und Neid, den ſie nicht allein gegen Preuſſen tragen, welchem

alles zur Habsucht und zum Truge gebeutet wird, was alle andere sich immer erlaubten und erlauben.

Wir hören einige seiner Worte über den Wiener Kongreß (S. Seite 19 ff.)

„ Wir meinen hier nicht eine vollständige Dar„ stellung zu geben der großen politischen Fragen, „ worauf es ankam, sondern wir wollen in der „ Handlungsweise der verschiedenen Kabinette nur „ die Grundsätze und den Geist zeigen, die sie in Hinsicht auf Frankreich geleitet haben. Der Name Frankreichs, die Furcht vor der Wiederkehr der Größe Frankreichs hat alles zugedeckt, alles gerechtfertigt; Frankreich war so zu sagen nicht mehr da, und sein Schatten war noch ein Vogelscheuch, das man hinstellte, um alle Ueberziehungen zu rechtfertigen.

Die großen Fragen über Polen und Sachsen waren nicht die wichtigsten in den Augen einer Familie, die gewohnt ist, in den Angelegenheiten des Staats nur den Vortheil ihres Hauses und die Bande ihrer Dynastie zu sehen. Die einzige Frage, die sie lebhaft interessirte, war die Entthronung des Königs von Neapel. Mit nicht so bescheidenen Ansprüchen kündigen sich die Höfe von Petersburg und Berlin an. Kaum lassen ihre Absichten sich merken, und jeder Zauber verschwindet.

Seit dem ersten Tage war es klar, daß es gar nicht die Frage seyn würde, Rechte zu wägen, Grundsätze festzustellen, und die Vortheile der Fürsten mit der Gerechtigkeit zu vertragen, sondern daß es sich für einige Kabinette nur davon handelte, besonders oder in Uebereinstimmung mit andern Staaten beschlossene Entwürfe auszuführen und grade zu

dem von der zügellosesten Herrschsucht abgesteckten Ziele zu schreiten, ohne ein Hinderniß anerkennen zu wollen. Unvorsichtige Aeusserungen des Uebermuths enthüllten alle Geheimnisse der Höfe Preussens und Rußlands. Man kam erst in den letzten Tagen des Septembers zusammen, und schon waren die großen Worte ausgesprochen; schon wußte man, daß Preussen auf die Ueberziehung Sachsens sann, schon hatte Kaiser Alexander laut erklärt, das ganze Herzogthum Warschau sey von seinen Truppen besetzt und man müsse ihn da heraus jagen.

Wie geneigt die französischen Großbotschafter auch seyn mogten zu einer großen Nachgiebigkeit, sie fühlten mit Kummer den Zustand von Nichtigkeit, worin man sie versetzen wollte; nicht ohne Erstaunen sahen sie die Hauptmächte unter der Benennung Verbündete sich noch zusammenstellen, als die Einstellung des Krieges jede derselben ihrer Besonderheit hätte zurückgeben müssen, als Frankreich seit dem Vertrage von Paris keine Verhandlung kannte noch anerkennen konnte, worauf dieser Titel sich gründete. Das Bündniß dauerte in dem Sinne fort, daß alle große Höfe fortwährend darin übereinstimmten, Frankreich zu demüthigen und seine Zwischenkunft zurückzuweisen. Ein Monarch, der einige Jahre alle Lobsprüche geärndtet hatte, welche der Schein der Mässigung erwirbt, fand sich, wie wider seinen Willen, zum Vergessen aller Schonungen fortgerissen. Bald verkündigte er seine entschiedene Absichten für die gänzliche Vereinigung der polnischen Landschaften mit Rußland, bald ließ er die Idee durchblicken, das Schattenbild eines Königreichs Polen zu schaffen, wovon

einer seiner Brüder in seinem Namen König seyn sollte, indem er die Mittel versuchte, die ihm die meiste Leichtigkeit darboten, sich den Besitz dieses Landes zu sichern — Seinen Ansprüchen das Recht entgegensetzen, zog die Antwort aus ihm heraus: „Den Krieg denn! ihr wollt also den Krieg?„ Da erschien unsern Botschaftern eine große Wahrheit: sie erkannten und gestanden ihrem Hofe, daß die Rückkehr der Burbone, welche friedliebenden Regierungen von Seiten Frankreichs so viele Sicherheitsgründe hätte geben müssen, die Ansichten gar nicht abänderte, welche die vier großen Höfe grade für den Fall genommen hatten, wo ein Herrscher, den sie weit mehr Grund hatten zu fürchten, auf dem Thron geblieben wäre: sie erkannten und gestanden ihrem Hofe, daß der Zweck der Bewaffnung der Verbündeten, wenn dieser Zweck in der That die Wiederherstellung der Unabhängigkeit der Völker gewesen wäre, augenscheinlich von ihnen verlassen war, daß sie in dem Kaiser Napoleon offenbar nur seine Siege verabscheut hatten. Die gutmüthige Schwäche der Burbone schützte die Mächte noch nicht genug gegen das französische Volk, und sie mußten alle neue Vergrößerungen haben, um sich leidlich im Gleichgewicht mit demselben zu finden. Diese Höfe versteckten so wenig die Kühnheit ihrer Entwürfe, daß bei der Erklärung, die den Kongreß auf den ersten November vertagte, die französischen Botschafter einen gewaltigen Stoß auszustehen hatten, um dabei eingerückt zu bekommen, daß die Vorschläge, über welche man zu rathschlagen haben würde, dem Staatsrecht gemäß seyn sollten.

Obgleich man das den französischen Ministern

zugestand, waren die Ansprüche Rußlands und Preussens diesen Grundsätzen nicht weniger entgegengesetzt und die Kunstgriffe der beiden Höfe waren darum nicht weniger thätig, sich der Beistimmung Englands zu versichern. Der Kaiser Alexander mischte die Ideen von Polens Unabhängigkeit und von seiner Unterjochung unter einander, indem er so vermittelst des Romans von seiner Unabhängigkeit die Wirklichkeit seiner Unterjochung vorbereitete. In diesem Geiste abgefaßte Denkschriften wurden den Botschaftern zugestellt, welche zu gewinnen wichtig war. Preussen seiner Seits erschöpfte alle Trugschlüsse einer leonischen Logik, um die Gerechtigkeit der Vernichtung Sachsens zu erweisen; und starke und gewichtige Gründe beglaubigen, daß diese wundersamen Scheingründe auf das biegsame Gemüth des Hauptes der englischen Gesandtschaft so weit gewirkt hatten, daß das edle und tadellose Betragen des Königs von Sachsen in seinen Augen ein Verrath geworden war, der verdiente, daß man ihn vor den Augen Teutschlands und Europa's zu einem Beispiele machte. Wenn die französischen Botschafter zu Gunsten Sachsens die Stimme zu erheben suchten, und die Nothwendigkeit vorstellten, die Zerstörung dieser Monarchie zu verhindern, so antworteten die Regierungen, bei welchen sie dies anregten, ihnen mit einer höhnischen Ironie: „Ihr gleichet „Hunden, die sehr geschickt bellen, aber die nicht „beissen werden, und wir wollen nicht allein anbeissen.“ Die unheilbare Schwäche der Burbone war also schon wieder ein Unglück für Europa geworden: die gemässigtesten Mächte fühlten, daß sie von ihnen keine Stütze erwarten konnten, und ihnen

selbst überlassen, hängten sie sich an das System der räuberischen Kabinette, (des cabinets spoliateurs) da sie in Paris die nöthige Unterstützung nicht fanden, um sich denselben zu widersetzen. Da Frankreich aufhörte ein Hauptgewicht in die Wage Europa's zu legen, so war die natürliche Folge, Rußland und England eine unbegränzte Herrschaft zu überlassen. Das schwankende Oestreich hat nicht genug Entschlossenheit, ihnen ein offenes Visier zu weisen, es weicht aus, es unterwirft sich und läßt Entwürfen einen freien Lauf, die es hintertreiben mögte, aber zu hintertreiben nicht wagt. Man spricht, man entwirft, und glücklicherweise zagt man, ehe man abschließt. Genug bezeichnete Misstimmungen halten einen Endentschluß auf, aber zur Heilung dieser Misstimmungen vergleicht man sich besser denn je in einem System der Widersetzlichkeit gegen die Vortheile Frankreichs und der Rückstoßung alles dessen, was von ihm kommt. Man geht so weit, daß man sich den Frieden gereuen läßt, den man ihm bewilligt hat. *) Es scheint, daß der Schatten Napoleons die brittannischen Großbotschafter verfolgt; sie träumen nur Kontinentalsystem und wollen die Welt auf eine Weise einrichten, daß der französische Einfluß den Verbindungen des englischen Handels auf dem Kontinente nie Hindernisse vorschieben könne. Daher ihr thätiger Wille, Holland durch die Erwerbung der Niederlande zu vergrößern, die Besitzungen Hanovers und Preussens (wirklich Preussens?) auszudehnen; daher das an Spanien durch einen besonderen Vertrag erlassene Verbot,

*) O hätte man das je gethan! dann wäre der zweite ein gründlicher Friede geworden.

den Familienpakt (der burbonischen Häuser) zu erneuern, ein Vertrag, welcher der Gegenstand der Reise Lord Wellingtons nach Paris war.

Durch die Begünstigung dieser einzigen Idee Englands gegen Frankreich machten die Kabinette von Petersburg und Berlin die englische Gesandtschaft wegen ihrer Forderungen nachgiebig und handlich. Diese Gesandtschaft sah in Preussen nur (??) die Bürgschaft für ihre Verhältnisse in Teutschland und opferte ohne Bedenken alle Ideen der Gerechtigkeit einer Ausrechnung der Nützlichkeit auf. Indessen ungeachtet seiner Neigung, sich den Absichten des Königs von Preussen und des Kaisers von Rußland hinzugeben, hätte der brittische Großbotschafter gewünscht den Umfang derselben zu beschränken. Er war ganz erstaunt über die wenige Achtung, womit seine Vorstellungen aufgenommen wurden, und beleidigt über einen Schimpf, den er nicht vorhergesehen hatte, zeigte er einige Reue, daß er nicht in einen zu Paris vorgeschlagenen Entwurf eingegangen war, dessen Ziel gewesen wäre, nachdem man Napoleon gestürzt hatte, das Uebergewicht des Kabinettes von Petersburg zu zerstören. Die Zeit war vorbei, man hatte den Augenblick versäumt, jetzt war nichts weiter übrig, als gefällig zu seyn. —

Das Kabinett von Wien, (S. Seite 27 ff.) entweder aus Abneigung von den Burbonen oder aus Mistrauen in ihre Absichten und Mittel hatte sich in eine Art Abhängigkeit von Rußland und Preussen hineinziehen lassen; vorzüglich verstand es sich vollkommen mit ihnen, wann es darauf ankam, unsern Großbotschaftern Unannehmlichkeiten zu verursachen, ihrem auch nur indirekten Einfluß allen Zu-

ganz zu versperren. Bei den amtlichen Verhandlungen stellte es als Grundsatz auf, daß der Kongreß kein Kongreß sey; daß die rathschlagende Form dabei nicht zugelassen werden könne; daß die Eröffnung des Kongresses keine Eröffnung gewesen sey; daß die zur Vorbereitung der Arbeit ernannten Kommissionen nur Scheine von Unterhandlung seyen; daß man in der Vereinigung der Mächte zu Wien nur das Europa ohne Fernen (sans distance *) sehen müsse: eine Vereinigung, die nur die Staaten in obligate Berührung bringe, welche berechtigt seyen, darin zu seyn. Diese gegen Frankreichs Vortheil immer feindselige Sprache war das einzige Band, das die ersten Kabinette zusammenhielt. **) In dem Augenblick, wo man zu endlichen Entscheidungen kommen mußte, machte die russische und preussische Gier sich immer fühlbarer. Durch ein letztes Ehrgefühl war man genöthigt, etwas Tüchtiges zu thun, um ihr Gränzen zu setzen. Die Stimme der Einwohner Wiens, (?) die Stimme des Heers (?) warfen dem Ministerium seine ausserordentliche Nachgiebigkeit vor; die alten Oestreicher waren erschreckt durch die Ausbreitung der beiden Mächte, die sie gewohnt waren zu fürchten und zu hassen. Ein Staatsrath ***) war der Meinung gewesen, „ daß Rußland

*) O herrliche diplomatische Erfindsamkeit!

**) Könnte es doch immer so bleiben!

***) *Conseil d'état*, nicht: *Conseiller d'état*. Wenn man des Vornehmen und Wunderlichen wegen einmal abentheuerliche Titel haben will, so muß es von dem Einzelnen heissen: Staatsrather. Dabei fallen einem Räthsel ein: man weiß, daß bei Sultanen des Morgenlandes von David und Salomon an mancher durch Auflösung von Räthseln Staatsrather geworden ist; diese könnte man einführen bei'm Examen zur Staatsrathschaft.

„ nicht über die Weichsel vorgehen könnte, ohne die „ Sicherheit der Kriegsstellungen Oestreichs zu „ bedrohen, und daß es für Teutschland *) noch „ wichtiger wäre, zu hindern, daß die Engen der „ Saale nicht in Preussens Hände kämen„ Aufgeweckt durch das öffentliche Geschrei und durch die Vorstellungen des Raths versucht das Ministerium wieder einige Kraft zu fassen. Der Versuch gelang schlecht bei einem Herrscher, der gegen seine Beschlüsse kein Hinderniß mehr zu finden glaubte: Oestreichs Bemerkungen haben nicht mehr Wirkung als Großbrittanniens. Der Widerstand, der sich von der einen Seite offenbart, vermehrt auf der andern nur die Ausbrüche eines unvorsichtigen Uebermuths. Eine Reise nach Ungern zeigt Oestreich den Kaiser Alexander, umringt von Anhängern des griechischen Glaubens **), an welche er Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien verschwendet. Man scheint auf dem Punkte zu seyn, sich nicht mehr zu verstehen. Der Großfürst Konstantin reist plötzlich nach Warschau ab (den 9. Nov.); 25,000 Mann östreichischer Truppen ziehen nach Gallicien; von beiden Seiten ist

*) Warum, du redlicher Franzose, sagst du nicht für Frankreich? Wir wissen, wie du seit Richelieu mit dem Geldbeutel und Spionen und Juden herumgelaufen bist im Reiche, und geschrieen hast: Teutsche Freiheit! Teutsche Ehre! Teutsche Unabhängigkeit! Nieder mit Habsburg! (nun) nieder mit Hohenzollern! wer will?

**) Da, wohin Alexander kam, giebt es kaum hie und da einen Bekenner der griechischen Lehre. Dieses wälsche Volk vermischt in seiner Lügenhaftigkeit ewig Zeiten, Orte und Personen, nur nicht auf dem Theater.

man in der Erwartung; aber es ist nicht schwer, vorherzusehen, welche Parthei am ersten nachgeben wird.

Mächtiger als der Widerstand der Höfe hatte das Murren der Völker (?) Teutschlands Preussen gezwungen, dem Plane zu entsagen, das ganze sächsische Gebiet an sich zu reissen. Der Berliner Hof zeigte sich geneigt, einen Kern desselben bestehen zu lassen. Oestreich willigte ein, auf dieser Grundlage zu unterhandeln, und verlangte, daß Sachsen Dreiviertel seiner Besitzungen behielte. Während die Frage in diesem unentschiedenen Zustande war, dachten Rußland und Preussen durch eine wirkliche Besitznahme sich des Bodens zu versichern, den man ihnen durch die Unterhandlung abzustreiten meinte. Das Herzogthum Warschau empfing durch die Befehle des Kaisers Alexander eine neue Organisation und die russischen Truppen übergaben Sachsen den preussischen Truppen. Diese letzte Verfügung ward durch eine Kundthuung des Fürsten Repnin vom 3. November verkündigt, welche besagte, „ daß „ die Verwaltung des Königreichs Sachsen kraft „ einer Uebereinkunft zwischen Rußland und Preussen, welcher Oestreich und England beigetreten „ wären, in die Hände Sr. Maj. des Königs von „ Preussen übergeben wäre.„ Dieser kühne Streich veranlaßte Einwendungen von Seiten Oestreichs und Englands. Zur Schande dieser beiden Mächte hatten ihre Minister der auswärtigen Angelegenheiten durch Noten vom 10. und 22. Oktober die Entthronung des Königs von Sachsen unterschrieben. Sie konnten sich nur über die Unart beklagen, die ihre Beistimmung verrieth, ehe man über die Bedingungen einig war, wovon sie sie abhangen ließen.

Diese Bedingungen betrafen die Feststellung der Gränzen Polens. Eine so eigenmächtige Verwandelung einer bedingten Beistimmung in eine endliche Beistimmung und die unmittelbare Ausführung der Verfügungen, worauf sie sich bezog, wären unter allen andern Umständen ein mehr als genügender Grund zum Bruche gewesen. Alles lief auf Klagen aus, die für die dabei betheiligten Minister wenig ehrenvoll waren. Man redete davon, sich gegen die beiden Staaten zu verbinden, die so allen Rechten der andern Völker trotzten, und die englische Gesandtschaft gab zu verstehen, daß im Fall eines hiedurch veranlaßten Krieges ihre Regierung Hülfsgelder geben würde. (??)

Die Drohung blieb ohne Wirkung. Als die französischen Großbotschafter, gleich bei der Hand, (man kann denken, wie) einen günstigen Schein zu erfassen, schienen ihren Beitritt anbieten zu wollen, gewannen sie die traurige Ueberzeugung, daß es vor allem ein förmlich abgemachter Punkt war, sie der Entscheidung dieser wichtigen Gegenstände gänzlich fremd zu machen. Ihre Anträge wurden überall schlecht aufgenommen, aber aus verschiedenen Rücksichten. Oestreich wies ihre angetragene Mitwirkung ab, weil es sie als eine solche ansah, die nur täuschend und wirkungslos seyn konnte; England, das fürchtete, sie mögte gar zu wirksam seyn, verwarf sie seinerseits unter dem Vorwande, daß sie der Ruhe Belgiens und des linken Rheinufers nachtheilig seyn könnte. Nach diesem offenherzigen Geständnisse sieht man, daß sogar die Hülfen von Frankreich gefährlich gehalten wurden, und daß man lieber umgekommen wäre, als sich von demselben ret-

ten zu lassen. Nach der Kundmachung des anstößigen, von dem Fürsten Repnin unterzeichneten Stükkes war zu London, wie in allen andern Gegenden Europa's, ein heiliger Unwille losgebrochen, und die brittischen Großbotschafter konnten glauben, daß ihre Verantwortlichkeit einige Gefahr liefe. Sie erwachten einen Augenblick und nahmen eine eines freien Volkes weniger unwürdige Sprache an. Das östreichische Ministerium, das sich unterstützt fühlte, waffnete sich mit einer Stärke, die es noch nicht gehabt hatte; aber der Kampf war noch nicht an seinem Ziele. Die preussischen Noten ließen doch noch nichts nach von ihrem verzehrenden Nachdruck. Ihre Formen waren zuweilen sogar so keck, daß eine Rückkehr von Schaam Rußland hinderte, ihnen seine Bestätigung zu geben. Vergebens beweist die mit den statistischen Arbeiten beauftragte Kommission, daß die Einverleibung Sachsens in Preussen nicht nothwendig ist, damit dieses mehr erhalte, als die Verträge ihm zusichern; vergebens zeigt der Kaiser von Oestreich persönlich einen muthigen Widerstand gegen das Verderben einer ihm so theuren Familie — das Berliner Kabinett scheut sich nicht einen neuen Plan einzureichen, worin sich das ganze Sachsen, als bestimmt eine preussische Landschaft zu werden, noch einmal begriffen findet. Mit einer unbeugsamen Zähigkeit, auf der Ganzheit seiner Forderungen beharrend, verfolgt dieses gegen Vorwürfe und Haß verhärtete Kabinett seinen festen Gang, ermüdet die Geduld der anderen Theile, und reißt endlich weit mehr an sich, als man je geglaubt hätte, ihm bewilligen zu müssen. Entwürfe, Gegenentwürfe werden unter den Großbotschaftern gewechselt. Der engli-

sche Minister giebt von neuem nach, er läßt den Grundsatz der Zerstückelung zu; und weil die sächsische Monarchie nicht ganz vernichtet wird, schmeichelt er sich, dem Grundsatz der Erhaltung seine Schuld bezahlt zu haben: übrigens legt er wenig Gewicht auf die Festsetzung des Umfangs des Gebietes, das der Einverleibung entgehen wird. Sobald ihm eine fremde Stütze fehlt, ist der östreichische Minister ohne Muth, und er gesteht zu, daß Preussen auf Kosten Sachsens eine Volksmenge von 780,000 Seelen erwerbe. Die sächsische Monarchie wird also von zwei Millionen Einwohner auf 1,300,000 heruntergebracht werden. Die Beraubung ist vollständig. Der Nestor der Fürsten, der allen Pflichten der Ehre und des Throns getreueste Fürst, sieht sich beinahe die Hälfte seiner Staaten wegnehmen; und man betrachtet es wie ein Wunder von Erfolg, daß man ihm den Rest hat sichern können: man rühmt sich zu Paris mit einer lächerlichen Brüstung, daß man die königliche Sache, die Sache der Rechtmässigkeit gerettet hat. Ja die Sache der Rechtmässigkeit hat in den Augen der Fürsten gerettet scheinen können, die morgen bereit seyn würden, die eine Hälfte ihrer Staaten aufzuopfern, um schändlich über die andere zu herrschen; aber er hat darüber nicht so geurtheilt, jener achtungswerthe Monarch, dessen Daseyn man zur Schande der Herrscherwürde verkümmert hat und dessen letzte Tage man hat erniedrigen wollen. Der Fürst, der vor den jetzigen Herren das Scepter der weitesten Herrschaft hielt, ist beschuldigt worden, in dem Laufe seines Glückes zuweilen zu wenig Maaß gehalten zu haben; aber zu einer andern Epoche hat der Krieg

auch das Schicksal des Königs von Sachsen in seine „ Hand gegeben. Misbrauchte er damals diese „ Gunst des Glückes? Er dankte dem Himmel da„ für *); er gab Friedrich August seine Erbstaaten „ wieder, er gab ihm sogar eine andere Krone, die „ seine Ahnherren getragen hatten, und er ehrte sich „ mit seiner Freundschaft als mit der schönsten sei„ ner Erwerbungen.„

Man sieht ohne weitere Bemerkungen, aus welchem Gesichtspunkte unser Franzose die Verhandlungen über Teutschlands einzelne Staaten beurtheilt. Viele kleine Staaten und recht mittelmässige, alle von einander unabhängig, alle mit dem unbeschränkten Rechte, im Reiche zu thun, was ihnen beliebt, solche wollen die Franzosen und alle fremde Völker, die unserer Grösse und unseres Glückes neidisch sind, und daher machen sie ein so unbändiges und unchristliches Geschrei, wann sich in Teutschland eine Macht erheben und stärken will, die wirklich Unabhängigkeit erlangen kann. Wir hören einmal, warum Baiern so sehr gelobt wird:

---

*) Wie schön die verschiedensten Umstände und Verhältnisse sich unter einander schieben und verwirren lassen, wenn es für unsern Zweck dient! Freilich war Sachsens Hülfe Napoleon damals viel werth, damit sie andere teutsche Staaten ganz verschlingen helfen könnte. Daher diese Erhöhung und Freundschaft. Warum sagt unser Erzähler nicht auch, daß zu jener Zeit der Kürfürst von Hessen und Herzog von Braunschweig ꝛc. ganz von ihren Landen verjagt wurden? warum erwähnt er der edlen Mässigung Napoleons gegen Preussen mit keinem einzigen Worte?

„ Wir sind, ohne uns aufzuhalten, den Fortschritten der Unterhandlung gefolgt, deren Opfer „ Sachsen gewesen ist. Wir haben gesehen, Rußland „ und Preussen, einig in ihren Entwürfen, durch „ ihre unveränderliche Hartnäckigkeit das Gelingen derselben erzwingen; England und Oestreich, wechselsweise kleinlaut und drohend, die Rechte des Schwächeren dem Willen des Stärkeren aufopfernd; endlich Frankreich, hinsichtlich Sachsens wenigstens ehrenwerth in seinen Absichten, fruchtlos den Antrag einer Zwischenkunft wagen, die man sich weigerte anzuerkennen, oder Hülfen, woran man nicht glaubte. Um die peinlichen Eindrücke zu zerstreuen, die eine solche Schilderung nothwendig hat hervorbringen müssen, wird es süß seyn, unsere Blicke einen Augenblick auf einem für das königliche Ansehen ehrenvolleren Schauspiele auszuruhen: Baiern zeigt uns dasselbe. Baiern ist von allen Mächten diejenige, welche in Mitten der Ungerechtigkeiten des Kongresses den edelsten Karakter bewahrt hat; diejenige, die für die Rettung Sachsens die meisten Anstrengungen gemacht hat; diejenige, deren Wille der entschiedenste, deren Absichten die reinsten, deren Verfügungen die kräftigsten gewesen sind. Von den ersten Augenblicken an hat es nicht gezaudert, sich bereit zu zeigen, mit Oestreich und Frankreich sich in eine Kriegsübereinkunft einzulassen, um die hinsichtlich Sachsens und Polens angekündigten Entwürfe zu hindern — Die Gesinnungen des Münchener Hofes waren löblich und edelmüthig und sein Großbotschafter hat sich als das würdige Organ derselben gezeigt. Ein Monarch, dessen Herrschaft sich nur über einige Millionen Menschen erstreckt, schlug mit

dem größten Muthe eine Erhebung von Schilden gegen die beiden Staaten vor, die ihre Vergrößerung auf dem Untergange ihrer Nachbarn gründeten. Man sage nicht, um das Verdienst der Hingebung des Münchener Hofes zu schwächen, daß er für sich selbst kämpfte, indem er für Sachsen kämpfte. Freilich verfocht dieser Hof seine eigene Sache, indem er die Sache der Gerechtigkeit vertheidigte; und wenn es zugestanden wäre, daß Preussen ungestraft Sachsen zerstückeln konnte, hätte derselbe Grundsatz Oestreich berechtigen können, einmal Baiern zu zerstückeln. Aber was kann man mehr von einem Herrscher verlangen, als daß er das Daseyn und die Unabhängigkeit des Landes, das er regiert, zu erhalten weiß? Darin besteht der schönste Ruhm der Fürsten. Baierns Betragen ist darum nicht weniger liebenswürdig, weil es von dem Gefühle eines wohl verstandenen Vortheils eingegeben war. Bei den Eröffnungen, die Statt gehabt hatten, war man so weit gegangen überein zu kommen, „ daß eine angreifende Opera„ tion, aus den Ausgängen Frankens auf die Elbe „ gemacht, die preussischen Heere von ihrer Schaar „ am Rhein und von einem großen Theile ihrer „ Hülfsquellen abschneiden würde.„

Dieser Punkt ist nicht der einzige, bei welchem das Betragen des Münchener Hofes ehrenwerth und fest gewesen ist.

Die Organisation des teutschen Bundessystems forderte eine doppelte Erörterung, nemlich:

1) Ueber die politische Verfassung der Staaten des Bundes;
2) Ueber die Verhältnisse des Gebietes der Länder, die Theile desselben seyn sollten.

Unter dem ersten Gesichtspunkt hat Baiern den Streich abzulenken gewußt, womit die germanischen Staaten von dem Berliner Kabinett bedroht waren. Die preussischen Minister trugen so wenig Sorge, ihre Absichten der Herrschaft über die Staaten der zweiten Ordnung zu verhehlen, daß sie vorschlugen, in dem neuen germanischen Bunde die Verzichtleistung der Bundesstaaten auf das Recht der Gesandtschaft und auf das Recht des Kriegs oder des Friedens zu fordern *). Dies hieß den Fürsten alle Rechte der Oberherrlichkeit nehmen, alle Rechte, die ihnen sogar durch die goldne Bulle zugestanden, die ihnen durch den Westfälischen Frieden versichert waren, und die sie im Rheinbunde behalten hatten **). Dies hieß endlich sie zum Lohn für ihre Anstrengungen gegen Friedrich zu Vasallen der zwei oder drei großen Höfe machen, in deren Kreise sie zufällig lagen. Preussen, dessen Zuversicht sich alles erlaubt glaubt, wollte ausserdem den germanischen Bund einer obersten Leitung unterwerfen, die es mit Oestreich getheilt haben würde. Es war wieder Baiern, welches diesen Plan vereitelte, indem es verlangte, daß die Leitung wechseln sollte. Da es augenscheinlich war, daß die Absicht des Berliner Kabinetts anfangs war, zur Ueberziehung Sachsens zu gelangen und sie darauf zu befestigen durch das Uebergewicht, das es sich über den teutschen Bund gesichert haben würde, so befahl Baiern, gleich entschlossen gegen diese bei-

*) Eine ganz billige und Teutschlands Wohl die angemessenste Forderung.

**) Alle diese herrlichen Verträge wird niemand loben, der von Teutschlands wahrer Freiheit einen Begriff hat. Die Ausländer loben sie uns; sie wissen, warum.

den Entwürfe zu ringen, eine starke Aushebung von Rekruten und brachte sein Heer auf 70,000 Mann.

Baierns Beispiel belebte den Muth der Staaten, deren Vortheile dieselben waren. Wirtemberg sprach sich auch mit Kraft in demselben Sinn aus. Der Großherzog von Baden, der Großherzog von Hessen, und die andern Fürsten einer unteren Ordnung zeigten sich gleich eifersüchtig, ihre Unabhängigkeit gegen ähnliche Unternehmungen zu sichern. Diese Fürsten beschwerten sich vorzüglich lebhaft gegen das beleidigende Verfahren, daß sie trotz des Artikels des Pariser Vertrages, wodurch sie berufen waren, über die Bildung des Bundesbandes zu rathschlagen, diesen Rathschlagungen fremd machte, und ihnen nur die demüthigende Aussicht ließ, sich einer Organisation unterwerfen zu müssen, wo sie nicht zugezogen wären.

Zu aller Zeit war Frankreich die Stütze der germanischen Staaten gewesen *), in diesem letzten Umstand haben wir sie ganz ihnen selbst überlassen; kein Schritt von Seiten unserer Großbotschafter hat sie gegen das sie bedrohende Unterdrückungssystem beschützt: es war Baiern vorbehalten, sie dagegen zu schirmen.

In Hinsicht der Feststellung der Gebietsverhältnisse der Bundesstaaten weiß man, daß die Vortheile des Schwächeren bei Anordnungen dieser Art selten zu gewinnen haben. Verschiedene Vorschläge sind erörtert worden, und alle hätten zur nothwendi-

*) Freilich seit Ludwig dem Elften, seit dem Jahr 1470. Wir wissen es, o wir fühlen es noch in unsern marklosen Knochen, was uns diese Stütze der germanischen Freiheit bedeutet hat.

gen Wirkung gehabt, die Gränzmarken verschiedener Staaten, als Baierns, Wirtembergs und Badens, dem französischen Gebiete näher zu bringen. Oestreich hatte es besonders lebhaft am Herzen, seine Gränze auf Kosten Baierns zu verbessern, doch daß es diesem Hofe immer eine genügende Entschädigung anbot. Die Aufgebung des Innviertels und des Salzburger Landes war ein Opfer, zu welchem sich zu entschließen diesem sehr schwer ward.

Einer der Umstände, die am meisten beigetragen haben, trotz der Durchkreuzung ihrer ernstesten Vortheile unter den verschiedenen Mächten eine Art Harmonie zu unterhalten, ist die Vielfältigkeit der Gegenstände gewesen, über welche ihre Aufmerksamkeit sich theilte. Die Leichtigkeit, unaufhörlich von einer Frage zur andern überzugehen, ohne übrigens einen entschiedenen Entschluß zu nehmen, war eine bequeme Aushülfe; und wann die Reibung widersprechender Meinungen einen Ausbruch eben unvermeidlich zu machen schien, legte ein gewandter Uebergang auf einen weniger schwierigen Gegenstand den schon empörten Sturm bei und rief den Frieden zurück, der eben entfliehen wollte. Von Polen, Teutschland und von dem Norden warf man sich nach Italien, und von Italien kam man wieder zu dem Norden, zu Polen und zu Teutschland zurück. Die Debatten über Italien beschäftigten Rußland und Preussen nur mittelmässig, so daß Oestreich, dem man sonst in den Weg trat, dort nur einen Widerstand fand, woraus es sich ein Spiel machte. Die Entthronung des Königs von Neapel war der einzige Punkt, der ihm Schwierigkeiten darzubieten „ schien; indessen ward der Untergang dieses Für-

„ sten endlich beschlossen. Unterrichtet von dem „ Schicksal, das man ihm zugedachte, hat er geglaubt, „ sich demselben entziehen zu können, indem er der „ Gefahr entgegen eilte: der Kampf war zu un„ gleich.„

Von der beissigen und gehässigen Wuth, die sich, wo sie nur Gelegenheit findet, immer auf Preussen wirft, noch eine Probe:

„ Unter den Mächten, die sich am gierigsten zeig„ ten, ausgedehnte Gebiete und zahlreiche Volks„ mengen zu verschlingen, setzt man einstimmig den „ Berliner Hof auf die erste Linie, dessen fiskalisches „ Gemüth die Menschen wie die Thaler bezeichnet und ihren Werth berechnet wie den Werth des Geldes, je nachdem es zu diesen oder jenen Zinsen angelegt ist. Man war bis dahin gekommen, die Menschen nicht nach ihrer Vielheit, sondern nach ihrer Nützlichkeit anzuschlagen, so daß der Bewohner des einen Landes nur dem Viertel oder Fünftel des Bewohners eines andern Landes gleich galt *).

Der Berliner Hof zeichnete sich noch durch seine Gewandtheit aus, seine Ansprüche in Rechte zu verwandeln und selbst von einem schlecht begründeten Anspruch nur abzustehen, wenn es für diesen Abstand irgend einen Preis davon trug. Es hatte ihm gefallen Leipzig zu verlangen, und die andern Höfe weigerten sich Sachsen noch dieses letzte Opfer auf-

*) Ich denke, gegen diese Berechnung läßt sich nicht viel einwenden. Ich mögte wissen, ob nicht jeder so rechnete: bei Vieh mag man Haupt gegen Haupt rechnen, nicht bei Menschen, wo die Herzen gewogen werden sollen und auch die Köpfe, aber nicht die Häupter

zulegen. Der preussische Stolz ward durch diese Weigerung beleidigt; man sah damals eines der Häupter des Tugendbundes aus eigenem Geheiß an die brittischen Großbotschafter schreiben, daß Preussen nie einwilligen würde, eine Stadt fahren zu lassen, die ein so schönes Denkmal seines Ruhms wäre *). Man war in Wien empört über „einen solchen Uebermuth und doch gab man darin „zum Theil nach. Das Berliner Kabinett gab diese „Forderung nur auf, indem es für Leipzig Thorn „empfing, einen militärischen Punkt, worauf es „viele Wichtigkeit legte und den der Kaiser von „Rußland einwilligte ihm wiederzugeben.„

Schließlich sucht das Büchlein sehr lang und breit zu beweisen, daß der Vergewaltiger Frankreichs Napoleon Bonaparte und der weiland Usurpator Brittanniens Wilhelm der Dritte von Nassau ganz auf derselben Linie stehen, und daß England also das schreiendste Unrecht und die größte Treulosigkeit gegen seine eigenen Grundsätze begehe, da es Napoleon nicht anerkennen und den Franzosen die schwachen und gehaßten Burbone aufdringen wolle. — Merkwürdig ist auch das, wie der Verfasser, wo er kann, auch gegen England und Rußland losfährt, und sagt: „Diese erklä„ren freilich, der jetzige Krieg gelte allein Bo-

*) Wie es sich hiemit auch verhalte, Millionen teutschen Menschen, und nicht blaß Preussen, wünschten doch wohl, daß bei Leipzig ein Denkmal errichtet werden dürfte der herrlichsten Schlacht seit jener im Teutoburger Walde, und daß der Sieg von Leipzig auch in Leipzig und Sachsen als ein Freudentag gefeiert werden dürfte.

„napoleon, sie meinen aber anderes; gegen die „Franzosen werde er angefangen, die Erniedrigung und Zerstückelung Frankreichs sey „das Ziel desselben.“ Unter dieser Zerstückelung Frankreichs versteht er die Abreissung des Elsaßes, Lothringens, der Bisthümer, des französischen Flanderns, Hennegaus und Kambresis. Ein Franzose hält Raubgut für ehrlich erworbenes, und meint Himmel und Erde müße untergehen, wann der rechtmäßige Besitzer einmal kommt und sein Eigenthum wieder verlangt. Bei dieser Gelegenheit schimpft er weidlich auf die frechen und unverschämten teutschen Tagesblätter, die er gern zu Blattläusen erniedrigen mögte, die sich unterstehen zu behaupten, das Land diesseits der Ardennen und Vogesen, und aller Berge, von welchen ein Tropfen Wasser zum Rhein herabfließt, sey von Gott und Rechts und Geschichte wegen teutsches Land, sey von der französischen Hinterlist gestohlnes Land, und müße wieder zum teutschen Reiche gefügt werden. — Wir wollen nun diesem Franzosen und allen, die aus seinem Gesichtspunkte die Dinge ansehen und beurtheilen, unumwunden erklären, daß die Völker allerdings gemeint haben, dieser Krieg werde nicht gegen den armen Napoleon sondern allein gegen die Franzosen geführt, und wie bloß deswegen alle Herzen zu dem neuen Kampfe wieder so frisch gewesen sind. Die Kabinette scheinen aber häufig andere Gefühle zu haben, als die Völker, und weil der Pamphletist eine so schlechte Meinung von den Kabinetten von London und Petersburg gehabt hat, so muß er ihnen fußfällig Abbitte thun, denn diese haben sich der Franzosen angenommen, als wären sie Gottes liebste Kinder, die Hoffnungen der braven Teutschen aber, welche die Sache mit ihrem Blute ausgefochten haben, sind wieder wie bunte Seifenblasen zerflogen.

VII.

Von Napoleon und von Frankreich durch Herrn Azaïs.

Nancy 1815. Vorrede 20 S., Text 77 S., Anhang 12 S.

Dieses Buch ist unter der kurzen zweiten Regierung Napoleons gedruckt. Der Verfasser offenbart sich darin als der vollkommenste Franzos und als der blindeste Bewunderer und wüthendste Anhänger des zum zweiten Male abgefahrten Korsen, in welchem er fast einen mit allen Vollkommenheiten und Tugenden ausgerüsteten Gott sieht und welchem er wieder eine neue weite und lange Bahn des Ruhms und der Macht und eine völlige Demüthigung seiner Feinde und Neider weissagt; was nun dieser ungöttliche Held leider zu bald zu einer Lüge gemacht hat. Das Buch ist bei aller seiner Uebertriebenheit merkwürdig als ein ächt französisches Buch und als der reine Ausbruch und Ausdruck der französischen Ansichten und Hoffnungen, und wie die Franzosen sich und die andern Völker ungefähr schätzen; man kann es in manchen Beziehungen als einen ächten und wahren Spiegel des französischen Volkes und seines Strebens ansehen, und diejenigen, welche meinen, daß die Wuth, die hier Rache kocht, und die Eitelkeit, die hier Wiederherstellung sucht, mit gewöhnlichen und glimpflichen Mitteln und mit 150,000 europäischen Vormündern fünf oder sieben Jahre

in Ruhe zu halten ist, mögen sich ein wenig bedenken, ob sie die Zeit und die Vortheile der anderen besseren Völker verstehen, die diesem unruhigsten, eitelsten und verdorbensten Haufen immer als Beute hingeworfen bleiben sollen. Aus diesem Heere Izaïs können wir lernen, daß die Franzosen noch immer glauben, wie sie das edelste, kunstreichste, wissenschaftlichste, freieste Volk sind, wie jeder Krieg gegen ihre Ueberziehung ein Krieg gegen die Freiheit und Bildung und Wissenschaft ist; aus ihm können wir lernen, daß sie von Rechtswegen glauben unsere Herren zu seyn; die Herrscher vor allem könnten daraus lernen, wie alle ihre Gnade und Güte an die Undankbarsten weggeworfen ist: diese erklären sie geradezu für Feigheit und Dummheit und ihre Völker für Halbwilde und Barbaren.

Das Buch ist sonst nicht schlecht geschrieben und enthält manche Wahrheiten über die Zeit, die wir uns auch für uns zu merken haben. Deswegen und wegen seiner französischen Reinheit in Sinn, Eitelkeit und Prahlerei geben wir einige Auszüge daraus. Wir werden ja, wie die Welt steht, oder vielmehr wie sie liegt, lange noch nach Westen schauen müssen.

Wie der Mann aufschneidet und wie er seinen Napoleon ansieht, davon zuerst ein paar Proben:

„ Ganz Europa rückt auf Frankreich los. Wesentlich getrennte Völker ziehen mit einer erschreckenden Eintracht herbei. Das sogleich unrennte Frankreich ist geschwind überfahren. Der Verrath, die Bestechlichkeit, (Wo?) die Verblendung öffnen

seine Thore. Auf verschiedenen Punkten, vorzüglich auf dem, welchen ich bewohne, (Nancy) ziehen unzählige Legionen oder lagern sich. Die Menschen, aus welchen sie bestehen, sind fast alle Barbaren. Bei ihrem Anblick erschrickt das Volk anfangs, bald erzürnt es sich, und in wenig Tagen entflammt es sich mit Muth und Grausen. Es lernt diese Menschen des Norden kennen, woraus die Einbildung gewaltige Gespenster machte. Sie sind allein durch die Zahl furchtbar, und ihre Gestalt selbst ist nicht schrecklich; sie verräth nur Dummheit und Verworfenheit.

Der Feldzug beginnt; sein Anfang ist von der glücklichsten Vorbedeutung. Trotz der Russen und Kosacken dringt das Gerücht von den Siegen Napoleons (?) in unsre Landschaften ein; die Seelen erheben sich, die Gemüther lüften und lichten sich; die guten Franzosen fangen an gehört zu werden, wann sie die Gefühle ihrer Bewunderung für die unvergleichliche Kraft Napoleons, für sein kriegerisches und politisches Genie ausdrücken und wann sie die Anklage und den Tadel gegen Menschen mit abgeschmackten Begriffen und wüthenden Leidenschaften hinwerfen, welche so viele wilde Horden nach Frankreich gerufen haben und welche die wahren Urheber der öffentlichen Unsterne sind.

Napoleon häuft unzählige Siege *) auf einander. Der Feind schaudert vor Schrecken. In allen unsern Landschaften bewaffnen sich und drohen unsre braven Bauern; in unsern Städten befeuert sich

*) Sie ließen sich zählen im Winter 1814 die Siege Napoleons.

der gute Bürger, zeigt unverholen die Wärme des Patriotismus und die Freude der lebendigsten Hoffnungen. Auf unsern Landstraßen und durch unsere Mauern sehen wir zahlreiche Banden bestürzter Soldaten und Ströme von Troß auf der Flucht und in Unordnung hinfließen; Nancy wird die Zuflucht einer Wolke feindlicher Offiziere, welche Heere überlebt haben oder welche dem Untergange derselben vorher entflohen sind: sie verkünden unsre Siege, bekennen ihr Schrecken, erwarten jeden Augenblick das letzte Zeichen einer gänzlichen Vertilgung.

Und wir dagegen? wie viel Ruhm und Macht zeigen sich unaufhörlich unserer Erwartung und unseren Blicken! alle Könige Europens gezwungen auf dem Schlachtfelde zu kapituliren! Frankreich plötzlich der schmählichsten Unterdrückung entrissen, durch den Muth und das Genie plötzlich zum höchsten Glanze zurückgeführt!

Mit Einem Male verbreitet der Feind eine scheußliche, schmachvolle, unglaubliche Nachricht. Paris hat seine Thore geöffnet. Eine Handvoll Verräther, „ gestützt auf ein zusammengelaufenes Gesindel von „ Rasenden hat die Hauptstadt des Reichs einem „ geschlagenen, von seinen Lebensmitteln, seinem Geschütz, seinem Troß abgeschnittenen Heere überliefert.„ *) (S. Seiten 3, 4, 5 der Vorrede.)

Nachdem er manches Wahre gesagt hat über die Nothwendigkeit, daß Frankreich allein durch Eine kräftige Hand aus der Verwirrung und dem Elende zu reissen war, fährt er fort:

*) O wie sie sich mit Lügen zu behelfen wissen. Es ist ihnen wie eine Kinderunschuldsprache, so leicht und natürlich flattert sie hin.

„ Napoleon wechselsweise Gewandtheit, Muth
„ und Klugheit anwendend, erhob sich stufenweise
„ zur höchsten Macht. Da war Frankreich besonders
„ stark und tief ruhig; da waren die Partheien,
„ wenn nicht erstickt, wenigstens gefesselt; da konnte
„ der Gehorsam gegen den Herrscher sich mit dem
„ Gefühle des Volkruhms und mit der Liebe des
„ Vaterlandes vereinigen; da begann unter dem
„ Schutze der Festigkeit und Wachsamkeit die Herr-
„ schaft der Philosophie und der Größe.„ (Hört ihr!)
(S. Seite 9.)

An einer andern Stelle (S. 58. 59). wird Napoleon als derjenige gewiesen, der den großen und wohlthätigen Plan einer europäischen Oberherrschaft, womit Karl der Große und Ludwig der Vierzehnte zum Heil der Welt schon schwanger gegangen, der ihnen aber nicht ganz geglückt sey, habe ausführen können:

„ Karls des Großen ganzer Bau stürzte nach sei-
„ nem Tode zusammen. Nicht so verhält es sich
„ mit dem, welchen Napoleon gründen wollte.
„ Ich zweifle nicht, daß, nachdem er ihn aufgeführt
„ vermittelst jener Festigkeit der Macht und jener
Einheit der Ansichten, die dem Ganzen eines Werks
allein eine harmonische und feste Anordnung geben
können, er ihn durch jene freisinnigen Einrichtungen
befestigt hätte, deren erste Züge er vorgezeichnet
hatte, und die, heutiges Tages durch die öffentliche
Stimme allgemein verlangt, allein die Bande und
Gegengewichte hätten hergeben können. Dieser auf-
serordentliche Mann war nicht in einer höheren

Klasse gebohren; er hatte seine Erziehung und seinen Anstoß von der allgemeinen Meinung erhalten; er war die Frucht seines Jahrhunderts. Alles, was er gethan hatte, um sich zur höchsten Macht zu erheben, zeigte, daß er die Menschen und ihre Ideen die allgemeinen Bedürfnisse und ihren Einfluß, die Umstände und ihre Herrschaft vollkommen kannte. (?) Er hatte sich weit mehr aus Pflicht als aus Karakter zum Despoten gemacht, weil er durch die Gesinnung augenscheinlich Republikaner war. (?) Ich zweifle nicht, daß die Zeit und Napoleon selbst es einmal enthüllen werden.

In diesem Augenblick *) denke ich nicht daran wegen seines Verhängnisses die trauernde Sehnsucht zu erwecken. Sein Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Nachwelt und der Geschichte macht es gewiß schön und glücklich genug. Aber die Ehre, mein Gewissen, und, ich fühle es auch, die wahre Ehre Frankreichs, der wahre Vortheil des Königs und des Vaterlandes heissen mich sagen, was ich von dem großen Manne denke, den so viele kurzsichtige „ und eingenommene Menschen anklagen, von sei„ nen weiten Entwürfen, die so viele Gründe recht„ fertigen, und endlich von unserer Zukunft, welche „ bald wieder die Nothwendigkeit seiner „ weiten Entwürfe herbeiführen wird.„

Im Anhange endlich, wo er den aus Elba Angelandeten wieder begrüßt, spricht er seine und Frankreichs Hoffnungen von dem großen Erretter und Befreier Europa's unverholen aus. So lautet es: (S. Seite 3, 4.)

*) Er gebraucht den Kunstgriff Mehrerer, als sey die Schrift selbst schon zur Zeit Ludwigs des Achtzehnten geschrieben und für den Druck bestimmt gewesen.

„ Tausendmal Ehre und Dank dem großen „ Mann, der uns allein gegen so viele Leiden und „ Schande schirmen konnte! Vormals erschien er unter uns, um die Anarchie zu ersticken; heute erscheint er wieder, um ihr vorzubeugen.

Was zeigt dieser Triumph eines einzigen Mannes, dieser so reissende und so leichte Triumph? Daß schon seine Gegenwart ein allgemeines Bedürfniß war.

Und die Gegenwart Eines Mannes wie kann sie das allgemeine Bedürfniß eines Volks seyn? Was hat denn dieser Mann früher gethan, damit bei der bloßen Kunde von seiner Rückkehr das Vertrauen sich rege, damit die Hoffnung der Ruhe auf die Unruhe folge, damit das Volk sich wieder erhebe, entflamme, vereinige? Was er gethan hat? Er hat sich als den Mann des Volks, als den Mann der menschlichen Vernunft, als den Mann der öffentlichen Meinung gezeigt. Er hat noch mehr gethan: er hat bewiesen, daß er die unvergleichliche Kraft, das ausserordentliche Genie, den heroischen Muth, daß er alle die großen Eigenschaften, die er von der Natur erhalten hat, nur dem Triumphe der öffentlichen Meinung, der menschlichen Vernunft und der Vortheile des Volkes weihen wollte. (?)

So herrsche er denn über uns, weil wir es wollen und weil unser Wille so gerecht, so fest, so gesetzlich ist! Laßt uns die Unfälle und die Zwischenherrschaft segnen, welche uns die Zeit und die Mittel geboten haben uns zu vereinigen, uns aufzuklären. Heut sehen wir alle, wie nothwendig es vormals war, daß Napoleon die Zügel des Staates mit einer

festen und herrischen Hand hielt. Die Gegenparthei des Volks regte, verschwur sich, fand unermeßliche Hülfen in den Anzettelungen der Fremden und in der Verblendung einer großen Zahl Franzosen. Diese Parthei hat sich einen Augenblick auf den Thron gesetzt; sie hat darauf ihre Entwürfe und ihre Schwäche gezeigt; sie hat sich darauf zertrümmert; bald werden wir ihre Spuren suchen und die Geschichte allein wird sie erhalten können.

Napoleon ist frei, Frankreich ist frei, Europa wird es bald werden. (O!) Jetzt kann uns eine gesellschaftliche Verfassung gegeben werden; denn in dem französischen Volke ist alles in Beziehung und in Uebereinstimmung. Das französische Volk ist das erste der Völker; der Mann, welcher Frankreich regiert, ist der erste der Franzosen; die Menschenwürde ist bei den Franzosen in Bedürfniß und in Uebung; die Menschenwürde, die Bürgergleichheit, die Ehre der Vernunft und der Einsichten sind die ersten politischen Gedanken des Beherrschers der Franzosen. (O je!). Der Volksgeist wird sich zu einer erhabenen Gluth erheben, denn er wird durch die Freiheit gebildet, durch die Einigkeit geknüpft, durch die Begeisterung entflammt werden.

Völker Europa's, weichet unserm Uebergewicht und unserm Ruhm! Wir wollen euch nicht besiegen, noch weniger euch unterdrücken; nie haben wir das gewollt. Ihr behandeltet uns wie Feinde und wir strebten nur eure Freunde und Brüder zu werden. Wir wollen eure hartnäckigen Irrthümer, unsre sinnlose Erzürnung und die Leidenschaften vergessen, „ die sie benutzten. Den Frieden, die Einigkeit, die „ Freiheit, das Glück — das bieten wir euch an

„ durch die Stimme eines Mannes, der daraus
„ immer das Ziel seiner Gedanken und den Gegen-
„ stand seiner Siege machte.„

Diesen Franzosen soll mir einmal einer überbieten! Wir hören, wie er mit der Geschichte umspringt und wofür er den Brand von Moskau und die Russen hält. Nachdem er sich abgearbeitet hat zu beweisen, daß nur zwei Völker in Europa sind, nemlich England und Frankreich, und daß es Napoleons Pflicht war, durch Englands Erniedrigung Europa das Glück und die Freiheit zu schaffen, fährt er fort: (S. Seite 22 ff.)

„ Was konnte Napoleon thun? Noch neue
„ Völker an sein Gebiet knüpfen? noch seine Gränze
„ erweitern? noch sein herrisches Joch lastender
„ machen? Durch einen solchen Schritt würde
„ England nicht besiegt worden seyn. Napoleon konnte sich nicht der ganzen Ostsee bemächtigen; und solange England ein einziger Hafen auf dem festen Lande geblieben wäre, hätte es die Mittel gehabt, bis in den Schooß Frankreichs die Erzeugnisse seines Gewerbfleisses einzuführen *) und folglich seinen Plan eines ewigen Krieges zu behaupten, indem es den Franzosen die Mittel raubte ihn auszuhalten. Man mußte also den vornehmsten Herrscher der Ostsee zum dritten Mal zwingen, England seine Häfen zu verschließen; denn man müßte durch einen einzigen und letzten Streich den ewigen Krieg beendigen.

*) Und unterhielt nicht der große Napoleon selbst einen Handel mit England? gab er nicht 300—500 Schifflicenzen? Also —

Wird man jetzt sagen, daß das Unternehmen, Rußland zum dritten Mal an Frankreichs Vortheile zu knüpfen, unsinnig war? daß es unmöglich war, es mitten unter seinem Schnee und Eis und Wüsten besiegen zu wollen, daß es also viel klüger gewesen wäre, wieder an den Rhein zurückzugehen und Europa und Frankreich selbst Englands Herrschaft preiszugeben, als noch das Uebergewicht des französischen Handels zu begründen zu suchen? Aber um sich zu entschließen, in einem Augenblicke die Frucht so vieler Arbeiten und Siege so aufzuopfern, mßte man vorher gewiß seyn, daß die Strenge des Klimas und die Natur des Bodens in Rußland wirklich hinreichten für die Zerstörung der französischen Heere, daß folglich die Unsterne, die eingetroffen sind, unvermeidlich waren. Heute wissen wir, daß diese Unsterne eingetroffen sind; aber der Kaiser von Rußland selbst hielt sie doch wahrlich nicht unvermeidlich, weil er im Voraus befohlen hatte, daß Moskau bei der Annäherung der Franzosen verbrannt werden sollte. (?) Die Einäscherung einer Hauptstadt, des Zufluchtsortes aller umwohnenden Völker, ist eine jener schrecklichen Handlungen, die gräulich barbarisch sind, wenn die Nothwendigkeit sie nicht erheischt; woraus man schließen muß, daß das französische Heer sich in Rußland gehalten und dort seine Gesetze gegeben haben würde, wenn Moskau nicht verbrannt wäre. Aber ein solches Opfer, das nie auf der Erde befohlen worden war *), das wahr-

*) Kennst du Athen nicht, das brannte, als sein Volk in Schiffen schwamm? Und es war keine Stadt von Halbwilden; denn Aeschylus hatte schon bei Marathon gefochten und Sophokles war schon gebohren. Auch den Brand von Moskau hatte nur der Stolz und die Rache des Volkes befohlen.

scheinlich nie mehr befohlen werden wird, das nur bei einem sklavischen und barbarischen Volke *) seine Ausführung erhalten kann, ein solches Opfer konnte von dem Herrscher des ersten gebildeten Volkes nicht vorhergesehen werden. Eben dieser Herrscher konnte nicht vorhersehen, daß die Strenge des Winters das Jahr dieser kühnen Unternehmung nicht allein ungewöhnlich hart, sondern auch wunderbar früh eintreten würde. Doch war diese ungewöhnliche Strenge und Frühe des Winters durchaus nöthig, weil die Rede des Prinz Regenten an das englische Parlament bezeugt, daß dieser gräuliche Brand noch lange nicht hingereicht hätte, alle Besorgnisse zu zerstreuen. Endlich konnte der Herrscher der Franzosen, der Mann, welcher Thronen gegründet und mit Frankreich große Staaten durch für diese Staaten und für Frankreich ehrenvolle Bündnisse vereinigt hatte, nicht voraussetzen, daß er von Fürsten verlassen, verrathen werden würde, die sein Vertrauen, die Ehre, die Verwandtschaft, ja ihr Vortheil an seine großen Unternehmungen knüpften.

Wenn man also von den denkwürdigen Umständen, welche die Geschichte dieses fürchterlichen Feldzuges bilden werden, das abschneidet, was sich darin natürlicher Weise nicht finden sollte, die Einäscherung Moskau's, die ungewöhnliche Strenge eines sehr frühen Winters, und das schwache oder unredliche Betragen untreuer Bundsgenossen, so

*) Hört ihr es, Russen, wie eure liebenswürdigen Freunde, die Franzosen, euch ansehen? — Ein in Geiz und Eigensucht verlornes Volk kann sich freilich eine solche Kühnheit nicht mehr befehlen.

wird man vielleicht große Erfolge statt großer Unfälle berechnen, und man wird geneigt seyn, mit Napoleon zu sagen: Der Friede war zu Moskau; ja man wird hinzusetzen: allein zu Moskau konnte und mußte jener glänzende, feste, für Frankreich sehr vortheilhafte, für alle Völker des festen Landes sehr nützliche, bloß für England unselige Friede gemacht werden. Aber zu Moskau offenbarten sich unversöhnliche Gesinnungen u.s.w.

Wir hören nun ein wenig, wie er uns beweist, daß die Engländer den Franzosen nothwendig unterliegen, daß wir Teutsche und ganz Europa den Franzosen von Gottes und von Rechts wegen dienen müssen, ja daß dieser Dienst unser Glück und unsre Ehre ist. So klingt es von S. 65—74:

„Ich wiederhole es, Frankreich ist stark und fruchtbar, seine natürliche Stärke und Fruchtbarkeit sind sogar in diesem Augenblick denen der anderen Theile Europa's überlegen. Nordamerika, welches Europa einmal ersetzen soll, ist noch fast jung. Europa herrscht noch auf dem Erdball; Frankreich muß das Scepter Europa's nehmen; es allein ist berufen, es zu halten.

Rom war von Natur, ich will sagen durch seine Vortheile der Lage und des Gebietes, Karthago überlegen. Dies machte es auf die Länge in allen Arten Macht überlegen; dies machte, daß Karthago ihm die Herrschaft der Welt zugestand. Vergeblich, und wiederholte Male, gaben die Karthager dem römischen Reiche fürchterliche Streiche; vergeblich war ihre Politik vorzüglich schlau und gewandt; vergeblich gelang es dem Genius des Hannibal, sogar die Mauern des Kapitols zu erschüttern. Die natürliche Stärke, die wahre Stärke rettete die Stadt

Rom, erhob sie wieder, und endigte mit Karthagos Zertrümmerung.

Die Engländer und die Geschichte mögen des warten: Frankreich wird einen Scipio erzeugen.

Dies ist kein Wunsch, den ich ausspreche; es ist eine Weissagung, verkündigt durch alles, was die menschliche Vorhersicht begründet, durch die Erfahrung und die Vernunft. Wenn es ein Ding giebt, was Thatsachen und Augenschein bestätigen, so ist es das, daß es keine bleibende und endliche Herrschaft geben kann, als die der Stärke. Diese kann abgeleukt, aber nicht niedergeschlagen werden; ihr Ziel steht fest, obgleich ihr Schritt nicht immer sicher seyn kann.

Die Engländer haben hievon das Geständniß gemacht; sie haben uns einige unserer Kolonien zurückgegeben, um unsre Kraft und unsre Volksmenge zu zerstreuen; zu gleicher Zeit, und auch nach ihrem Geständniß, haben sie im Voraus die Mittel bereitet, unsern Handel zu zerstreuen und unsere Kolonien wieder zu nehmen, wenn ihre Macht dadurch erschüttert würde. So hat sich Lord Castlereagh in seiner Rede an die Kammer der Gemeinen (s. S. 50) darüber erklärt: „Was die großmüthigen Zugeständnisse, die wir Frankreich gemacht haben, anlangt, so giebt es keinen Grundsatz, woran die Minister sich stärker geknüpft fühlen, als den, daß es zuträglich war, Frankreich weite Mittel zu öffnen, sich friedliche Beschäftigungen zu schaffen, daß es Englands Vortheile gemässer war, Frankreich lieber zu einer handeltreibenden und ackerbauenden Macht zu machen, als es in seinem Zustande eines soldatischen und erobernden Lan-

„ des zu lassen.„ Noch folgende von Lord Liverpool im Oberhause gesprochene Worte: „ Der Krieg hatte „ England zum Herrn aller französischen Kolonien „ gemacht; es war weder gerecht noch klug, „ sie alle zu behalten; man hat besser geachtet, sie „ zur Ausgleichung bei den allgemeinen Abmachungen dienen zu lassen. Um Englands Ansehen „ zu erhalten, müßte man nicht nach einem Grundsatze des Monopols in Kolonialhandel verfahren, „ das unsere Macht vermindert hätte, statt sie zu „ vermehren, und das gehindert haben würde, daß „ unser Miteintritt in das System der Politik des „ festen Landes gelingen konnte. Und wann wir es „ gekonnt hätten, hätten wir Frankreich alle seine „ Handels- und Kolonialvortheile nicht rauben müssen. Aber sie sind so wiedergegeben, daß „ wir stets die Macht über dasselbe haben „ können, indem wir seine Kolonien angreifen, seinen Handel zerstören — Also „ behalten wir die Insel Maltha als den Schlüssel „ des Mittelmeers. Frankreich behält seine Faktoreien in Indien, aber es verliert l'Ile de France, „ welches ihm wichtig seyn würde, wenn es in Indien ein Reich besäße, aber welches sonst nichts ist.„ Dies will sagen, daß diese Insel, von den Engländern behalten, ihnen die Erhaltung ihres Reichs in Indien und die Möglichkeit sichert, die französischen Komptoire, wann sie wollen, zu vernichten. Endlich haben die Engländer es kein Hehl gehabt, daß es ihnen sehr wichtig war, sich Belgien und Holland anzuknüpfen; sie haben beide wirklich Frankreich entrissen und durch die Vertheilung, die sie davon gemacht, gleichsam an ihr Gebiet gehängt.

So haben sie sich eine der französischen Masse gleichwiegende Masse natürlicher Kräfte zu geben gesucht; Aber es giebt keine starke und natürliche Masse als die, welche von Natur zusammenhangend ist. Der Rhein ist Frankreichs Schlagbaum; die Bewohner des linken Rheinufers, so wie die Belgen sind wesentlich und natürlich Franzosen; (Hört es, Teutsche!) sie werden unaufhörlich streben es zu werden, denn sie werden viel leiden, bis dieses Streben bewirkt ist. Frankreich allein kann sie gegen das Schicksal schirmen, welches durch die Verfeinerung an feste Sitze gebundene Menschen immer als das jammervolleste betrachten: ihr Gebiet wird bis zu seiner Wiedervereinigung beständig ein Schlachtfeld seyn.

Ich wiederhole es; es sind keine Wünsche, die ich ausdrücke. Wenn der Mensch in der Reife seines Alters und umringt von einer Familie über die Begebenheiten und über die Dinge schalten könnte, er würde den menschlichen Leidenschaften und der Natur jene Stille, jenes Bleibende auflegen, wovon er selbst das Bedürfniß fühlt. Aber alle unsre Wünsche können nicht machen, daß die allgemeine Bewegung sich nicht behaupte und daß die allgemeinen Gesetze sich nicht ausführen. Die Kunde und die Ueberzeugung von diesen Gesetzen, wenn man sie stark verbreitete, würden als Entschädigung für diese süße und täuschende Sicherheit, die sie rauben würden, einen großen Vortheil mit sich bringen: Sie würden die Zuversicht der Völker vermehren, welche bestimmt sind zu

Regen; sie würden den Widerstand der Völker vermindern, welche bestimmt sind unterworfen zu werden; sie würden also machen, daß die unvermeidliche Ordnung der Dinge sich mit weniger Umwälzungen und Erschütterungen ausführen ließe.

Ich sage mit weniger Umwälzungen und Erschütterungen; ich sage nicht ohne Erschütterungen und Umwälzungen. Welche auch einmal die Fortschritte der Wahrheit und ihr friedlicher Einfluß seyn mögen, die Verhältnisse der Völker unter sich werden sich nie mit einer festen Ruhe behaupten, die Ordnung der ersten Stelle wird sich nie mit einer bleibenden Stille befestigen. Bei den von Natur weniger starken Völkern werden die Ehre, der Volksgeist und der Vortheil der Gegenwart immer mit mehr oder weniger Heftigkeit gegen die Nothwendigkeit, ja gegen die Ueberzeugung zu Felde ziehen. Auch ist alles, was ein Schriftsteller hoffen kann, indem er angiebt, was seyn muß, beizutragen, die volksthümlichen Widerstrebungen zu mildern und die Drangsale zu mindern, welche solche Widerstrebungen mit sich führen; aber weit wird er von der Hoffnung seyn, daß ein überziehendes Volk jemals friedlich aufgebe, was es in seinem Flor und seiner Macht Erzwungenes und Unrechtmäßiges hat. Die Ueberziehung macht nicht, daß dieser Flor, diese Macht, und alle Vortheile, die daraus hergeflossen sind, den Wohlstand der reichen Klassen und das Daseyn der niederen Klassen nicht gegründet haben. Die ersten haben sich zu einer Nöthigung von Bedürfnissen und die zweiten zu einer Ueberfülle von Volks-

menge geneigt, die nicht mehr ohne Anstrengung und Kampf eingeschränkt werden können. Aber bei diesem Volke selbst könnte die Vorhersicht dieses entscheidenden Kampfes der Gewalt desselben vorbeugen. Die reichen Familien könnten durch die Gewohnheit der Genüsse und durch den Geschmack der Ruhe bewogen werden, ein neues Vaterland zu suchen, wo sie die feindlichen Einfälle und die politischen Getümmel nicht zu fürchten hätten. Und wenn dieser dem bedroheten Volke heilsame Abfluß sich zum Vortheile des wesentlich wachsenden Volkes machte, würde er unvermerkt mildern, was die Ueberziehung in die gegenseitige Lage Unordentliches und Ungerechtes gebracht hätte; er würde im Voraus den Ungestüm der Bewegungen schwächen, wodurch jedes der beiden Völker auf die Stelle gebracht werden sollte, die es einnehmen muß.

Es scheint, daß diese Art politischer Neutralisation gehofft werden kann. England und Frankreich sind zwei nebenbuhlende Völker. In diesem Augenblick ist das eine unterdrückend, das andere unterdrückt. Indessen ist, wenigstens zwischen den Engländern und Franzosen noch nicht, gar kein starker und volklicher Haß. (?) Die Gefühle, die sie trennen, haben bei weitem noch nicht die Erbitterung der Gefühle, welche das karthagische und das römische Volk gegen einander harnischten. Die Künste, die Wissenschaften, die Ideen der Engländer und der Franzosen vereinigen und verfließen sich in einander. Die Feinheit unserer Sitten und die Reitze unsers Klimas locken die Engländer zu uns, die ein großes Vermögen haben. Dieselbe Ziehkraft haben wir auf die reichen Familien aller Länder Europa's.

Unser Vaterland wird der Centralaufenthalt, unsre Sprache wird die allgemeine Sprache; diese doppelte Richtung wäre hinreichend, unsern künftigen Oberrang zu bezeichnen. Möge sie hinreichen, ihn zu bewirken!

Und ich setze hinzu: Es ist nicht der Nationalstolz, obgleich ein sehr ehrenwerthes Gefühl, der den Franzosen den Wunsch eines solchen Oberranges einflößen muß; es ist das Bedürfniß der politischen Ordnung, das Schrecken, das ganze, eines fähigen und ehrfurchtgebietenden Hauptes beraubte Europa sich durch Umwälzungen zerreissen, sich durch die Anarchie zerstören, wieder in die Barbarei zurückfallen, sich mit Räubern bedecken zu sehen, welche sich in seine Wüsten theilen. Unter an einander hangenden Völkern, deren jedes sein Gebiet füllt und die in den Sitten und Ideen eine große Zahl gemeinsamer Dinge haben, muß ein Herrschervolk seyn, wie in einem großen Staate ein Herrscher seyn muß. Eine politische Eidgenossenschaft ohne einen herrschenden Stoß, ein Gleichgewicht von lauter unabhängigen Völkern, ohne daß ein einziges unter ihnen sey, welches die Verrichtungen des Lenkers macht — solche Ansichten sind unausführbare Hirngespinste, deren Versuch folglich nicht anders als unselig ausfallen kann. Es bedarf unstreitig eines Gleichgewichts unter den verschiedenen Vortheilen der an einander hangenden Völker; aber damit dieses Gleichgewicht sich erhalte, muß es aus einem Druck entspringen, den ein herrschendes Volk auf die vereinte Masse der schwächeren Völker übt, und aus einem Gegendruck dieser auf die Macht des ersten. Kurz, sogar in jeder Eidgenossenschaft bedarf es einer Unterordnung, um die

Harmonie derselben hervorzubringen; sonst gibt es nur nebenbuhlende Ansprüche, ohne daß zwischen den Mitteln sie zu behaupten Gleichheit sey.

Der Friede in der Welt ist nur der Stärke Sohn.

Dieser Satz ist von einer strengen Wahrheit. Er gilt bei den Bewohnern derselben Gegend, die ohne das Ansehen der Gerichtshöfe beständig in Zwietracht seyn und einander ihr Erbe antästen würden; er gilt von gleichzeitigen Völkern, welche, da man sie keinen politischen Gerichtshöfen unterwerfen kann, jedes in seiner Sache, Richter und Parthei sind und folglich nur durch das Gesetz des Stärkeren befriedet werden können. Das Wesentliche ist, daß der Stärkere zu gleicher Zeit der menschlichste, der gerechteste sey. Dies muß man erwarten, wann die Macht dessen, der besteht, natürlich und wirklich ist; sie wird dann mit Stille, Adel und Hochherzigkeit geübt. Hingegen die Herrschaft des Schwächen ist ihrem Wesen nach mistrauisch und tyrannisch. Er glaubt nie genug Mittel zu haben, um eine Macht festzuhalten, die er durch Ueberrumpelung erlangt hat und die er immer bereit fühlt ihm zu entschlüpfen.

Ich wette an den allgemeinen Begriff, den die Franzosen einflößen. (O je!) Ihre politische Herrschaft, wenn es Napoleon gelungen wäre, sie zu stiften, wäre sie nicht edel, hochherzig gewesen? wäre sie nicht übereinstimmend gewesen mit ihrer Ueberlegenheit in den Künsten und Wissenschaften, mit dem Uebergewicht ihrer Sitten und Litteratur, mit jenen offenen, liebenswürdigen Neigungen, welche die Na-

für ihnen gab, indem sie sie aus dem rechtmäßigen Gefühle ihrer Stellung und ihrer Vorzüge entspringen läßt? (O je! o je!)

Was wollte denn Napoleon? den Druck (l'action) des Stärksten und Liebenswürdigsten allgemein in Europa verbreiten. Das hieß dem Glücke und der Ruhe allgemein dienen. (Und zum dritten Mal O je;)

Und für einen so nützlichen, so großartigen Entwurf hatte Napoleon in der Kraft der Umwälzungsbewegungen mächtige Hülfen gefunden; seine vorzüglichste Kunst war gewesen, diese Bewegungen zu beherrschen und zu leiten. Der große Mann, der sich entweder auf den Thron der Burbone oder auf die Stufe dieses Thrones erhebt, wird nicht wie Napoleon die Gemüther zu einem unwiderstehlichen Unbestim geneigt finden; sondern unter andern Verhältnissen werden seine Vortheile unermeßlich seyn. Er wird nicht seine eigne Macht aufzubauen, keine Nebenbuhler zu fesseln, keine Rotten zu dämpfen haben. Die alten Klassenunterschiede werden verwischt seyn; denn alle Sehnsuchten nach ihnen, alle Versuche würden gewiß an der Unmöglichkeit ihrer Wiederherstellung scheitern; die verschiedenen, sey es politischen, sey es religiösen, Meinungen werden durch den Fortschritt der Aufklärung und die Mittheilungen der Menschen einander ausserordentlich genähert seyn; man wird dem gebieterischen Bedürfnisse, den Staat zu seiner nothwendigen „Größe zu bringen, nicht mehr den unsinnigen „Namen einer sträflichen Herrschsucht geben; die Gegner dieser Größe werden nicht mehr sogar in dem „Schooße Frankreichs eifrige und blinde Anhänger „finden.„

Und dies hörst du, wackerer Teutscher, der zum zweiten Male um seine gerechtesten Hoffnungen und Forderungen betrogen ist? So nichtig, so unbedeutend sehen die Fremden dich noch an, daß sie dich bloß als Masse mit einrechnen, wann die Köpfe gezählt werden, die beherrscht werden sollen? Nur zwei Völker, sagt uns dieser Franzose, ringen um die Herrschaft, die Engländer und die Franzosen; die Engländer werden den ungleichen Kampf nicht aushalten können, den Franzosen wird das Scepter über die Völker Europa's zufallen, das ihnen gebühret. — O der Blinde! o die Blinden! sollte ich sagen, denn Englands Listen und Hinterlisten gegen uns werden gerathen wie Frankreichs. Das wimmelnde Wurmvolk, mit dessen ungeziefermäßiger Vermehrung Herr Azais uns mit Recht drohet, wird sich rühren und ausfliegen wollen — und wohin sollen sie schwärmen und fliegen als zu uns Allemannen, da ihnen die laudonde britische Politik die Pfade des Oceans immer mehr sperrt? Aber mögen sie von Scepteen und Kronen träumen, so viel sie wollen — sie sind anderen aufgehoben als ihnen. Weswegen der Britte uns kleinlich in der Noth stecken und im Gedränge zappeln läßt, weswegen der Franzose sich freut, daß er wieder über uns hinfliegen kommen wird — das alles wird dem einen zum Aerger und dem andern zum Schrecken werden. Gott hat uns auf den Weg gebracht, diese mit ihren losen Künsten des Truges und der Habsucht wieder und weiter darauf führen. Wir werden hoffentlich

keine indische Nabobs, keine polnische Aufstände in Teutschland erleben — unsre Leiche wird die ersten Jahrhunderte noch nicht zur Theilung aufgetragen werden, sondern Einheit und Herrschaft und Geissein für sich, wann sie ungerecht und hinterlistig seyn wollen, werden sie aus einem Volke hervorpressen, das aus seinem langen Todesschlafe erwacht ist, und weiß was es seyn kann, wann es teutsch seyn will.

VIII.

Und wieder vom Haß.

Haß sollst du nicht predigen sondern Liebe, sagt das Evangelium, und so sagt auch das Evangelium der Menschenbrust. Das wissen wir, und wir fürchten uns, nicht bloß Menschen zu verletzen, sondern alles, was Gefühl hat, denn auch Thiere zu peinigen halten wir für eine sträfliche Sünde. Beschädigung sollen wir vergeben, Unrecht verzeihen — auch das wissen wir und fühlen wir als Gebot dessen, was in uns und über uns waltet. Aber nimmer dürfen wir den Schaden übersehen und verzeihen, den wir an der Kraft und Tugend leiden können, nimmer dürfen wir mit einer gleichgültigen und jämmerlichen Liebe mit der Schlange tändeln, die sich spielend in unsern Busen einschleicht und sich mit sanften Nagen und Bissen in unser heiligstes Herz hineinstiehlt. Die Völker hat Gott gesetzt als Verschiedenheiten einander gegenüber, damit jedes in seiner Art und Anlage herrlich und ganz sey und durch Ausbildung und Entwickelung seiner Eigenthümlichkeit herrlicher und fester werde. Es giebt eine allgemeine Menschlichkeit von hoch oben, wornach alle Völker in Gemeinschaft streben sollen; jenes Zusammenfließen der Völker in ihren unteren und besonderen Trieben und Strebungen wird eine Sündfluth, jene Allgemeinheit wird eine Gemeinheit. Frage die Geschichte und sie wird dir Antwort geben. Wer alle Völker

Europas auch durch die sanftesten und freundlichsten Mittel zu Einem Staate unter Einem Scepter und Einer Verfassung vereinigte, und dann auch die Sitten, Sprachen und Menschen der verschiedenen Länder auf das mannigfaltigste und bunteste mit einander vermischte und vermählte, würde diese gemeine Sündfluth über unsern Welttheil schwemmen. Dieses aus zwanzig dreißig verschiedengrtigen Völkern und Völkerschaften zusammengeschwemmte Geschlecht würde das üppigste, leidenschaftlichste und schlaueste Volk werden, das die Geschichte gesehen hätte, in wüsten und unbändigen Trieben dahinfahrend, dunkel und verworren im Gemüthe, unruhig und aufrührisch im Geist, ohne Liebe, ohne Innigkeit, ohne Mässigkeit, gemacht allen Lastern und allen Tyrannen zu dienen. Da dies so ist und da die Geschichte der Jahrhunderte es bestätigt, welche Früchte aus einem regellosen Mischmasch des Ungleichen und Verschiedenartigen hervorgehen, so darf ein Volk von Zorn und Haß brennen, wann es von solcher Gefahr bedrohet wird. Dieser Zorn und dieser Haß sind ächt evangelisch, weil das Evangelium gebietet, sich vor der Sünde und auch vor dem Samen der Sünde zu hüten. Wenn der Einzelne nicht leiden noch thun darf, wodurch er fühlt, daß er schlechter wird, so darf ein Volk das auch nicht leiden noch thun, sondern muß sich mit Zorn und Haß gegen dasjenige waffnen, was es verderben will.

Die Erde ist kein Himmel und die Menschen sind keine Engel. Wir wohnen in einem Lande des Uebels, worin

wir uns im Gefühle der Nichtigkeit und Sündlichkeit so oft als ausgesetzte und verwaiſete Fremdlinge fühlen; wir ſind beſchränkte, zwiſchen irdiſchen und himmliſchen Trieben hin und her wankende und ſündliche Weſen. Wir werden zu bald inne, daß wir uns im Gefühle allgemeiner Liebe und Güte unſer und des Menſchengeſchlechts überhaupt von dem, lieben und gefälligen Zufall nicht treiben laſſen dürfen, daß wir unſre Bahn abmeſſen, unſre Schranken ſetzen müſſen, daß wir uns als Einzelne und als Volk mit einer ſicheren Eigenthümlichkeit und geſchiedenen Beſonderheit wie mit einem Harniſch umpanzern müſſen, damit aus dem Wenigen, was wir ſind, nicht endlich Nichts werde.

Jedes Ding in der Natur hat ſein beſonderes Leben und Gefühl, ſeine beſondere Freundſchaft und Feindſchaft, wodurch es iſt und beſteht, ſeine beſondere Art und Geſtalt; und der Menſch findet es nicht ſonderbar, daß es mit allen Weſen und organiſchen Leben ſo iſt, ja er weiß, daß ſie ſchlecht werden und entarten, ſo wie ſie durch Zufall oder menſchliche Willkühr ſich verarten und verpagren. Ja auch das weiß er, daß ſelbſt ſolche Naturweſen, denen er keinen Schatten von Willen, keine Dämmerung von Verſtand beilegt, die wunderſamſten Zuneigungen und Abneigungen zeigen, wodurch ſie das Verwandte und Belebende anziehen und das Fremdartige und Ertödtende abſtoßen. Und ſich ſelbſt wagt er anders zu betrachten und zu ſchätzen? O das kann er nur wagen im Uebermuth und in der Eitelkeit. Denn wenn er ſich bedenkt und wenn er die Weiſen der

Vergangenheit und die Guten der Gegenwart hört, so wird er bald mit Demuth gewahren, daß auch er mit der Hälfte seines Daseyns in der Erde gewurzelt steht, daß er in dem kleinen Leben, in dem bürgerlichen und politischen, sich nicht anmaßen darf, sich frei machen und frei nennen zu wollen, wie in dem großen Leben, das anderswo seine Heimath fühlt und sucht. Wie die Pflanzen, wie die Thiere in ihrer Eigenthümlichkeit sich schützen und vertheidigen, so hat die weise Natur jedem Einzelnen und jedem Volke gewiß ein sicheres Gefühl, eine Art Instinkt verliehen, wodurch sie auch unbewußt das zu erhalten und zu behaupten streben, wodurch sie wahr und wacker bleiben können. Dies gewahrt man bei den Einzelnen in der Kindheit und in dem Jünglingsalter oft auf eine so helle und kindliche Weise; bei den meisten Völkern gewahrt man es in den Anfängen ihrer Entwickelung und hinterher auch in den Klassen, welche immer gleichsam in den Anfängen bleiben, in den Klassen der Kleinen und Geringen. Wenn die sogenannten höheren Klassen durch Verdunkelung und Auslöschung des großen Volksbildes, durch Abschleifung ihrer Eigenthümlichkeit und Ausschleifung aller Eigenthümlichkeit oft schon lange die Fähigkeit des reinen Gefühls und der reinen Erkenntniß und leider damit auch die Fähigkeit jedes heiligen Zorns und Hasses verloren haben, fühlen die Kleinen, jene meine ich, welche die Höheren unwissend Volk und verachtend Pöbel nennen — recht deutlich, was ihrem Wesen und ihrer Tugend verderblich ist. Darum sind die Namen Jude und Franzose seit

Jahrhunderten dem teutschen Volke ein Schimpfnamen bis auf den heutigen Tag.

Die pfiffigeren und schlauern Menschen und Völker, die durch eine Art angebohrner Eigensucht und Eitelkeit immer sich zuerst, man mögte sagen sich allein, fühlen und sehen, sind der Gefahr wenig preisgegeben, sich in dem Fremden zu verlieren und durch die ungebührliche Vermischung und Zusammenfliessung mit dem Fremden alle Eigenthümlichkeit und alle Haltung des Lebens und Karakters einzubüssen. Wo die meiste Güte und Liebe ist, da ist die meiste Gefahr, denn wer kein Herz hat, kann auch kein Herz lassen. Kugelrunde Steine kommen über alle Zacken so tief hinab, als gefallen werden kann, und sind immer wieder fertig zum neuen Rollen; wer Spitzen und Ecken hat, womit er gefaßt werden kann, bleibt an den Zacken hangen. — Das germanische Volk ist eines der gutmüthigsten und liebendsten, das die Geschichte gezeigt hat. Man würde diese Gutmüthigkeit und Liebe für Schwäche und Feigheit erklären, wenn es nicht zugleich eines der rüstigsten und tapfersten Völker wäre. Wenn man den Teutschen, den Schweden und Normann, ja auch den Engländer gesehen hat in seinem einzelnen Leben, so mögte man oft heiße Thränen vergießen bei der Erinnerung, wie die angebohrne Güte und Liebe oft zu reich ist für dieses arme und herzlose Daseyn hier unten und wie das Edelste und Schönste oft verdirbt, weil es vor den Listen und Tücken der Erde nicht bestehen mag! O wie viele Menschen habe ich gesehen aus diesen Völkern, die gerade

untergingen, weil sie zu viel von dem hatten, wodurch der Mensch ein edleres und göttlicheres Wesen zu seyn geglaubt wird. Sie hätten Hunderte reich machen können mit ihrer Fülle, aber sie selbst mußten darin verderben, weil die Erde die Unermeßlichkeit von Liebe und Hingebung nicht trägt noch verträgt. — Dieses Zuviel des einzelnen Germanen, der sich eben in seiner Unermeßlichkeit und Unendlichkeit verliert, ist auch ein Zuviel des Volkes. Dies ist die große Tragödie der teutschen Geschichte, daß der Held und der Weise oft vom Hanswurst und Narren mit Hohngelächter von der Bühne gejaget wird; und das wird dann die Tragödie in der Tragödie, daß er mitlacht, als gelte es nicht ihm, sondern einem dritten. Es ist etwas Heiliges um diese Liebe und Hingebung, und ich will nimmer verspotten, was so viele herrliche Männer vor mir gelobt haben; es ist eine schöne Gabe Gottes, daß der teutsche Mensch alles vernehmen und verstehen, daß er alles Fremdeste und Fernste kennen, würdigen, sich zueignen, ja lieben will: wenn Erkenntniß und Liebe der größte Schatz geistiger Wesen ist, so mag der Teutsche wegen dieser schönen Neigung vor den meisten Völkern wohl glücklich gepriesen werden. Demuth und Bescheidenheit sind die Tugenden, welche das Christenthum vor vielen anderen lobt; es muß also auch dem Teutschen ein hohes Lob seyn, wenn Eitelkeit und Selbstgefälligkeit ihn nicht über die eigenen Mängel täuschen und gegen die Anerkennung fremder Vorzüge und Herrlichkeiten blenden. Das hat man auch gesagt, es zieme dem Mittelvolke Europa's,

das gleichsam die Ströme aller Gefühle und Geister, wohin sie immer rauschen, aufnehmen solle, daß es unseitig und in schroffer Eigenthümlichkeit und Besonderheit nicht abgeschlossen sey.

Alle diese Eigenschaften und das Lob, das sie verdienen, sind allerdings sehr fein und klingen noch feiner; aber schlecht ist es um ein Volk bestellt, wenn diese Güte und Liebe, diese alle Welt anerkennende und zu aller Welt sich hinneigende Demuth dahin gelangt, daß sie endlich das Eigene und Eigenthümliche gleichsam auch ausser sich nur empfindet und anerkennt. Da bleibt auch das Menschliche nicht stark und lebendig und das Volkliche wird gar schwächlich und ohnmächtig.

Wer wagt es zu leugnen, daß wir Teutsche da nicht waren, daß wir da noch nicht sind, wo ein Volk sorglos mit sich spielen lassen darf; und ich glaube, ein Volk darf nie mit sich spielen lassen. Eben weil wir mit unserer sorglosen Gutmüthigkeit immer das Fremde zuerst gesucht und anerkannt haben, sind wir zu lange der Spielball der Völker gewesen. Wir mangelten jener Geschlossenheit des Karakters und jener Gediegenheit des Willens, wodurch die Welt allein beherrscht und behauptet werden kann. Tüchtige Arbeit haben wir oft gethan, aber den gebührlichen Lohn haben wir nimmer dafür erhalten. Im Kriege sind wir zuweilen groß erschienen, da hat der nah liegende Zorn uns oft zu Männern gemacht; so wie aber die Früchte des Krieges gepflückt werden sollen, ist alle unsere Kraft und Festigkeit immer

wieder zerflossen, auch nach den herrlichsten Siegen sind wir fast immer als die Besiegten aus dem Kampfe der Listen und Verhandlungen geschieden.

„Aber, wird man sagen: guter Freund, diese Worte „treffen wie die Faust aufs Aug, diese Schwäche, die der „Teutsche also offenbart, dieses Zerfliessen seiner Kräfte, ja „diese Zerflossenheit seines Wesens wie kann die aus der „wenn gleich übertriebenen Annehmung und Anerkennung des „Fremden kommen? sie muß vielmehr, wenn sie ist, wie „du behauptest, tiefer stecken, sie muß in einer angebohrnen „Unbehülflichkeit und Ungewandtheit des Volkes liegen." — Dies könnte ich zum Theil zugestehen, und doch bleiben meine Worte wahr. Wir Teutsche haben viele gute und beglückende Eigenschaften, weswegen wir nicht wünschen können mit vielen andern Völkern zu tauschen, aber unsre Allheit und Allseitigkeit hat uns gegen das eigene Volk und Vaterland zu unseitig gemacht. Wir wollen die Eitelkeit nicht loben, womit einige Völker sich in allen Dingen für die ersten und einzigen hatten, aber soll eines von beiden seyn, so ist Einseitigkeit für ein Volk glücklicher als Unseitigkeit. Die guten Teutschen lieben und ehren ihr Vaterland auch, aber jene Liebe ist selten eine Gluth, jene Verehrung selten ein Stolz, die wo gilt zu handeln und zu helfen Tag und Nacht nicht rastet und ruhet. Wie viel weiß die rastlose Thätigkeit des Franzosen da zu erjagen, auch wo es am schlimmsten für ihn steht. Damit nun die Liebe des Vaterlandes diese Gluth und die Verehrung des Vater-

Landes dieser Stolz werde, muß das Fremde unter uns nothwendig mehr herunter und das Eigene mehr empor gebracht werden; ja wenn das Erste nicht anders zu vernichten ist, so müßen wir Krieg und Haß dagegen predigen, damit vertilgt werde, was unsre Tugend und Kraft überwuchert.

Es giebt viele Vortrefflichkeiten und der Gute soll sie alle lieben, aber wie? So, daß er die am innigsten liebt, der sich ganz hingiebt, welche er seinem Wesen die verbandteßten fühlt, durch welche er was Gutes in ihm ist erwecken und kräftigen kann. Mit Recht tadelt man den Mann, der sagt, er liebe sechs herrliche Frauen gleich sehr; man zweifelt endlich, ob er überall liebe: denn nach menschlicher Art müßte er eine vor allen, ja im tieferen Sinn allein lieben. Und also —

Ja selbst Herrlichkeiten und Trefflichkeiten kann ein fremdes Volk haben, die wir anerkennen, aber nicht immer nachahmen dürfen, weil wir vielleicht keine Anlage dazu haben. Das sollen wir erkennen. Ueberhaupt kann jedes Naturding — und Völker sind nicht bloß Geister sondern als Völker sind sie recht sehr Naturdinge — nur aus eigenem Lebenskeim ihres selbst gleich, d. h. tüchtig, gebildet und entwickelt werden. Man kann unmöglich alle Gestalten tragen, das Volk ist das tüchtigste, welches als Volk am meisten Eine Gestalt trägt.

Tugenden und Herrlichkeiten fremder Völker dürfen wir freilich nicht haßen — das wäre schändlich — aber Spielerei und Aefferei mit fremden Herrlichkeiten, die, wie sie

bei jenen sind, bei uns nicht werden können, sollen wir verachten. Wenn aber die Sitten und Neigungen eines fremden Volkes an ihnen selbst schon dumm und eitel und überhaupt der Art sind, daß sie uns von Grundaus verderben und alle unsre Kraft in Schwäche und unsre Wahrheit und Redlichkeit in Lüge und Tand zu verkehren drohen, dann dürfen wir dieses Schlechte und Eitle wohl hassen und diesen Haß predigen von den Thürmen und von den Dächern.

Druckfehler.

Seite 113 letzte Zeile für Bitten lies Sitten.
" 152 erste " " für fast l. fest.
" 169 16te " " für Friedrich l. Frankreich.
" 185 27te " " für mäßte l. mußte.
" 185 25te " " für erben l. werben.
" 287 zote " " für zerstreuen l. zerstören.

IX.

Fantasien zur Berichtigung der Urtheile über künftige teutsche Verfassungen. (Schluß.)

Eben so reich und mannigfaltig, wie die germanische Natur unter den warmen Sonnenstrahlen des Christenthums sich gleich Blumen in der Kunst entfaltet und ausgebreitet hatte, entwickelte sie sich in dem Leben und in dem Staate. Dieses Allgemeinbekannte darf hier nur mit einigen leichten Strichen angedeutet werden.

Wie den Germanen (lies nur die Römer — und merke!) von jeher die unsichtbaren Götter mehr gezogen haben, als die sichtbaren, wie er über alle Bilder und Scheine hinaus immer zu dem Bilde der Bilder und zu dem Scheine der Scheine emporgeflogen ist, wie die Idee sein rechtes Gebiet war von Anfang, so hat er auf Erden immer nach der höchsten Freiheit gestrebt, und thut dies bis diesen Tag; so daß er mehr als einmal auf dem Punkte gewesen ist, über diesem Streben nach der höchsten Freiheit die kleinere gar zu verlieren. Die höchste ist nemlich die menschliche Freiheit, die kleinere ist die politische Freiheit. Unselig ist das Volk, welches der politischen Freiheit mangelt, weil es dann auch die menschliche nicht behaupten mag; aber unseliger ist das Volk, welches kein Streben der menschlichen Freiheit hat, weil es nimmer eine große politische Freiheit haben kann;

Alle Völker ohne Ausnahme werden mehr durch Sitten und Gebräuche, als durch Geschichte und Gebot regiert. Je mehr ein Volk lebendige Sitten und Gebräuche hat, desto weniger bedarf es der Gesetze. In Hinsicht der Mannigfaltigkeit der Sitten und Gebräuche ist wohl kein Volk reicher gewesen, als eben die Teutschen. Dieser Theil unserer Geschichte, der für die Kunst, ja der für unser ganzes welthistorisches Leben von der größten Wichtigkeit wäre, ist noch fast wenig bearbeitet, und doch droht er vom Jahrzehend zu Jahrzehend immer mehr aus dem Gedächtnisse der Menschen und endlich auch aus der Wirklichkeit zu verschwinden. Zwar zeigen wir hier von allen Europäern noch heute den größten Reichthum und die größte Mannigfaltigkeit, aber von dem, was jetzt meistens vergangen und gewesen ist, können wir uns kaum noch ein dunkles Bild entwerfen. Zur Zeit jener großen germanischen Lebendigkeit, die von dem zwölften bis zum sechzehnten Jahrhundert herrschte und wo unsere fröhliche Kindheit von Millionen lieblicher Lenzesblumen duftete und blühete, war vielleicht in einzelnen Städten, wie z. B. in Nürnberg, Strasburg, Köln, eine so große Mannigfaltigkeit des Lebens, als jetzt in ganzen teutschen Staaten, die sich wohl groß dünken, nicht ist. Zuerst standen die Stände geschieden, die Fürsten, der hohe Adel, der kleine Adel, die Geschlechter, die Geistlichkeit mit allen ihren Stufen, die Bürger, die Bauern. Diese bildeten jede ihre besondere Art und Sitte, obgleich sie viele Einigungs- und Zusammenfliessungspunkte hatten. Die Bürger ausser dem,

was sie gemeinsam als einen großen und ehrenwerthen Stand unterschied, waren wieder in eine Menge besonderer Gesellschaften, Zünfte und Innungen zerspaltet, deren jede wieder ihre Besonderheiten und Eigenthümlichkeiten hatte und sie mit der größten Sorge behauptete und festhielt, weil sie sich selbst allein so behaupten und festhalten zu können meinte. Wenn man sich dies alles, wie es im Staate und Leben in einander und doch wieder in tausend Gegenstößen und Widerstreiten ausser einander und neben einander stand, recht lebendig vorstellen könnte in seinem lebendigen Wirken, Schaffen und Sein, so würde unser jetziges Leben uns fast arm und jämmerlich dünken in der Vergleichung mit jener Vergangenheit. Ausser dieser unendlichen Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der vielen Klassen und Gesellschaften, die damals in einer einzigen deutschen Stadt gesehen werden konnten, war aber noch eine sehr zahlreiche Fruchtschaar des Lebens, die keiner besondern Klasse und Gesellschaft angehörte, sondern wie die leichten Truppen und Springer und Plänkler eines Heeres hin und her hüpfte und flatterte und von dem Ganzen ein ungemein lustiges und buntes Vorbild gab. Ich spreche hier von den Luftspringern und Gauklern und Spielern aller Art, wovon, wie wir auf jeder Seite seiner Geschichte lesen können, das Mittelalter gewimmelt hat. Es war damals eine sehr weite Zeit: angestrengte Regierung war ungewohnt, stehende Heere kannte man nicht, das Reich war so mächtig, oder vielmehr die Nachbarn und

nen so schwach, daß keiner es von aussen antastete, Handel und Gewerbe blüheten überall. Da war Raum für eine Menge Sieger und Spieler und anmuthiger Faullenzer, die man in späteren Jahrhunderten überflüssige oder gar verderbliche Menschen hat nennen müssen; sie wurden von dem Ganzen mit getragen und ernähret, wie der reiche Frühling eine Menge Lerchen und Nachtigallen und Zeisige und Mienen und Schmetterlinge, ja auch Spatze und Mücken und Fliegen trägt und nährt als leichte Spieler seiner unendlichen Lust und Liebe. Diese leichte Irrischaar hat, wie man aus allen Kroniken Bildern und Liedern der vergangenen Zeiten sieht, das Leben derselben auf die lustigste und mannigfaltigste Weise geschmückt und verziert und der Zucht und dem Ernst der Sitten nicht geschadet. Später ist mit der Armuth die Grämlichkeit gekommen und eine sorgsame Polizei hat diesen bunten Harlekinsrock der Geselligkeit zerschnitten und die Fetzen davon in alle Winde gestreut: Das Volk hat seitdem lernen müssen sich mit Methode freuen und mit Ordnung spielen.

So stand das teutsche Leben in reicher Fülle ausgebreitet und mit tausend Blüthen und Blättern und Zweigen entfaltet und ineinander verwachsen; aber jeder Gau, jede Stadt, jedes Land, jeder Volksstamm hatten wieder seine besonderen Ordnungen, Arten und Weisen, obgleich Einiges dem ganzen Großen gemeinsam war, als das, was das teutsche Volk und seine allgemeinste Eigenthümlichkeit ausmachte. Aber ausser diesem Ebenüberhaupt, was in Sitten

und Gebräuchen zum Theil aus der groſſen Geſellſchaft hervorzieng, die man Stadt oder Staat nennt, haben die Teutſchen von jeher jeder ſein Verſchiedenes und Beſonderes behauptet und dargeſtellt, wodurch der Menſch immer über dem Bürger hinausgeht: d. h. ſie haben das Menſchliche vor dem Politiſchen geſchätzt, ſie haben immer nach der höchſten Freiheit getrachtet. Dies war gewiß in der Vergangenheit viel kräftiger und lebendiger als in der Gegenwart, aber auch jetzt bleibt dieſes löbliche Streben, das uns einſt den politiſchen Freiheit im ſchönſten Sinne würdig und empfänglich machen wird. Jeder Teutſche, der nicht ganz das Gepräge ſeiner edlen Abkunft verlaren hat, will auch noch für ſich ein Menſch ſeyn, für ſich ein Leben leben, er will als Menſch höher und freier leben, als er in dem in ſo vielen Hinſichten bindenden Staate kann. Dies iſt es, was ſie meinen, wann ſie ſagen, das teutſche Streben gehe vorzüglich dahin, ſeine Einzelheit (Individualität) auszubilden. Dies Streben iſt an ſich edel; aber es kann übertrieben werden, und der Menſch kann darüber den Sinn und das Streben für das Ganze verlieren, er kann zu wenig ein politiſcher Menſch werden. Wenn aber das groſſe Politiſche ſolche Menſchen faßt, ſo werden ſie deſto kräftiger und tüchtiger ſeyn im bürgerlichen und im politiſchen Leben, jemehr ſie haben, was über alles Geſetzte und Gebundene in ſtolzer Freiheit hinausfliegen will. Durch dieſen Sinn für die höchſte Freude des Daſeyns, für das Leben, was über alles bürgerliche und politiſche Leben hinausſchwebt, iſt das Leben teutſcher Men-

schen auch heute noch reich und mannigfaltig, so sehr es das bei dem armen und gespannten Zustande der Gegenwart seyn kann; es steht in dem Volke noch weit von allem einförmigen Chinesenthum, worin sich der lebendige Tod der Völker offenbart.

Die Mannigfaltigkeit des teutschen Staatslebens bedarf man wohl keinem zu beweisen, sie liegt ja, wie vielen däucht, noch heute vor aller Augen da als das Herrlichste, was der freie germanische Sinn aus sich heraus gebildet und geschaffen hat. Wer indessen nur obenhin die teutsche Geschichte studiert hat, wird nicht meinen, daß das Gegenwärtige dem Vergangenen noch gleich sey; nein es ist ihm kaum ähnlich. Jene unendliche Mannigfaltigkeit bürgerlicher Ordnungen und Gesellschaften, die im Mittelalter besonders in den Städten war, ist größtentheils von selbst verschwunden oder zerstört; mehr noch ist die reiche Verschiedenheit der weltlichen und geistlichen Hierarchie jener Zeit verschwunden. Was damals vom Kaiser bis zum Dorfschultheiß und vom Pabst bis zum Buchstabierlehrer, jedes auf seiner Stufe und in seiner Ehre, unter einander und auf einander stand und das ganze große Reich lang, hat sich in späterer Zeit immer mehr neben einander, in jüngster Zeit immer mehr gegen einander gestellt; was damals Glück war, ist Unglück, was damals Friede war, ist Zwietracht geworden. Das kann man nicht mehr reiche Mannigfaltigkeit nennen, was zu einzelnen todten Stücken aus einander gerissen da liegt, sondern was in einzelnen lebendigen Leben neben einander blühet und gedei-

det und doch durch ein gemeinsames höheres fast unsichtbares Leben gehalten wird. Unser Vaterland hatte sich in dieser Hinsicht entwickelt, wie alle Völker, die mit Keimen der Tugend und Freiheit begabt sind, sich in ihrer Kindheit entwickelt haben; und man kann diese Entwickelungsart eine natürliche Art an sich weder loben noch tadeln, sondern bloß das sagen, daß diejenigen Völker, welchen in früherer Zeit diese mannigfaltige Entwickelung fehlt, sehr einfache und arme Völker sind. Denn wo die Kindheit nicht in mannigfaltigen Gestalten spielt, da wird das spätere Alter durchaus keine feste und bleibende Gestalt des Volkes zeigen.

Diese bunte und vielfältige Entwickelung des deutschen politischen Lebens in der weltlichen und geistlichen Hierarchie unter dem Kaiser und Volke, diesen Reichthum der mancherlei Stufen und Ordnungen im Reiche von den größeren und kleineren Fürsten bis auf den untersten Freien haben die Leute der jetzigen Zeit, die ihre Begriffe und ihr Elend immer auf die vorhergegangenen Zeiten zurückführen, häufig den alten deutschen Staatenbund, die alte deutsche Vielherrschaft genannt; ganz mit Unrecht. Es war damals kein Bund von Staaten, es war Ein zusammengebundener Staat; es war keine Vielherrschaft, es war Ein Herr in jener Zeit. Damals war die Lehre noch allgemein, die bis in das sechzehnte Jahrhundert währte, daß die Fürsten die Lande von Kaiser und Reich hatten, daß sie ihre Würden vom Reiche geliehen trugen, daß sie Beamte des Reichs und Kaiserliche Majestät zu

Dienst und Huld verpflichtet waren; und so groß war die Majestät des kaiserlichen Namens, daß sie die wundersame Vielheit und Mannigfaltigkeit leidlich genug zusammenhielt und das Ganze in Ehre und Freiheit schirmte und schützte. Seitdem bei uns aber viele Herren genannt sind, ist die Herrschaft und Herrlichkeit Teutschlands hin gewesen; seitdem von einem Bundesstaat geredet ist, hat es kein Band mehr gegeben, das gebunden hat; und endlich wird kommen müssen, der die Bände aufbindet, aber die Ungebundenheit wird uns dahin bringen, daß endlich gar nicht mehr von einem teutschen Staate die Rede ist.

Ich habe oft gesagt und bessere Männer als ich haben gesagt und geklagt, daß unser jetziger Bund nichts zu binden und nirgends zusammenzuhalten scheint, daß die von vielen gepriesene Vielherrschaft ein entsetzliches Unglück Teutschlands ist. Dagegen rechnen sie uns denn immer eine Menge Vortheile und Herrlichkeiten auf, die daraus für uns entspringen sollen, vorzüglich in Hinsicht der Bildung und der Künste und Wissenschaften. Ich habe darauf anderswo geantwortet und mag nicht immer dasselbe wiederholen; doch in Hinsicht der Kunst des Mittelalters muß ich hier ein paar Worte sagen, welche die Gelegenheit mir ablockt.

Ich sage denn: nicht die Vielherrschaft, die gottlob damals nicht war, hat die Kunst im Mittelalter so groß und herrlich gemacht, sondern die Einherrschaft. Es war Ein Kaiser, der gewaltig herrschte und Reich und Lande schützte, so daß jeder in gebührlicher Freiheit und Wohlgemächlichkeit

im Reiche sein Leben führen und seine Kunst und sein Gewerbe treiben konnte; es waren noch nicht fünfzig und hundert Herren, deren jeder eine Herrschaft hielt und einen Staat führte, wie damals kein teutscher Kaiser, und die also das Mark des Landes für sich ausschöpften und ausschlürften. Nein die nährende Milch des Reiches floß allen teutschen Kindern und ward nicht von wenigen so verschlungen, daß alle übrige arme Bettler seyn mußten. Die reichen Städte, die damals unter dem Schirm des Reichs in glücklicher Freiheit blüheten, die vielen einzelnen reichen Männer, die an öffentliche Gebäude und Kirchen und Kunst und Wissenschaft etwas wenden konnten, das freie, fröhliche und von wenigen Zöllen und Abgaben geplagte Menschengeschlecht — dies, und nicht eine geträumte Vielherrschaft, die damals nicht war, hat die Kunst gepflegt und erhoben. Daß aber die jetzige verübte teutsche Vielherrschaft der Kunst und Wissenschaft im edlen und freien Sinn auf keine Weise förderlich seyn kann, läßt sich leicht weisen.

Erstlich das hohe Leben, das Leben, wo der Mensch sich durch Kühnheit der Ideen und Schöpfungen der Kunst mit den Göttern befreundet und unsterbliches sinnt und schafft, ist bei einem übertriebenen und überspannten Zustand eine platte Unmöglichkeit. Der Mensch kann nicht zu gleicher Zeit nach Brod schreien und mit den Olympiern Reigentänze aufführen.

Denn grade unsre Vielherrschaft zerstört hier alle Kunst in ihrem Keime. Die vielen Hofhaltungen, welche Teutsch-

land zählt, verschlingen alle Säfte und Kräfte des Landes für den äusserlichen Prunk und für die Unterhaltung des Staates, wie man es nennt. Jeder kleinste teutsche Staat, der vielleicht nicht viel über eine halbe Million Seelen zählt, hält jetzt ein stehendes Heer, hat Excellenzen, Minister, Gesandte, Generale, Marställe, Theater, und andere Herrlichkeiten. Da ist für die eigentliche Herrlichkeit nichts mehr übrig, sondern in dem Kleinen muß alles Große unrettbar untergehen. Wo die Menschen in ewig mühseliger Arbeit für die Kehrung der nächsten Noth mit zur Erde gebücktem Antlitz Staub einathmen müssen, da vergeht ihnen die Lust, himmlischen Aether einzuschlürfen.

Zweitens einzelne kümmerliche und zierliche Hofakademien machen keine Kunst und haben sie nie gemacht. Wir wollen annehmen, ja wir glauben, in den teutschen Menschen sey dieselbe Kunstanlage, die sie vor dreihundert und fünfhundert Jahren offenbart haben; wir wollen auch annehmen, die Kunstreichen von ihnen würden aus dem ganzen Volke zusammengesucht und mit recht königlicher Freigebigkeit unterhalten und ermuntert, ja auch die Vollendung großer Werke mit allem Geräthe und Stoff dazu wurde ihnen in die Hände gethan — sie würden doch nicht wirken und schaffen können, wie diejenigen wirkten und schufen, welche längst gestorben sind; höchstens anmuthige Bruchstücke würden sie liefern, Hindeutungen und Hinspielungen auf vergangene oder zukünftige Zeiten. Denn der Mensch ist kein solcher Gott, daß er eine ganze Welt der Schönheit

und Freude aus sich machen könnte, wann auf Erden nichts schön und wonnig ist; auch der edelste und reichstbegabte Sterbliche muß, wie er seine Zeit in Leiden und Thaten fühlt, sie auch in seinen Werken abdrücken. Damit große Künstler seyen, dazu muß ein lebenfrohes und thatenfrohes und auch in sinnlicher Wonne und Weide wimmelndes Menschengeschlecht seyn. Dieses frische und kräftige Leben war im Mittelalter, und darum war die Kunst kräftig und frisch und spiegelte die äusseren Scheine mit in den inneren Scheinen wieder, die freilich nicht aus dem Irdischen hervorblitzen sondern Lichter einer schöneren Welt sind. Macht uns nur einmal wieder ein freies, kriegerisches, wohllebendes und fröhlich athmendes und geniessendes Volk; schaffe uns nur einmal alle die Erbärmlichkeiten und Kleinigkeiten weg, wodurch unser Großes und Mächtiges mit tausend lilliputtischen Fäden bestrickt und gefesselt wird; erlöset uns nur einmal von äussern Druck und innerem Unfrieden, und gebt uns das hehre Gefühl eines großen und ganzen und glücklichen Volkes — kurz macht unser sinnliches Leben freudiger; unser sittliches Leben stolzer und unser politisches Leben majestätischer — so wird auch wieder die große Kunst in Herrlichkeit blühen; aber anders gewiß nicht. Die große geschichtliche Ansicht kann uns überhaupt nur retten bei der Erziehung des Menschengeschlechts und bei der Erziehung der Staaten, daß alles Große allein aus dem Volke ausgehen kann, und daß also dahin gearbeitet werden muß, daß es von dem Volke ausgehe.

, Mannigfaltig, bunt reich war also Leben und Staatswesen bei dem teutschen Volke und ist es zum Theil noch mehr, als bei den meisten andern Europäern, obgleich viele Blüthen desselben lange verwelkt sind. Doch dieses Leben, besonders das politische Leben, beschreiben wollen, wie es damals stand mit allen seinen verschiedenen Stufen und mit allen Einrichtungen und Verfassungen, die zwischen Sitte und Gesetzen in der Mitte schweben, wäre ein thörichtes Unterfangen, das weit über unsere Kräfte reicht. Wir haben gesagt, es war dies gewissermaßen Deutschlands Kindheit und in kindlicher Unschuld und Einbildungskraft habe das herrliche Volk damals gelebt und gewirkt und Großes gethan und geschaffen, ohne daß es damit etwas meinte. Wir müssen diese aber näher erklären, damit wir uns und andere nicht auf einen falschen Standpunkt setzen. Wir meinten jene Kindheit keineswegs als Kindheit des teutschen Volkes überhaupt, sondern als die Kindheit des christlichen teutschen Volkes. Viele Stufen der gesellschaftlichen Entwickelungen waren unsre Vorfahren schon durchgegangen, als sie das Christenthum empfingen. Dieses Christenthum — das dürfen wir ohne Uebermuth sagen — hat wohl kein reineres, edleres und bildbareres Volk empfangen, als die Teutschen. Sie haben sich ihm in voller Treue und Liebe hingegeben, und so sind sie in ihm wieder vollkommene Kinder geworden, und aus lauterer Kindlichkeit allein läßt sich das Leben und Wirken unseres Volkes vom neunten bis sechszehnten Jahrhundert erklären. So war im Ganzen auch das Regiment

bestellt, beides das weltliche und das geistliche, wie man sich etwa ein Kinderleben im höheren Sinn denken müßte, das gleichsam schon von Gesetzen gehalten und regiert suchte. Es war keine Regierung wie die eines fest bestimmten Staates, sondern mehr wie eine liebende Leitung und milde Vormundschaft, die man über Kinder führt. Was hier von den Teutschen gesagt ist, gilt von den meisten neueren durch das Christenthum beseligten Völkern, doch von allen am meisten von den Teutschen. Man kommt hiebei auf ganz eigene Gedanken von dem Christenthum und dem in ihm waltenden Geiste, wie dieses und dieser auf das gewirkt haben, was man die Regierung nennt oder das Staatspolitische in den Völkern. Oft leuchten mir diese Gedanken so hell durch die Seele, daß mir däucht, ich könne ihren rechten schweren Inhalt, mit vielen Erfahrungen belegt und bestätigt, sogleich einem jeden auch klar wiedergeben; denn aber, wenn ich sie eben zu fassen und darzustellen meine, hüllen sie sich wieder in Nacht und lassen kaum noch Schatten und Dämmerungen zurück. So geht es dem Menschen immer, wenn er das feinste und verhüllteste Leben erklären will. Was als Blitz hell aufleuchtet und einen ganzen Himmel voll Anschauungen vor den staunenden Blicken aufreißt, kann eben als Blitz nicht festgehalten und gezeigt werden. Doch will ich suchen anzudeuten, was mir in politischer Hinsicht von dem Christenthume und seinem Geiste erschienen ist. Die Geschichte will ja geglaubt werden wie alles höhere Leben und läßt sich so grob weder zeigen noch fassen, als die sie

uns geben, welche sie allein aus Urkunden graben und von Münzen und Tafeln ablesen. Wir erzählen erst ein wenig, und dann suchen wir die Schatten aus unserer magischen Laterne zu weisen, und müssen es billig einem jeden überlassen, wie er sie auf seine Weise mit Fleisch und Gebein ausstatten will.

Wir sprechen zuerst von einem Theile des körperlich gewordenen Christenthums, von der Kirche. Vor fünfundzwanzig Jahren war es Mode, nicht allein bei Protestanten, sondern auch bei allen aufgeklärt und von elenden Wahnen erlöst seyn wollenden Katholiken, die Herrschaft, welche die Kirche einst nicht bloß über die Völker, sondern auch über die Kaiser und Könige ausgeübt hat, fast durchaus als ein Werk des Truges und der Gewalt darzustellen und eitel Knechtschaft, Uebermuth und Aberglauben zu weisen, worunter sonst viele doch eine göttliche Kraft, die gewaltiger sey als Päbste und Bischöfe und Kardinäle, mitspielend und mitwirkend geglaubt hatten; man erklärte sich die Geschichte bloß als ein Menschenwerk, als ein Werk des Zufalls und der Willkühr, und da mußte es denn ganz natürlich geschehen, daß das Böse vor dem Guten, das Kleine vor dem Großen, und die List vor der Weisheit erschien. Kein Verständiger, des Glaubens er auch seyn mag, wird mir hadern, wenn ich sage, daß viele Hierarchen und Erzpriester weise und fromme und treffliche Leute gewesen sind, daß andere aber auch die Geschichte und ihre heiligen Ahne entehrt haben. So muß es ja bei allem Mensch-

lichen seyn, daß das Schlechte und Gute immer gemischt sind. Wir wissen alle, daß die alte Herrscherin der Welt Roma sich in der christlichen Hierarchie fast noch größer und gewaltiger gezeigt hat, als einst in der Theokratie der Patricier. So konnte der weiland römische Senat mit aller seiner uralten Klugheit und Weisheit nie die Welt umfassen und halten, wie der Papst und die Kardinäle und Erzbischöfe und Bischöfe sie umfaßt und gehalten haben. Und das ist bei der Unleugbarkeit, daß es wirklich so war, das Sonderbare dieser Erscheinung, daß die großen Gerüste und Geräthe der geistlichen Herrschaft, wodurch sie gestiftet und sechs bis sieben Jahrhunderte erhalten ward, in dem äußerlichen und sichtbaren Zusammenhange selten erscheinen, den man doch erwarten sollte bei einer Gewalt, welche beinahe einen ganzen Welttheil umfaßte. Wir dürfen also, wenn wir uns diese außerordentliche Erscheinung der Geschichte erklären wollen, nicht bloß bei dem Aeußerlichen stehen bleiben; bei den Personen und bei allem dem, was man persönliches Geräth und sichtbare Stützen und Hülfen der Herrschaft nennen kann, sondern in dem Innerlichen, in dem Unsichtbaren und Geistigen müssen wir die Erklärung suchen.

Es ist das schwerste Unternehmen, die großen Uebergänge in der Geschichte, die man neue oder andere Zeitalter nennt, zu erfassen und darzustellen. Diese Uebergänge, die äußerlich meistens als wilde und vulkanische Ausbrüche und Umwälzungen sich offenbaren, werden doch allein innerlich gemacht, und tief verborgen hat sich der große Geist, durch

den die waltenden und schaffenden Geister der Zeiten in Bewegung und Thätigkeit gesetzt werden, so tief hat er sich verborgen, daß wir sein geheimes Wollen und Wirken kaum andeuten können, geschweige denn zeigen. Denn was wissen wir denn von dem ungeheuren Uebergange der Zeiten, als das Christenthum das Heidenthum ablöste? Einzelne Uebergangspunkte, däucht es uns zuweilen, können wir zeigen; aber so wie das Ganze mit seiner unendlichen Verschiedenheit vor uns tritt, schwindelt unsern Blicken, wir thauen die weiten Klüfte, die dazwischen liegen, nirgends ausfüllen, und wir werfen uns endlich demüthig im Staube nieder und rufen aus: Herr, deine Weisheit ist mir zu tief und dein Geist ist mir zu mächtig, und ich kann sie nicht begreifen noch ergründen. Denn wer sagt uns, was es war, das so mit Einem Male, das so plötzlich, das in drei vier Jahrhunderten, die in der Geschichte einer Nachtwache gleich zu achten sind, das Menschengeschlecht mit allen seinen irdischen Freuden in den Himmel hinauf hob, der weit jenseits lag? das den Gefühlen und Gedanken dort über dem Sternen ein Daseyn befestigte, dessen Herrlichkeit der Glaube so sicher und gewiß machte, als hätten sie es schon wirklich besessen? was war es, das den Glauben so plötzlich über das Schauen, das unsichtbare Ueberschwängliche über das sichtbare und so süße Vergängliche mit der Gewalt der Herzen erhob, daß, wie von einem himmlischen Zauber getroffen, Millionen Sterblicher alles aufgaben, was sie hatten, um sie das zu ringen, was sie einst haben sollten? Diese plötz-

liche und gewaltige Herrschaft der Idee über die Wirklichkeit und des Himmels über die Erde sieht man wohl und bewundert man wohl, wann nun sie da ist, aber man kann sie nicht erklären.

Wir, die nach innigerer Betrachtung und Wägung der Geschichte glauben, daß menschliche Willkühr in ihr ungefähr so viel arbeitet und bestimmt, als das Graben des Maulwurfs und Kaninchens zur Bildung oder Zerstörung von Gebirgen oder zur Hervorbringung von Vulkanen thut, müssen glauben, daß, wann in Gott die Zeiten reif sind und eine große Verwandlung vorgehen soll, der neue Geist, der hinfort der waltende und bestimmende Geist des Lebens und der Geschichte seyn soll, in die Welt tritt und mit seinem mächtigen Athem alles so durchhaucht und durchströmt, daß das ganze Geschlecht dann anders anschauet, empfindet und begehrt, kurz, daß es durch einen höheren und unbegreiflichen Einfluß, durch eine Begeisterung Gottes, jenen Geist empfindet und glaubt, der es künftig leiten und regieren soll. So ist das Christenthum in die Welt getreten, als die Erfüllung der Zeiten da war, hat die ersten Jahrzehende wie ein stilles verborgenes Bächlein durch die Völker hingerieselt, und ist dann sein gewaltiger Strom geworden, der den Schutt der alten Welt und ihre Staaten und ihr Leben und ihre Empfindungen und Gedanken so hinweggespült hat, daß den Enkeln das, wornach ihre Väter gelebt und geglaubt hatten, kaum noch zuweilen im dunklen Wis-

dern aufdämmerte. Weil politische Betrachtungen uns auf diese Ansicht geführt haben, so halten wir das Heidenthum und Christenthum einmal gegen einander in ihren größten politischen Gegensätzen.

Das Reich des Heidenthums als ein politisches Reich war auf Stärke und Glück gegründet. Das Reich des Christenthums als ein politisches Reich sollte auf Milde und Gesinnung gegründet seyn. Wie der Heide das Leben in ganzer Frische und Fülle nahm und genoß und zu seiner größten irdischen Vollendung beide des Genusses und der Bildung gebrauchte, wie er selbst sein Mittelpunkt war, wie um ihn sich alles schloß und mit ihm sich alles abschloß, so brauchte er ohne Mitleid und Erbarmen alles Andere, was nächst um ihn oder unter ihm lag, gleichviel ob Menschen oder Sachen, nur als Geräth, nur als Mittel zu dieser Vollendung. Der Christ hingegen nach seiner Ansicht und nach seinem Glauben durfte so nicht in die Natur hineingreifen, am wenigsten in die lebendige Natur: er sah und ahndete allenthalben die Geister, er mußte diese Geister ehren, jeder Mensch war ihm ein Ebenbild Gottes, ein Mitbürger und Theilhaber des himmlischen Reiches wie er; er mußte vor der Strafe zittern, wann er ihn misbrauchte und als ein bloßes Geräth und Mittel zu seinen Zwecken behandelte. Man wird mir hier die große politische Tugend der Heiden einwerfen, die Hingebung der Römer und Griechen an das Ganze, den herrlichen Gehorsam gegen das Vaterland und gegen den Staat; aber dies ist nur ein scheinbarer Einwurf.

Auch ich bewundere, weil ich bewundern muß, die Größheit der alten Karaktere, auch mir werden die Aristiden und Timoleone und Quinctier und Manlier ewiger Lobe würdig dünken und solche, die wir unsern Jünglingen noch als Bürger zu Mustern aufstellen können; aber diese Großheit, diese politische Tugend, die auf der einen Seite so edel und herrlich war, stand auf der andern Seite doch auf Ungerechtigkeit und Schande, weil sie nur einen kleinen Theil der Menschen umfaßte und die übrigen wie verächtliches Gewürm in den Staub trat. Diese großartigen Staaten, wie Sparta, Rom und Athen, waren ihrem Wesen nach doch nur wie ein einzelner eigensüchtiger und sich als den Mittelpunkt der Welt betrachtender Mensch anzusehen; sie konnten sich in der größten Fülle des Daseyns, der Kraft, und der großen politischen Tugend ausbilden, weil die Mehrheit der übrigen Menschen um sie zu Thieren erniedrigt waren, welche das Gemeine für sie thun und die gemeinen Stoffe und Bedürfnisse des Lebens für sie wirken und herbeischaffen mußten. Das ist es, was ich oben sagte: Das Reich des Heidenthums war auf Stärke und Glück gegründet. Die große Freiheit der Heiden stand auf der scheußlichsten und grausamsten Sklaverei. Es hat in unsern Zeiten nicht an solchen gefehlt, welche Roms und Griechenlands Untergang mit den rührendsten Klagen gefeiert haben, — so sehr konnte die irdische Vollendung und Schönheit des Lebens sie bestechen und besticht so zuweilen auch uns, —

welchen das Christenthum und die christlichen Staaten nur als eine Albernheit und als alberne und kindische Proben erscheinen, die nun bald fünfzehnhundert Jahre gepfuscht haben, etwas der Ordnung eines Staates und einer Verfassung Aehnliches zu machen, denen es aber nimmer gelingen wird. Gibbon in seiner römischen Geschichte und Pauw in seinen wunderlichen historischen Betrachtungen über die alten und neuen Völker suchen das Heidenthum allenthalben groß, edel, frei und weise und das Christenthum klein, kriechend, sklavisch und in allen seinen Theilen unzusammenhangend und verworren zu zeigen. Sie behalten durchaus Recht bei denen, welche nur den Schein sehen und nicht in das Wesen eindringen wollen. Einmal das Heidenthum hatte seinen Kreislauf durchgelaufen; es war fertig, als Perikles, Epaminondas, Sophokles, Platon, Alexander und Phidias in Griechenland und als die Scipionen und Fabier in Italien blüheten; das Christenthum ist gottlob noch immer in der stillen und langsamen Fortbildung begriffen. Zweitens das Heidenthum, fest und irdisch in sich abgeschlossen und durch keine Triebe, die noch jenseits gingen, aus einander gezogen, zeigte äusserlich mehr Einstimmung und Zusammenhang, als das Christenthum, das reichere und geistigere, je zeigen wird. Drittens es hatte mehr Glanz, weil es alles auf Einen Punkt zusammenzog; es hatte mehr Stolz und Kühnheit, weil es nur sich und der Erde diente und das Ferne und Jenseitige mehr ahnete, als fürchtete; und das Große und Mächtige sowohl in der äus-

seren Darstellung als in der inneren Festigkeit und Majestät des Willens konnten die Fürsten des Volkes (die Helden, Weisen und Künstler) mehr behaupten und beweisen, weil die zarteren und milderen Triebe, die das Christenthum auch den trotzigsten und stolzesten Seelen eingehaucht hat, den harten Stahl ihrer Brüste selten zerschmelzten. So etwa bestand die Freiheit und Herrlichkeit der alten Welt und der alten Völker, wie wir es hie und da, freilich doch viel anders, auch unter den neuen Völkern gesehen haben; solche Völker waren die freien Bürger von Sparta und Kroton, wie wir etwa die herrschenden Geschlechter der Hochmögenden in Venedig und Bern gesehen haben: fünf, ja zuweilen zehen Sklaven auf jedes einzelne freie Haupt. Darum wollen wir nicht trauren, daß dieser Trotz vergangen und dieser Glanz verblichen ist, welche die Menschheit entwürdigten und Dreiviertel des Menschengeschlechts zu Thieren machten, damit das übrige Viertel im stolzen Uebermuth und in irdischer Vollendung sich den Göttern gleich träumen konnte, die doch auch nur irdische und den Vergänglichen Trieben und Bedürfnissen hingegebene Götter waren.

Das Christenthum zerbrach die Herrschaft, die sich allein auf Stärke und Glück gründete, und brachte das Gesetz der Liebe und Menschlichkeit auf die Erde; es war die Religion aller Menschen ohne Unterschied und erhob die Unterdrückten, Hülflosen und Unmündigen mit zu Bürgerrecht auf Erden. Der Olympus und Pindus, den die heidnischen Götter ihnen auf Erden gebaut hatten, standen hinfort öde, der Glanz und

Trotz der herrischen und fast göttergleichen Männer und Bürger mußte verschwinden, und, weil auch die Armen und Elendigen unter den Völkern zu Menschen geadelt waren, mußte die äussere Herrlichkeit der Staaten und der äussere schöne Schein des Lebens sich verkleinern, da die Würde mehr nach dem Inneren geschätzt werden sollte. Dies lag ganz in dem nothwendigen Geiste des Christenthums, und wenn gleich das Christenthum auch in seiner Art einmal hoch vollendete und trefflich gestaltete Staaten zeigen konnte, so konnte man doch vorhersagen, daß sie selbst nie den äusseren Glanz der Darstellung und daß ihre Menschen nie die stolze Abgeschlossenheit des Karakters haben würden, wodurch die Heiden sich auszeichneten. Ihre Stärke und Größe mußte durchaus anderer Art seyn. Das Christenthum hat seinen siegenden Einfluß früh offenbart. Es hat das Weib in seine Rechte eingesetzt, als die schönere und blühende Hälfte des Menschen; vorher schien es dem Manne nur als nothwendiges Geräth, nicht als Halbtheil des Daseyns zugegeben zu seyn. Bei den meisten Völkern ward es in strenger Abhängigkeit gehalten, bei vielen in Sklaverei, und wo es frei war, wie bei den Römern, wollte der heidnische Mann doch nichts weiter von ihm, als daß es seine Beischläferin, die Mutter des künftigen römischen Bürgers, höchstens sein tapferer und mit ihm für jedes Gefährliche und Stolze gerüsteter Freund seyn sollte. Das Musikalische und Blumige der weiblichen Natur, das Zartspielende und Ahndungsreiche hat das Heidenthum meistens vergraben als einen Schatz, den es nicht

gebrauchen konnte; erst das Christenthum hat dem Weibe seine Bestimmung geöffnet und seine Würde gegeben, und wie es den Kreis des Daseyns weit über diese Erde hinaus erweiterte, so hat es auch den Kreis dieses irdischen Lebens unendlich erweitert, weil es mit den entfalteten Blüthen der weiblichen Natur das Reich der Empfindung und Liebe in die Unendlichkeit ausgedehnt hat. Auf eben diese Weise stellte das Christenthum alles, welchem himmlische Seelen inwohnend gedacht wurden, unter seinen unmittelbaren Schutz; ihm war in der geistigen Ansicht und Würdigung des Menschengeschlechts der Krüppel so viel werth als der Held und der Bettler nicht geringer als der Kaiser. Das Heidenthum war durchaus nur eine irdische Aristokratie der Stärke und Gewalt gewesen, das Christenthum sollte eine Art himmlischer Demokratie auf Erden seyn, die Gleichheit der Seelen sollte auch eine größere politische und leibliche Gleichheit zur Folge haben. Dies ist freilich langsam geschehen, weil der irdische Trotz und die politische Ungerechtigkeit dieses erhabene Gesetz des Christenthums nie ganz ausführen lassen wird; aber wenn wir ohne Vorurtheile um uns sehen in der Geschichte, wenn uns der einzelne Glanz bei ungeheurem Elende und himmelschreiender Ungerechtigkeit nicht herrlicher däucht, als die darauf folgende unscheinbare christliche Mittelmässigkeit, so müssen wir gestehen, daß das Christenthum schon in den ersten christlichen Jahrhunderten für die Elenden und Sklaven ein Segen geworden ist. Wir können es aus so vielen Gesetzen der ersten christlichen Kaiser, wir können es

aus den Schriften der Kirchenväter und den Kanonen der Koncilien, wir können es aus den älteſten Urkunden und Kroniken der neuen Völker beweiſen, wie die neue Lehre der Liebe und Barmherzigkeit frühe ſchon der Schirm und Schutz der Hülfloſen und Verlaſſenen geworden iſt.

Nach dieſer Abſchweifung, die aber nicht fern von unſerm Pfade ging, komme ich auf das zurück, wovon ſie ausging, nemlich auf das wunderſame Geheimniß und die wunderſame Gewalt, die in dem ſogenannten Geiſt der Zeit liegt, in dem, was die groſſen Abſchnitte und Uebergänge, ja ich mögte ſagen Durchſchnitte der Geſchichte beherrſcht und bezeichnet. Ich meine dasjenige, was ſich bei dem Eintritt ſolcher bedeutender Epochen unſichtbar und von wenigen vernommen und begriffen plötzlich einſtellt und die Herzen und Köpfe der Menſchen regiert, ohne daß ſie wiſſen, woher es gekommen und was ihnen geſchehen iſt. So iſt es auch geweſen, als das Chriſtenthum in die Welt kam und in wenigen Jahrhunderten den Thron der Herrſchaft beſtieg. Ehe es noch allherrſchend und vorherrſchend war unter den Völkern, wehete ſchon ſein Geiſt über die Erde hin, ein ganz anderer Geiſt als der heidniſche. Der heidniſche Geiſt war ein bindender, zuſammenfließender und zuſammenziehender Geiſt; der chriſtliche Geiſt war ein löſender, aufſchließender und auseinander ziehender Geiſt. So ſtürzte denn die kühne und ſichere Haltung des alten heidniſchen Lebens mit den Tempeln und Bildern der alten Welt unaufhaltſam zuſammen, ja riß das letzte Band, das die alten Staaten gehalten

hatte inzwei, und das Leben und die Welt ging, so aus den Fugen, daß man glaubte, sie könnten nimmer wieder zu Ordnung und Gestalt zusammengefügt werden. So blieben sie auch lange liegen, und die Barbarenvölker, die nun das Christenthum annahmen, die man sich aber durchaus nicht als ganz rohe und halbwilde Völker zu denken hat, bildeten nun freilich neue Staaten auf den Trümmern des untergegangenen römischen Reiches; aber wie fern von jener festen und runden Gestalt, wozu die Staaten des heidnischen Alterthums fast in allen ihren Theilen abgeschlossen gewesen waren! Auch ist diese Ründung und Vollendung, die wir in den alten Staaten zum Theil mit Recht bewundern, bis jetzt wohl in keinem christlichen Staate erreicht worden, sondern die meisten christlichen Völker scheinen, wenn man sie mit den besten und fertigsten Staaten des Alterthums vergleichen will, nur noch Versuche und Proben gesellschaftlicher Vereine und Verfassungen gemacht zu haben. Man fragt sich bei dieser Erscheinung billig wohl, was das bedeutet, zumal wann es einem einfällt, daß es christliche Staaten giebt, die nun schon 1200 und 1300 Jahre bestanden haben.

Ich will sagen, wie mir dies erklärlich däucht; denn für etwas Anderes als Dünken möchte ich meine Ansicht nicht ausgeben.

Erstlich. Wir wissen nicht, durch wie viele Abstufungen, Verwandlungen und Verkleidungen das Heidenthum gegangen ist, ehe es auf die Stufe gelangte, die wir die Blüthe Griechenlands und Roms zu nennen pflegten; denn

wer zeigt uns die dunkeln Spuren, wo der göttliche Geist in der Urzeit durch die Geschichte hingewandelt ist?

Zweitens. Wir glauben, daß das Heidenthum alle seine verschiedenen Bahnen geschwinder durchlaufen müssen, als das Christenthum. Sein ganzer Kreis war enger, es stand fast bloß in dem Endlichen und Irdischen befangen und umschlossen. Das irdische Daseyn mit dem, was es von Geist in sich hat, sollte einmal in ganzer Tiefe durchgemessen werden; die irdische Schönheit und Freude und Wollust sollte ganz durchgenossen und dargestellt werden, damit den kommenden Geschlechtern ein so klares Bild davon bliebe, daß sie wüßten, wie weit auf diesem Wege zu gelangen sey. Dann mußte die weise Vorsehung das untergehen lassen, was nicht länger bleiben durfte, weil es bei aller seiner Vollendung und Schönheit doch nicht genug auf das Bleibende hinwies.

Drittens. Die Bahn des Christenthums ist unendlich weit, so weit und so allgemein und allumfassend, däucht mir, daß es hier unten wohl keine weitere geben kann. Seine Gewalt, welche die Erde an den Himmel lehnte und die irdischen Kräfte und Triebe durch die himmlischen zügeln lehrte, reichte in die Unermeßlichkeit hinaus und der menschliche Wille und das menschliche Streben verschwanden in ihr, wie das Sandkorn in dem Ocean verschwindet. Und weil sie so verschwanden mit ihrer Nichtigkeit und Ohnmacht, so mußten sie sich ihm ganz hingeben und jenen Stolz und jene Herrlichkeit des Lebens und Staates, die vormals waren,

die aber nun keinen Halt mehr hätten, als etwas Veraltetes, ja wohl als etwas Uebermüthiges und Verwerfliches hinsinken lassen. So stürzte alles Alte zusammen und der warme und liebende Geist des neuen Zeitalters wehete mit seinem himmlischen Hauche darüber hin und zündete neue Flammen, welche von der Erde bis zu den Sternen emporschlagen. Man kann sagen, die Welt ward nicht bloß mit neuem Geiste getränkt, sondern sie ward mit Geist getränkt.

Viertens. Dieser mächtige Geist des Christenthums, der nun der Weltgeist geworden war und nicht allein die wirklichen Christen, sondern auch die noch Heiden waren anhauchte, goß sich in unendlicher Fülle aus, der milde fromme und freundliche Tröster, den Christus bei seinem Scheiden von der Erde seinen trauernden Freunden und Jüngern versprochen hatte: und er ward von allen gefühlt und von den Reineren und Weiseren vernommen und von den Frommsten angenommen. Kaum waren ein paar Jahrhunderte vergangen, so war eine ganz andere Welt da, und es lebte ein viel geistigeres Geschlecht auf Erden, als in der blühendsten und glänzendsten Zeit des Heidenthums gelebt hatte. Dies wird mir jeder zugestehen, der die Dinge nicht nach dem Schein, sondern nach dem Wesen, nicht nach Einzelnen, sondern nach dem Ganzen beurtheilt. Freilich im Anfange des Christenthums und noch mehr, als die Barbarenvölker durch die Annahme desselben begnadigt wurden, war alles äusserlich sehr unvollkommen und gestaltlos, und viele, die an den Glanz Roms und Athens in ihrer schöneren Zeit und an die Perikles und Platone denken, werden über meine

Behauptung lächeln; aber ich bleibe dabei, daß sie wahr ist. Ich leugne einzelner Griechen und Römer hohe Bildung und Wissenschaft und geistige Tiefe keineswegs, weil ich sie nur mit Unvernunft leugnen könnte; aber das sage ich gradezu: den Gott der Christen haben auch die Tiefsten und Edelsten von ihnen nicht geahndet. Dieser war nun nicht bloß der Gott einzelner Weisen und Seher und Geweihten geworden, nein es war der Gott des Volkes, der allgemeine, der alliebende, der das ganze Menschengeschlecht in Liebe und Sinn und Glauben gleichwägende Gott. Nicht verstanden ward er — denn wie mag man Gott verstehen? — aber geglaubt ward er mit Freuden und vernommen ward er von der Menge; denn die starre und blanke Abgeschlossenheit des Heidenthums war gesprengt und das neue Leben, das ich ein sich ausdehnendes und erweiterndes, ein mit tausend sehnsüchtigen Zweigen und Blüthen zwischen Himmel und Erde wachsendes und blühendes Leben nennen mögte, fing nun an zu keimen. Dieses Leben, wie haltungslos und gestaltlos es äusserlich auch seyn und scheinen mogte, trug doch Jahrhunderte lang die christliche Welt, so mächtig war der waltende Geist, der drinnen reichlich das Gewicht gab, das draussen fehlte.

Und hier komme ich auf den Punkt zurück, von welchem alle diese einzelnen geschichtlichen Ansichten und leichten Gedankenspiele als eben so viele Strahlen ausgeschossen sind: auf die geistliche Hierarchie und auf ihre Herrschaft. Und hier kann ich nun noch einmal recht scharf den Gegensatz

des Heidenthums und des Christenthums zeigen in Hinsicht des Politischen oder in Hinsicht alles dessen, was man unter den Worten Gesetzgebung und Verfassung begreift.

Ich sagte oben, daß mir dünke und daß vielen Anderen gedäucht habe, das Christenthum habe noch gar keine vollendete Staaten gehabt, wie das Heidenthum uns deren mehrere gewiesen hat, es habe bisher in den meisten Ländern gleichsam nur Versuche und Proben zu Verfassungen gemacht. Dies kann man wohl mit vollem Rechte, mit einigen kleinen Ausnahmen, von den Ländern sagen, die manche Jahrhunderte vor allen übrigen an Glück, Reichthum, Macht, Kunst und Wissenschaft geblühet haben, z. B. von Italien und Teutschland. Man kann auch das sagen, es sey durchaus unmöglich gewesen, daß bei so wenig bestimmten und in ihren einzelnen Theilen ausgearbeiteten und in einander eingreifenden Verfassungen, als womit sich diese und andere europäische Länder viele Jahrhunderte recht leidlich, ja glücklich durchgeholfen haben, im Alterthum ein Staat fünf Jahre bestanden wäre. Wir fragen: warum wäre dies unmöglich gewesen?

Das Alterthum stand fast noch ganz innerhalb der leiblichen und irdischen Gefühle und Triebe, und hatte seinen Blick fast wenig von der Erde zu ferneren Regionen erhoben, ja es vergötterte den Leib und die Erde und die irdischen und leiblichen Triebe. Daher lag auch sein Recht, wie ich oben gesagt habe, in der Kraft und im Glücke, und nur ungeheure Frevel und brennende Missethat ließ es durch

gröſseren Zorn der Götter ahnden. Da nun die Menge durch wenige höhere und innerliche Geiſter und unbekannte Schrecken gehalten und gezügelt ward, da bei der Vergötterung der Leidenſchaften und Sündenloſigkeit der Triebe und ihrer Befriedigung die unſichtbare Gewalt mehr fehlte, ſo mußte für ſie die ſichtbare Gewalt eintreten und den Mangel der geiſtigen Herrſchaft durch eine faſt ganz leibliche Herrſchaft erſetzen. Wo das Auge wenig glaubte und ahndete, als was es ſah, da mußte das, was bei uns geiſtige Gewalt des Glaubens und des anerkennenden Gemüthes iſt, jenen Menſchen durchaus mehr äuſſerlich gezeigt werden, und äuſſerlich auch feſter verbunden und in einander verſchlungen ſeyn. Und in der That ſo war es. Das heidniſche Prieſterthum ſtand auf der einen Seite fern von dem Volke und hoch über dem Volke als eine geſchloſſene und innerliche Geſellſchaft, die tiefe Geheimniſſe und wunderbare Weihen vor demſelben voraus zu haben vorgab und vielleicht auch hatte. Auf der andern Seite trat es mit wunderſamen Schrecken unter die Menge und hielt ſie durch Furcht im Zügel, die ganz eine irdiſche Furcht genannt werden konnte. Die meiſten heidniſchen Prieſter waren im eigentlichen Sinn des Wortes Hexenmeiſter; ſie ſchreckten und bezauberten das Volk durch die verborgenen und geheimen Naturkräfte, ſie ſpielten ihnen mit den elementariſchen Geiſtern allerlei bunte Gaukeleien vor, und ängſteten ſie durch Deutungen auſſerordentlicher Erſcheinungen und Zeichen. Es trat das Geheime und Geiſtige jenes Menſchenalters durchaus leiblich

unter die Menge, so daß es halb gesehen ward. Auf diese Weise haben aristokratische Priesterorden in Theben und Memphis und Persepolis und Hetrurien und Latium viele Jahrhunderte gewaltig geherrscht. Auch die übrigen Staatsordnungen standen alle viel fester und leiblicher in einander gefügt, als in späteren christlichen Zeiten: weil sie unbändigere Kräfte mit irdischeren Mitteln zügeln sollten, so durften keine solche Lücken in den Verfassungen seyn, wie wir sie bei den Christen so häufig finden.

Das Christenthum aber, so wie sein beseelender Hauch die Welt und die Empfindung und den Glauben der Welt verwandelt hatte, fand allenthalben ein geistigeres, durch höhere Ahndungen und überirdische Schrecken gehaltenes Geschlecht. Denn das mögte man auch als einen großen Gegensatz des Heidenthums gegen das Christenthum hinstellen, daß die Schrecken desselben unterirdische Schrecken waren, die gewissermassen in den Tiefen der Erde hausten und wühlten, da der Christ hingegen den höchsten Geist und alle Geister auf die Sterne gesetzt hatte. Dieses neue Geschlecht war nicht durch die Einsicht — denn die kam sehr langsam — sondern durch die unsichtbare und unbekannte Kraft, die sich durch alles ergossen hatte, als die Luft des frischen und erquickten Lebens, bereitet, daß sie an viel loseren und weicheren Banden geführt werden konnten, als die Früheren. Die Wissenden und die Leitenden des Zeitalters waren freilich die Priester; aber ungeschichtlich und dumm ist die Ansicht, als ob List und Klugheit und für ihre Vortheile rechnende Habsucht und Herrschsucht das er-

funden hätten, wodurch Jahrhunderte lang die europäische Welt regiert und gehalten worden ist. Auch die christlichen Priester waren ja Menschen, von dem allgemeinen Geiste, der über die Welt ausgegossen war, ergriffene und durchdrungene Menschen; die Hierarchie, wie sie sich im Laufe der Zeiten äusserlich und leiblich entwickelt und gestaltet hat, war nur ein Abdruck des allgemeinen Lebens und Empfindens, und in so fern standen die Priester auch nur da, einer höheren und unsichtbaren Macht, die sie nicht begriffen, dienend. Dieses Abbild hat sich wie alles Wirklichlebendige aus innerer Nothwendigkeit gemacht. Freilich haben irdische Leidenschaften und menschliche Gebrechlichkeiten häufig das Ihrige hinzugethan: aber dies ist als das Zufällige und Willkührliche doch immer mehr an dem Aeusserlichen hangen geblieben. Das Innere war geistig und nicht leiblich, und wenig war übrig geblieben von jener leiblichen Hexenmeisterei, wodurch die heidnischen Priester die Völker beherrscht hatten. Denn das wollen wir nicht leugnen, daß, wie geistig der Sinn und das Leben des Ganzen auch war, doch nicht einige Aeusserlichkeiten aus der alten Zeit in die neue Zeit übergegangen waren. Die Hierarchie hatte allerdings ihr Aeusserliches und Leibliches, wie es alles haben muß, was für irdische und beschränkte Wesen gemacht ist, sie hatte ihren sichtbaren Dienst, ihre Ceremonien und Weisen, sie hatte ihre äusseren Satzungen und Verfassungen, sie hatte die Stufen und Ordnungen ihres Staates wohl abgemessen; aber sie hat dies nie für das Wesen erklärt, noch haben

die Völker dieß als das Wesen geglaubt und angebetet. Das war in dieser Lehre, was zu den Tiefen des Herzens wollte, weil es aus den Tiefen des Herzens hervorgequollen war, das Innerliche, das Geistige, das Ueberschwängliche; und, wenn auch alle Priester gemeine und auf die gemeinen Lüste der Erde hinschielende und hinlebende Menschen gewesen wären, dies hätten sie nicht auslöschen können, weil es das war, wodurch alle lebten, glaubten und empfanden. Auch haben die Priester selbst da, wo sie für gemeine Zwecke ihrer Herrschaft und nicht der Herrschaft Gottes gearbeitet haben, niemals wagen dürfen mit anderen Künste zu spielen als mit solchen, die dem innerlichen Geiste des Christenthums und dem unsichtbaren Leben droben verwandt wären. Man kann aus der Geschichte beweisen, daß es eine platte Unmöglichkeit gewesen wäre, daß durch das, was die Hierarchie von Aeusserlichkeiten und von äusserlichen Gesetzen hatte, von Rom bis Lissabon und Edinburg und Stockholm und Krakau geherrscht werden konnte; nein, durch den allgemeinen Geist, wovon die Völker getränkt waren, und durch die Anerkennung dieses Geistes, und überhaupt durch die Anerkennung einer geistigen Herrschaft auf Erden, ist geherrscht worden. Wo leicht gehorcht ward, da war das Herrschen auch leicht. Später, als sich aus dieser allgemeinen Geistigkeit, die das Christenthum in die Welt gebracht hatte, das Einzelne und Politische mehr entwickelt und ausgeschieden hatte, als das mündigere oder sich mündig wähnende Geschlecht selbst des Geistes reich und mächtig zu seyn und der geistigen und geistlichen Hand-

leiter in den äusseren Dingen sich nicht mehr so bedürftig glaubte, haben weder irdische noch überirdische Künste den Fall der geistlichen Vormundschaft und Oberherrschaft über Europa aufhalten können.

Durch geistigen Glauben und Anerkennung der Völker und durch linde und geistige Mittel trug die Hierarchie die Völker etwa tausend Jahre auf sanften Händen fort, und der Geist, wodurch sie gestaltet und geworden war, wirkte auch in den übrigen Menschen als das Waltende und Erhaltende und bändigte mit ihren äusseren Anstalten der Zucht und Busse die trotzigen und ungestümen Triebe und Gelüste besser, als bei den Heiden und Juden die zweckmässigsten und zusammenhangendsten Gesetze gekonnt hatten. Daher konnten im Mittelalter die bürgerlichen und politischen Gesetze und die Verfassungen überhaupt viel loser und unzusammenhangender seyn, als in der Heidenzeit, und die Völker konnten doch bestehen und die Staaten sich erhalten. Und wirklich war das so. Was den Verfassungen und Bürgerordnungen an Zusammenhang und Bündigkeit fehlte, das ergänzte jener Geist der Liebe und Freundlichkeit, jener Geist der Hoffnung und Geduld, der aus dem Christenthum wehete und athmete. Es war in ihm eine Bändigung und Zügelung des Rohen und Wilden, was in der menschlichen Natur liegt, deren der Schamanismus und die Hexenmeisterei der heidnischen Priester ermangelt hatten, und daher bedurfte das politische Band nicht so straff angezogen zu seyn. Es war, wann die physischen und irdischen Kräfte überschwellen

und alle Zucht und alles Maaß durchbrechen wollten, die Kirche da, welche mit dräuendem Ernst hinzutreten und den wüthenden und zerstörenden Sturm beschwören konnte. Aber ausser ihrer unmittelbaren Wirkung und ihrem unmittelbaren Hinzutritt hatte das Evangelium und sein menschlicher und freundlicher Geist schon ein Gesetz der Milde und des Erbarmens in die Welt gebracht, das den Uebermuth bändigte und den Frevel züchtigte und das ganze Menschengeschlecht als Kinder Eines Vaters, die zum Himmel und zu himmlischen Genüssen alle gleiche Vorrechte hätten, ansehen und lieben lehrte. Die stille Wirkung dieses evangelischen Gesetzes ist die mächtigste gewesen und hat die Elenden und Sklaven, die früher rechtlos geachtet waren, von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr zum Mitrechte nicht bloß an dem himmlischen, sondern auch an dem irdischen Reiche erhoben.

Die christlichen Staaten entwickelten sich denn unter den zarten und stillen Einflüssen der beseligenden Lehre des Evangeliums und wurden an den meistens sanften und oft kaum fühlbaren Zügeln der Kirche geleitet, welche das ergänzte, was ihren Verfassungen und Gesetzgebungen an Zusammenhang und Uebereinstimmung gebrach. Die Hader und Entzweiungen und Erschütterungen, welche bei politischen Entwickelungen nie ganz fehlen können, mußten freilich auch die christlichen Staaten erfahren und oft recht hart büssen, aber die milde Macht stand immer in der Nähe, welche die streitenden und im Zorne sich überwägenden und übermessenden

Kräfte wieder ins Gleichgewicht zu bringen strebte. In unserm Vaterlande, in Teutschland, wo die reinste, unschuldigste und jugendlichste Barbarenkraft die hehren Geister des Christenthums mit der unschuldigsten und empfänglichsten Liebe aufnehmen konnte, hatten sich Leben und Kunst mit der reinsten und blühendsten Mannigfaltigkeit entfaltet. In eben so reicher Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Arten und Gestalten bildeten und entwickelten sich die politischen Körper. Hier in der Mitte Europa's, hier in diesen Gegenden, welche viele Völker unseres Welttheiles als die Wiege ihres Stammes ansahen, offenbarte sich aber mitten in der vielgestaltigen Mannigfaltigkeit eine Mäßigkeit und Lindheit der Triebe und eine Milde und Heiterkeit der Geister, welche die politische Entwickelung der Gesellschaft viel sanfter und ruhiger führte, als Völker mit getrübten oder wilden Leidenschaften können. Die Teutschen zeigten auch hier die Anlage, die in der ältesten Geschichte an ihren Vätern gepriesen ist, die Anlage zur Treue und Redlichkeit in allen ihren Thaten und Verhandlungen. Treue und Redlichkeit aber sind die einzigen Halter und Bürgen freier und gerechter Verfassungen. Unser politisches Leben im Mittelalter war ein sehr frisches, muthiges, lebendiges und freies Leben; auch an Unruhen und Stürmen und Aufruhren hat es nicht gefehlt. Diese waren besonders in den Städten, wo sich die Herrlichkeit und Weidlichkeit des teutschen Volkes in jener Zeit am lustigsten und fröhlichsten bewegte. Aber angebohrner Sinn für Zucht und Gerechtigkeit und jener unbeschreibliche christliche Geist, welcher der Milderer und Erlöser der neuen Völker seyn

sollte, mässigten und schlichteten die zu große Kühnheit und Wildheit immer wieder zum Frieden. Teutschland hatte damals in seinen Städten einige blutige Aufruhre und Umwälzungen, aber gottlob mordische und banditische hat es nie gehabt, wie mehrere südliche Länder.

Die politischen Verfassungen und Gesetzgebungen jener Zeit also waren nirgends fertig und abgeschlossen, wie es im Heidenthume für ihren Bestand durchaus nothwendig gewesen war. Der Unzusammenhang und die Brüchigkeit und Löchrigkeit in ihnen ergänzte und füllte das unsichtbare und in allem Lebendigen wirkende und lebende und über alles Lebendige hinschwebende und waltende Gesetz, das ich nun so oft in so vielen Beziehungen genannt habe. Aber es waren noch andere Ergänzer und Ausfüller, welche ihrer Mangelhaftigkeit abhalfen, nemlich die Sitten und Gebräuche. Schon Tacitus sagt von unsern Altvordern, hei ihnen haben gute Sitten mehr vermogt, als anderswo gute Gesetze. Diesen Ausspruch des großen Römers konnte man im vollesten Sinne noch auf die Teutschen anwenden, von welchen hier gesprochen wird. Die Sitten und Gebräuche und das Herkommen hatten größere Gewalt bei ihnen, als geschriebene und von Herolden ausgerufene und in eherne Tafeln eingegrabene Gesetze. Hier war die teutsche Mannigfaltigkeit wieder die größte, wie ich oben schon erwähnt habe. Durch die Menge von besonderen Innungen, Zünften und Gesellschaften war jede Stadt wieder gleichsam eine Sammlung kleiner Staaten. Vielfach von einander abgehend und

vielfach wieder mit einander verbunden und in einander verflochten bestanden diese vielen Genossenschaften neben einander und fügten durch ihre eigenthümlichen Verhältnisse, Gebräuche und Ordnungen gleichsam das kleine Gerüst des größeren Staates zusammen. Doch die größte Herrschaft hiebei übte die Sitte und das Herkommen, das seit undenklichen Zeiten Gebräuchliche und Beliebte, ohne daß man eben immer seinen Ursprung anzugeben wußte. Glücklich ist das Volk, bei welchem es so zusteht; denn die Sitte und der Gebrauch ist der rechte Boden des Gesetzes, worauf es am sichersten ruht. Das sind aber die besten Gesetze, welche unmittelbar aus der Sitte und dem Gebrauch eines Volkes erwachsen scheinen; die schlechtesten sind diejenigen, welche Zufall und Gewalt aufdringen, ohne daß sie in dem Gemüthe des Volkes, dem sie aufgedrungen werden, eine Berührung oder Aehnlichkeit finden.

Auf diese Weise lebten die europäischen Völker und auch unsere Väter fort bis in das sechszehnte Jahrhundert hinein. Die Teutschen vorzüglich waren in so vielen Beziehungen nur noch frohen und gutmüthigen Kindern gleich, die sich von der Zeit und ihren Entwickelungen und Bestimmungen forttragen lassen, ohne daß sie wissen, was ihnen geschieht oder was die Zeit mit ihnen will. Sie hatten in fünf- sechshundert Jahren, so Großes gethan und gelitten, sie hatten in der Kunst so Großes und so Herrliches gewirkt und geschaffen, sie hatten die höchste Herrschaft des Christenthums, die Majestät des abendländischen Kaiserthums gegründet, sie hatten die Pracht und Schönheit der freiesten,

reichsten und gewerbsamsten Städte erbaut und geschmückt, und doch war dies alles, wie es schien, fast ohne ihr Zuthun, wenigstens ohne ihr Wissen geworden: es war wie jede kräftige Schöpfung der Natur und wie jedes höhere Gebild der Kunst so ganz natürlich geworden und gewachsen aus den Keimen, die ursprünglich in dem Volke lagen, und aus dem Triebe, womit das Christenthum als der große Weltbaumeister in diesen Keimen unsichtbar wirkte. Aber es kam eine andere Zeit, eine herbe und unselige Zeit, wo diese kindliche Unschuld des Volkes zum Bewußtseyn erwachen sollte. Der Anfang dieser Zeit war der Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, oder der Anfang der Reformation, welche durch neue Erscheinungen, Strebungen und Umwälzungen aller Völker, die ihr gleichzeitig und auf manche Weise verwandt waren, sich von selbst als der Eintritt einer Uebergangsepoche der Geschichte bezeichnete und deren tiefere welthistorische Bedeutung erst in unsern Tagen von Einigen begriffen ist. Nun als dem Menschengeschlechte die Augen geöffnet waren, hatten sie das Schicksal Adams und Eva's weiland nach dem Sündenfalle, sie dünkten sich klug, gewahrten aber auch mit Einem Male alle Mängel und Gebrechen ihres Zustandes; was sie sonst gehalten und getragen hatte, dem vertrauten sie nicht mehr, und zu unglücklich und ungeschickt waren sie doch auch, sich selbst neue Träger und Stützen zu finden. So hat unser teutsches Vaterland nun geschwankt in die dreihundert Jahre und ist immer schwächer, getheilter und gestaltloser geworden bis auf diesen Tag, den

wir unser Heute nennen. Es war ein sehr glückliches Land und ein sehr mächtiges Reich vom Jahr 970 bis zum Jahr 1600, also eine Zeit von 630 Jahren; es war im Wechsel von Glück und Unglück doch mehr ein unglückliches Land und ohnmächtiges Reich vom Jahr 1600 bis zum Jahre 1800, also eine Zeit von ungefähr 200 Jahren; es ist eines der unglücklichsten Länder gewesen vom Jahre 1800 bis zum Jahre 1813. Was jetzt aus ihm werden kann, nachdem Gott es wieder mit Sieg und Ehre erfrischt hat, wird von den Zeitgenossen sehr verschieden beurtheilt; doch daß es durch viele dunkle Ungewitter gehen muß, ehe sich sein Schicksal aufklärt, das können auch die Halbblinden schon sehen.

Ich habe das germanische Volk im Anfange dieser unserer Betrachtungen gepriesen, daß es so vielen ächten tüchtigen Grundstoff in die Epoche mit eingebracht hat, welche das Christenthum in der Geschichte und Bildung der Völker machte. Aus diesem fruchtbaren Urstoff, ich mögte sagen, aus dieser fruchtbaren Urerde sind alle die Herrlichkeiten und Mannigfaltigkeiten erwachsen und erblühet, deren wir uns bei dieser unserer Unterhaltung gefreuet haben. Die letzten Jahrhunderte, die in der Entwickelungsperiode der Zeit nothwendig, aber für das Menschengeschlecht, das darin lebte, nicht die lustigsten waren, haben meistens nur von dem Vermögen gezehrt, was die Väter gesammelt hatten, und das Eingebrachte ist wirklich größtentheils aufgezehrt worden. Ich will damit nicht sagen, daß nicht auch in ihnen ein Streben gewesen wäre, etwas Neues und Besseres zu ma-

chen — denn diese Behauptung wäre unsinnig — nein, sie sind sehr thätig gewesen, Altes wegzuräumen und Neues an dessen Stelle zu machen; aber es hat ihnen an Grund und Boden gefehlt, worauf sie hätten bauen können, und so ist das Meiste, was sie versucht und gemacht haben, entweder als ein Zeichen menschlicher Nichtigkeit einzeln und gestaltlos in der bodenlosen Luft hangen geblieben, oder wann es auch einen Boden zu haben schien, ist es bald wieder zusammengestürzt. Man kann sagen, wir haben die letzten Jahrhunderte so hingestützt, wie man mit Gebäuden thut, welche den Einsturz drohen, welche man aber aus beweglichen Ursachen, weil man an ihrer Stelle noch keine neue hat, nicht wegbrechen darf. Kurz, Stückwerk und Flickwerk im eigentlichen Sinne haben die Menschen in ihnen treiben müssen, und müssen sie zum Theil noch treiben. Wir sehen nun wohl endlich, wie wir daran sind und was uns noth thut; aber die Einsicht der Noth und des Mangels giebt noch nicht immer die Kraft und die Fähigkeit ihnen abzuhelfen. Wir Teutsche stehen gottlob noch da vor vielen andern kräftig und reisig, wir stehen da gleich edlen Bäumen, die tief in Felsen gewurzelt sind, aber deren Erde größtentheils abgespült ist. Wer soll nun die hüllende und wärmende Erde um die Wurzeln schütten, daß die Bäume wieder in alter Gedeihlichkeit wachsen können? Daß Menschen das nicht können, wissen wir aus der Geschichte und haben unsre Nachbarn, die Franzosen, diese fünfundzwanzig Jahre nun wohl genug gezeigt. Wir müssen uns in Demuth be-

scheiden, und erkennen, daß wir nicht alles können. Mir dünkt, daß die für unsere Geschichte und für so viele andere Völker Europas unerfreuliche Epoche, die mit der Reformation begann, ihrem Ende nahet. Wann dieses Ende da ist, dann ist auch der Anfang der neuen Zeit da, und dann wird auch der lebendigere Geist derselben da seyn, der Freude und Gedeihen und Verstand und Gesetz für alles bringen wird, wie die erste Epoche des Christenthums sie den Menschen unbewußt gebracht hat. Darin fehlen wir allein, welche jetzt leben, wenn wir in Verfassungen etwas wollen, das vollkommner ist, als wir selbst sind, oder wenn wir meinen, daß sogenannte vollkommenste Verfassungen uns auch gleichsam wider unsern Willen und wider unser Verdienst vollkommen und glücklich machen sollen. Der welthistorische Spruch wird doch wohl ziemlich wahr bleiben: Jedes Volk verdient den Grad von Freiheit oder Knechtschaft, den es eben hat, und keines kann mehr Glück haben, als es Tugend hat. Die Franzosen haben es anders gemeint; aber wie sind sie hingefahren mit ihren sogenannten freiesten und vollkommensten Verfassungen! und wie werden sie mit allen fernern Versuchen hinfahren! Denn wie mögte ein Volk, das meint der Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Treue entbehren zu können, Freiheit schaffen und bewahren?

Durch diese eben genannten Aussprüche der Geschichte und Erfahrung will ich keinesweges einem Fatalismus das Wort halten, der Despoten und Despotenknechten eine will-

kommene Lehre dünken könnte. Nein, wenn wir auch begreifen, daß es nicht gut um uns bestellt ist, und wenn wir auch einsehen, warum es so um uns bestellt ist, so dürfen wir die Forderung edler Gemüther nie aufgeben, daß alles immer besser und vollkommener werden soll, und daß jeder dahin arbeiten muß, daß es besser und vollkommener werde. Dieser Ausspruch soll uns nicht zu jener Faulheit ermahnen, welche die Hände in den Schooß legt und spricht: Gott wird uns zu seiner Zeit schon herausziehen aus dem Schlamm, worin wir stecken; sie soll uns nur erinnern, daß wir nicht auf einmal zu viel begehren und zu viel wollen, und dadurch nichts erlangen noch vollenden, sondern daß wir bei dem kühnsten Streben nach dem Besten und Vollkommensten immer das nächste Mögliche zu schaffen und zu erreichen suchen. Wir sollen unendlich streben wie Geister, aber wir sollen in ruhigem Gleichmaaße der Zeit und ihrer Verhältnisse arbeiten und wirken, wie beschränkte und auf dieser Erde eingebürgerte Menschen.

Durch die obigen Betrachtungen und durch die Winke, welche die Geschichte uns so bedeutend giebt, werden wir gleichsam genöthigt, uns die Frage noch einmal recht nah zu legen: Wo wir denn eigentlich jetzt stehen? und welche Epoche des Christenthums jetzt gelebt wird? Beide Fragen fallen ganz in einander und müssen also zugleich beantwortet werden.

Wo stehen wir? Ich meine: Wo stehen wir Teutsche jetzt? Sind wir ein erschöpftes, veraltetes, durchlichtetes und

durchgelebtes Volk, in welchem alles schon fein hell und klug geworden ist? oder ist noch fester und kräftiger Urstoff in uns, an welchem vielleicht noch ein paar Jahrtausende arbeiten können? Ich habe meine Ansicht oben gesagt und daß mir die Teutschen noch ein junges Volk dünken. Ich habe dort auch zu weisen gesucht, daß die Jugend oder das Alter der Völker nicht von den Jahrhunderten oder Jahrtausenden abhangt, und daß einige Völker durch Unglück und Zufall früh zum Greisesalter gelangen, andere Jahrtausende lang jung, ja noch Jahrtausende nach solchen, mit welchen sie zugleich in die Bahn traten, Kinder bleiben können. Die Germanen waren nach Art, Kraft und Sinn ein jugendliches und frisches Heidenvolk, als das Christenthum Herrscher der Welt ward. Dieses Christenthum in seiner stillen demüthigen und unscheinbaren Gestalt, wie es anfangs auftrat, und mit seinem frommen und gläubigen Sinn voll Hoffnung und Liebe führte alles Junge und Unverdorbene, was es fand, und was im Heidenthum vielleicht schon in den Jünglingsjahren blühete, wieder zur Kindheit zurück. Unsre Vorfahren, die Teutschen, die im Heidenthum wohl schon im kräftigen Jünglingsalter standen, wurden durch das Christenthum wieder Kinder, und gleich unschuldigen großen Kindern haben sie jene schönen Jahrhunderte durchspielt, die wir das Mittelalter nennen. Seit aber nun schon dreihundert Jahre ihre Kinderspiele zerstört und alle ihre bunten und lieblichen Kinderwahne zerstoben sind, haben sie sich, wie es zu geschehen pflegt, leider auch in kindischen Streichen erzeigt. Diese

pflegen jenen etwas wilden und liebloſen Jahren vorherzugehen, ja auch wohl mit in ſie hinein zu fallen, welche man mit einem etwas herben aber ganz paſſenden Ausdruck in der Erziehung die Schlingeljahre zu nennen pflegt. An der Gränze dieſer Schlingeljahre — verzeihe mir, edles Volk — wo allerlei Rohes, Wildes und auch Dummes mit unterzulaufen pflegt, däucht mir, ſtehen wir Teutſche jetzt: es iſt in unſerm jetzigen Weſen und Wirken ſo etwas von einer gewiſſen Knabenart und Knabenzeit. Wenn dies iſt, ſo haben wir unſre Hoffnungen noch weithin zu ſtellen und es liegt noch eine unermeßliche Ferne der ſchönſten Zukunft unſerer Geſchichte vor uns ausgebreitet. Wir dürfen alſo nicht ſo ängſtlich ſorgen, und fragen: Was wird morgen ſeyn? und was wird übermorgen werden? als wir wohl zuweilen thun, von dem Leide und der Noth des Augenblicks ergriffen, ſondern wir können das Verhängniß mit unſerm Volke immer noch ein wenig muthwillig das Würfelſpiel ſpielen laſſen; es wird doch die meiſten an Herrlichkeit und Tugend überleben, die es jetzt ſo halb ſchnöd und halb von oben anzuſehen wagen.

So ſcheint es mir nach einer geſchichtlichen Dämmerung, die ich keineswegs für Licht ausgebe in Hinſicht des Punktes, worauf wir als Volk jetzt grade ſtehen. Nicht auf dieſelbe Weiſe aber, wie wir unſre Anſchauungen und Gefühle über die Zeit ausſprechen, können wir ſagen, welche Epoche des Chriſtenthums jetzt gelebt wird. Ich habe oben angedeutet, wie mich dünke, daß das Chri-

stenthum unendlich langsamer als das Heidenthum die verschiedenen Stadien durchlaufen werde, durch welche es das menschliche Geschlecht führen soll. Ja es ist dieses Urtheil, das aber bloß als Urtheil der menschlichen Schwäche genommen werden soll, die sich ja durch Vergleichungen helfen muß, vielleicht etwas frech ausgesprochen. Uns, die wir als Christen im Christenthume leben, wenn gleich nicht in der glücklichsten und blühendsten christlichen Zeit, ziemt der Gedanke nicht, als wenn des Christenthums je ein Ende seyn, als wenn es seine verschiedenen Durchbildungen durch das Menschengeschlecht einmal vollenden und dann auch abtreten und etwas Anderem Platz machen könnte, wie ihm das Heidenthum gethan hat; uns muß seine Zeit keine andere dünken als der Name von Ewigkeit zu Ewigkeit. Aber als beschränkte Menschen, wenn wir das Unsrige und das Irdische an das Höchste und Geheime halten, was alle Dinge trägt und regiert, müssen wir wohl menschlich sprechen. Das Christenthum, welches lauter Hauche und Gefühle von den Sternen athmet, hat einen milden und heiteren Geist, welcher nicht gleich jenem irdisch heroischen Geiste des alten Heidenthums die irdische Fülle und Genüsse geschwind ausschlürft und dann von dannen fliegt, sondern welcher in stillen und linden Flammen in göttlicher Wonne des Erheiterns und Bildens vielleicht Jahrtausende an dem zehrt, was jener leidenschaftliche Geist des Heidenthums vielleicht in zehen Jahren aufgefressen hatte. Dies soll auch nur ein Gleichniß der irdischen Beschränktheit seyn. Ich will bloß eine Vor-

stellung geben, wie das heidnische und christliche Zeitmaaß nach dem ganz verschiedenen Wirken beider dunkel in meiner Seele erscheint. Von Perioden, Epochen, Anfang und Ende des Christenthums kann an sich ja gar nicht die Rede seyn. So himmlisch ist diese Lehre, so geistig ihre Kraft, so unendlich ihr Wirken, so tausendfaltig sind die Gestalten, die sie annehmen kann, so unergründlich ist ihre Liebe und so unermeßlich ihre Geduld, daß sie allein allen Völkern und Zeiten gerecht genannt werden kann. Von Epochen des Christenthums an sich, wenn es auch solche gäbe, könnte im göttlichen und englischen Verstande nur geredet werden, nicht in dem verdunkelten menschlichen; wenn wir hier von Epochen des Christenthums reden, so meinen wir das gleichsam körperliche Christenthum, die Christenheit nemlich, wie sie etwa in dieser Zeit den christlichen Geist äusserlich abspiegelt und uns in diesem äusserlich gezeigten Spiegel erlauschen läßt, was dahinter tief im Innern ist. Was erscheint denn nun darin?

Zuerst erscheint in den Menschen, die sich Christen nennen, daß diese Zeit keine lebendigste und blühendste Zeit des Christenthums ist, daß sie der hohen Begeisterung mangelt, wodurch der Geist allein sein innerlichstes und mächtigstes Walten offenbaren kann. Wenn ich hier so spreche, meine ich wie immer die Menge; denn was einzelne fromme und himmelsehnende Seelen in feurigen und von Gott entzündeten Busen bewahren, das kann man dem Ganzen ja nicht zurechnen. Das Ganze zeigt offenbar etwas Mattes, Laues

und Aufgelöstes, das nicht erfreulich ist. Wie dies geworden ist im Ablauf mehrerer Jahrhunderte, wie es vor einem halben Jahrhundert etwa am schlimmsten geworden ist, das wissen wir und brauchen es hier nicht zu wiederholen. Am schlimmsten war es vor etwa dreißig und zwanzig Jahren, zu der Zeit, als die französische große Umwälzung in ihrer Blüthe stand. In den letzten zehen Jahren, mitten in dem ärgsten Zwiespalt und Gedränge der Dinge, hat es offenbar angefangen besser zu werden; was uns einzelne zarte Lichtstreifen und Schimmer einer schöneren Zukunft verkündigen. Das Christenthum muß ja äusserlich auch ein Bild unseres politischen Zustandes abspiegeln. Je weiblicher und kühner ein Volk ist, desto höher und muthiger ehrt es Gott; der sklavische Sinn klimmt auch auf einer sehr morschen Leiter zum Himmel empor. Man sagt zwar: im Druck habe das Christenthum seine größte Herrlichkeit bewährt. Das mag wahr seyn, aber da haben die Gedrückten sich wenigstens nicht gedrückt gefühlt, sie haben dem Drucke Muth und Stolz entgegengesetzt; denn etwas ganz Anderes ist auch eine ecclesia pressa und ein populus pressus: eine gedrückte Kirche und ein gedrücktes Volk. Ich komme hier aber sogleich in einen Zirkel. Was in diesen jüngsten Tagen für die Freiheit und Ehre unseres Volkes Schönes und Glorreiches geschehen ist, dem hat ein Glaube untergelegen, der nur aus dem Christenthum quellen konnte, und die helleren Blitze einer schöneren christlichen Zukunft, die schon zuweilen aus der dunkeln Nacht leuchten, strahlen auch aus so

litischen und irdischen Hoffnungen für ein freieres und stolzeres Bürgerleben, das künftig seyn wird. Das innigste Leben und Fortbilden des Christenthums können wir nicht messen, wir können kaum hie und da Einzelnes im Glauben schauen und ahnden, und wie dies künftig hineinspielen und hineinstreben wird in die Unendlichkeit geistiger Entwickelungen, welcher Sterbliche mögte das verstehen? Das aber können wir aus der Idee eines ganzen Lebens vorhersagen, daß nicht eher wieder vollkommene christliche Staaten der Entwickelungsepoche, die uns die zweite däucht, seyn werden, als das Christenthum auch wieder äußerlich in einem freudigen und begeisterten Leben aufblühen wird. Wann dies seyn wird, wie dies geschehen wird, durch welche Begebenheiten und Menschen dieser glückliche Zustand herbeigeführt und vollendet werden wird, das kann keiner sagen.

Wir deuteten oben an, die letzten Jahrhunderte hätten von dem Kapitale der früheren gelebt und es beinahe aufgefressen, wir sagten, diese Jahrhunderte hätten sich nicht eben freudig und stark fortgetragen, sondern nur so hingestützt, wie etwa ein Lahmer oder Verwundeter auf Krücken thut. Und in der That so kommen sie uns vor, wenn wir sie mit den nächstvorhergehenden vergleichen. Doch hatte sich im stillen Ablauf der Zeiten durch die Geistigkeit, die ja das Wesen des Christenthums und also auch das Wesen der neuen Geschichte ist, eine Macht gebildet, die das Heidenthum und auch die ersten Jahrhunderte der Christenheit

wenig, ja fast gar nicht gekannt hatten. Ich meine hier die Macht, welche man die Meinung nennt. Jenes Geist, welcher über alle Welt ausgeströmt war und auch den Niedrigsten und Aermsten ein Ahnden und Vernehmen der himmlischen Dinge, wie es die ersten Weisen des Alterthums nie empfunden und vernommen hatten, in die Brust gehaucht hatte, jener lebendige und feurige Geist, der die wunderbare fünfhundert- und sechshundertjährige Herrschaft ohne Schwerdter und Heere möglich gemacht hatte, welche die Herrschaft der Kirche oder die Hierarchie genannt wird, hatte eben mit dieser eine zweite gewaltige politische Herrschaft gegründet, welche die Herrschaft der Meinung heißen kann. Diese Herrschaft erschien weniger, so lange die Hierarchie noch mehr in Ansehen und Stärke blühete; sie hat zugenommen in dem Maaße, wie jene abgenommen hat. Seit anderthalb Jahrhunderten hat sie eine so weitgreifende und waltende Wirksamkeit gehabt, daß man von einer europäischen Meinung hat sprechen können. Diese europäische Meinung mögte ich den weltlichen, den bloß politischen Pabst nennen; denn sie hat zu dem ganzen Europa seit Ludwig dem Vierzehnten ungefähr in dem Verhältnisse gestanden, in welchem weiland der Pabst und die Hierarchie zu Rom standen. Was diese Meinung eigentlich ist und wie sie wirkt und herrscht, das liesse sich freilich in tausend einzelnen Beispielen breit genug zeigen; aber dadurch würde ihr Wesen immer noch nicht klarer. Ihre ganze geistige Allmacht begreift nur derjenige, der den vollen Thron

der letzten Jahrhunderte mit ihren Begebenheiten und Entwickelungen im hohen Ueberblick vor seinen Augen hinrollen sieht. Diese Macht war immer groß, aber in dem letzten halben Jahrhunderte ist sie gewaltig gewesen, da sie beinahe die einzige Macht war, welche das immer mehr aufgelöste und aus einander fallende christliche Europa noch zusammenhielt. Um sich ihren Umfang und Umgriff deutlich zu machen, bedenke man nur, daß durch sie Lissabon und Moskau und Newyork und Konstantinopel näher verbunden sind und die gegenseitigen Bewegungen und Begebenheiten inniger mitempfinden, als vor vier fünfhundert Jahren Ländern und Völkern nicht geschah, die etwa dreissig vierzig Meilen von einander lagen. Dieser Meinung, diesem weltlichen und politischen Pabste Europa's, könnte man eben so viel Gutes und Schlimmes nachsagen, als man dem geistlichen Pabste zu seiner Zeit gethan hat. Und wirklich sind solche, die da meinen, es gebe nichts Verderblicheres und Gräulicheres, als diese europäische Meinung, und die Welt sey weit glücklicher gewesen, als man die Umwälzungen Schwedens etwa zehen Jahre, nachdem sie geschehen waren, in Köln und Lyon, und was in Moskau und Konstantinopel vorgefallen war, je alle fünfzig Jahre als ein altes Mährchen im Westen erzählen hörte. Ob diese Recht oder Unrecht haben, steht uns nicht zu zu entscheiden — genug diese Meinung ist eine aus dem Christenthume allmälig entwickelte geistige Gewalt und keine irdische Macht mag die Fluthen und Stürme

bändigen, womit sie über die Welt hinbrauset. Was Verderbliches und Verpestendes in ihr ist, dem kann man durch keine lastende Bezollungen oder gänzliche Einfuhrverbote ihrer gefährlichen Waare begegnen, sondern der Geist kann allein durch den Geist gebändigt werden. Da muß es heissen Gift gegen Gift und Spitze gegen Spitze; Man kann den Sturm nicht mit einem Zephyr niederstäuseln, man muß einen Sturm gegen ihn loslassen, der ihm gleichwiege oder ihn niederbrause. Gegen das, was seiner Natur nach das Freieste ist, vermag das Halbfreie nichts und und das Sklavische wird an ihm zum Gelächter. Wir haben das an genug Versuchen gesehen, welche Regierungen und Staatsminister und Erzpriester gegen diesen geistigsten und umfaßlichsten aller Dämonen gemacht haben; wir haben den Ausgang des glänzendsten neuen Versuches vor Augen, das Schicksal Bonapartens. Wer hatte mehr Mittel in der Hand, und wer hat sie thätiger und grausamer gebraucht als er, das geschäftige und geruhrige Ding, die europäische Meinung, welche, wie seine Helfer ihm sagten, seinen Entwürfen allgemeiner Herrschaft und allgemeiner Verfinsterung Europa's am meisten im Wege war, zu unterdrücken, ja wo möglich von dem Erdboden zu vertilgen? Wirklich brachte er, wie es schien, eine Art von Gegenbewegung zu Stande, wirklich schien die Stimme der Lüge, die in tausend Wiederlauten und Wiederhallen von den verschiedensten Seiten so unschuldig erklang, für Viele endlich fast eine Stimme der Wahrheit zu werden. Aber die Wenigen, welche diese

Gegenbewegung als nichtigen Wind und blauen Dunst vorbeirauschen ließen, schlossen sich in sich desto enger zusammen; die gepreßte öffentliche Meinung sammelte die Vulkane vieler edlen Gemüther, die einmal fürchterlich hervorbrechen sollten; die Lüge hatte nicht die Menschheit geblendet, sie hatte den Tyrannen und seine knechtischen Helfer und Schergen verblendet: sie kannten die Gewalt endlich nicht mehr, welche über sie und über das Zeitalter herrschte, sie hatten sich das einzige Licht ausgelöscht, das sie bei ihrem kühnen Unternehmen hätte leiten können, und die Verdunkelung und Lüge, womit sie die Welt zu fangen und zu beherrschen meinten, hatte endlich niemand verdunkelt und belogen, als sie selbst. Hätte Bonaparte das große Herz gehabt, die Meinung seiner Zeit zu verstehen, hätte er wagen dürfen durch ihre Herrschaft zu herrschen, er hätte der größte geschichtliche Name werden können. Nun ist er wie ein Wetterleuchten hingefahren und hat wie ein Feiger geendigt.

Diese Meinung und diejenigen, welche als ihre Führer genannt werden, die Schriftner, sind vielfach beschuldigt worden, daß sie die Völker ungebührlich aufrühren und daß sie die unglücklich bethörten häufig in die Lage bringen, worin sich der Pudel setzte, der seinen fetten Bissen, den er im Munde trug, fallen ließ, um nach dem Schatten desselben zu schnappen, den ihm der trügerische Spiegel des Baches größer und schimmernder zeigte, als der wirkliche war. Ich will diese Beschuldigung nicht ganz ablehnen, obgleich das, was die Meinung gewaltig macht und ihr sogar bei

der Menge Anerkennung gewinnt, doch gewiß etwas iſt, das aus den Federn von ein paar Dutzend politiſcher Schriftner nicht fliessen kann, ſondern aus einem andern verborgenen Strome fliessen muß, von welchem die Polizeiminiſter und Polizeiwächter grade gar nichts wiſſen und welchen ſie alſo auch weder zuſtopfen noch verſchütten können. Das allgemeine Geſchrei nach Freiheit und Gleichheit, das Geſchrei nach Verfaſſungen überhaupt, das ſich doch nicht allenthalben als Geſchrei eines wüſten Aufruhrs offenbart, ſondern an vielen Orten und bei den gehorſamen und guten Völkern als ein ſtilles Anrufen und ein beſcheidenes Bitten an die Herrſcher und an diejenigen, welche an der Herrſcher Stelle ſtnd, hat ſeinen Grund in einer wirklichen Noth gehabt und hat ihn noch bis dieſen Tag. Die Geſtalt der alten Staatsgebäude, die für ganz andere Zeiten und in ganz anderen Zuſtänden der Völker und unter ganz anderen Verhältniſſen der Welt aufgeführt waren, paßten für dieſe Zeit und für dieſes einem ganz verſchiedenen Weltalter entgegenſtrebende Geſchlecht gar nicht mehr; ſie waren auch meiſtens ſo abgenutzt und durchlöchert, daß ihnen auſſer dem Umſtande, daß ſie von den Völkern wenig mehr anerkannt wurden, in ihnen ſelbſt aller Halt fehlte. Ihre Unzulänglichkeit fühlten auch nicht allein die Beherrſchten, ſondern auch die Herrſcher, und ſo iſt ſchon ſeit ein paar Jahrhunderten immer an ihnen gebeſſert und geſtückelt worden. In unſern Tagen aber geſchieht den meiſten von ihnen das, was einem alten Rocke nothwendig einmal geſchehen muß, den

man lange mit Flicken und Stücken ganz zu halten gesucht hat: ihre unvermeidliche Zeit ist gekommen, sie reissen und fallen von allen Seiten aus einander und kein Meister wird die morschen und faulen Theile wieder zu einem lebendigen und kräftigen Ganzen zusammenfügen können.

In solchen Zeiten, welche für diejenigen, deren Leben grade in sie fällt, eben keine lustige Zeiten sind, mag man billig wohl klagen; aber verklagen sollten die verschiedenen Partheien, durch deren gegenseitige Wirkung und Drängung auf einander ein Staat hervorgebracht wird, einander nicht so bitter, als wohl häufig geschieht. Unrecht haben manche Geschichtschreiber und Politiker offenbar gehabt, wenn sie die allmälige Veraltung oder Aufhebung der ständischen Rechte, den allmäligen Untergang der Freiheit, die immer größer schwellende und immer schwerer drückende Sündfluth der stehenden Heere, unter welchen Europa sich fast zu Tode gestönt hat, und alle andere Willkühr in Gesetzgebung und Besteurung der Völker durchaus aus despotischer Hinterlist der Fürsten, aus einem langsam bereiteten und mit langsamer und besonnener Arglist fortgesponnenen Gewebe von falschen und tückischen Listen hervorgegangen geglaubt und so dargestellt haben, als wäre dies alles ein planmäßig bereitetes und vollendetes Werk der Herrscher und Minister gewesen. Wenn diese Meinung und Darstellung die richtige gewesen wäre, so hätte man auch nachweisen müssen, daß die Reihe kühner und durchgreifender Herrscher und fester und verschlagener Minister, die ein solches Werk von Geschlecht zu Ge-

schlecht einander in die Hände arbeiteten, viel größer gewesen sey, als man historisch wird darthun können. Nein, das weiset die Geschichte allerdings nach, wie ein einzelner gewaltiger und von Gott mit ungeheuren Eigenschaften begabter und gerüsteter Mann ein herrliches Staatsgebäude der Freiheit und Gesetzlichkeit zuweilen hat erschüttern, ja niederreissen können, und an solchen Erscheinungen fehlet es auch der neueren Geschichte nicht: aber was in den meisten Ländern Europa's, so ganz, Einen ebenen, ich mögte fast sagen schläfrigen, Schritt wie von selbst fortgegangen ist, was kaum getrieben und gestossen worden ist, sondern sich gleichsam selbst immer tiefer heruntergeschoben hat, von dem kann man nicht sagen, daß es ermordet ist, nein es ist des natürlichsten aller Tode verblichen, des Todes des Alters. Es lag allem der gemeinschaftliche Keim des Unterganges zum Grunde, eine fast allgemeine europäische Krankheit. Weil der Geist der letzten Zeiten ein abgelebter und matter Geist war, worin mehr die grübelnden als die handelnden, mehr die denkenden als die empfindenden Kräfte vorwalteten, so konnte das äussere Leben sich in stolzer Freiheit nicht behaupten, es war ein hohes und edles politisches Daseyn unmöglich. Wie die Luft nothwendig die leere Blase zusammendrückt, so haben die Regierungen ein durch keinen allgemeinen Sinn und durch keine lebendige Begeisterung getragenes und gestärktes Menschengeschlecht zusammendrücken müssen, sie haben, da sie keinen Widerstand fanden, immer willkührlicher werden müssen. Dies ist das, was ich oben sagte: ein jedes Volk sey der Lage

würdig, worin es sich eben befindet. Ungerecht war es aber, wenn man die Schuld, welche die Zeit oder das ganze Geschlecht tragen mußte, allein auf die Schultern der Fürsten und ihrer Freunde wälzte. — Eben so ungerecht sind nun aber auf der andern Seite diejenigen, welche in einer kleinen und engen Ansicht und Gesinnung, die sich noch wohl damit brüstet, als ob sie aus Fürstenrecht und für Fürstenmacht spreche, alles, was in einem Staate nun einmal ist und besteht, eben deswegen auch als etwas Bleibendes und Wohlbegründetes ansehen und ansprechen, und wenn man die Unzweckmässigkeit und Gemeinschädlichkeit davon ihnen auch sonnenklar zeigen könnte. Diese mögten nun eben wie jene Beschuldiger der Fürsten und Minister alles Geschrei und alle Klage, ja alles demüthige Bitten und Flehen der Zeitgenossen um gesetzmässige Verfassungen auch nur darstellen wie eine Tollheit und einen Wahnsinn, der seine Zeit zum Ausrasen haben müsse und dann schon vorübergehen werde, sie mögten es darstellen als ein Ding der Willkühr, von einigen heissen Köpfen gebohren oder gar von einigen verruchten und mit giftigen Plänen im Finstern schleichenden Böswichtern angestiftet, die, damit an sie und an den Pöbel die Herrschaft kommen könnte, alle Ordnung und alles Gesetz vertilgen und das arme Europa drüber und drunter werfen und schütten mögten. Diese, zum Theil recht brave und rechtliche Männer, welche aber blind in ihrer Zeit leben, weil sie die Vergangenheit nicht kennen und also auch die höhere Nothwendigkeit nicht erkennen, welche in diesem allge-

meinen europäischen Streben ist, sehen allenthalben nichts als Aufruhr und Gefahr, sie wittern auch da, wo von den natürlichsten und rechtmässigsten Forderungen und Bitten der Völker die Rede ist, nichts als verderbliche Anschläge gegen die Könige, und wollen das schöne Roß der Zeit, das, wie ihnen däucht, mit dem Reiter durchgegangen ist, mit einer Menge vergeblicher Hms und Prrs und Hohos wieder in den alten Stall zurücktreiben, und wollen nicht merken, daß den Stall ja an allen Enden Löcher hat, wodurch die Diebe eindringen und das Pferd stehlen, wenn es nicht so klug ist, sich selbst einen Stall zu suchen.

Wenn wir die Zeit, welche unsere Zeit ist, und ihre wunderbaren Zustände und Verhältnisse und dann die Geschwindigkeit ihrer Bewegung bedenken, so dürfen wir uns über die Verwirrung und den Zwiespalt der Meinungen nicht wundern, und daß Vielen in dem Getümmel die Köpfe rund gehen. Manche sagen ja, daß wir selbst nicht bloß ein Kopfverdreher, sondern auch oft einer mit von den Drehköpfen sind: und warum sollten wir uns auch besser glauben, als die Meisten. Es sind offenbar zwei Zeiten jetzt, nemlich die Reste der alten Zeit und die Anfänge der neuen Zeit. Für die meisten Menschen, wenn sie siebenzig und achtzig Jahre durchlebt hatten, hat es wohl von jeher zwei Zeiten gegeben, aber gewöhnlich doch mehr sanft und still in einander übergleitende, nicht so feindselig einander gegenüberstehende und auf Tod und Leben mit einander ringende Zeiten, als die jetzige Zeit ist. Die Anfänge der neuen Zeit,

die Vorhalle des künftigen Zeitalters, sind offenbar dasjenige, was jetzt lebendig ist und mit magnetischer Gewalt alle Geister in sich verschlungen hat. Die Reste der alten Zeit sind jetzt keine Zeit mehr; man könnte mit einem etwas seltsamen Ausdruck sagen: jene Zeit liege schon ausserhalb der Zeit. Wie nun jene Zeit ausserhalb unserer Zeit liegt, so stehen auch diejenigen, die noch immer in dem Todten und Vergangenen wandeln, als lebte es noch und wäre noch da, durchaus ausserhalb derselben. Diese Verblendeten mögten sie selbst nun gern vernichten als die Verführerin und Verderberin der Völker, sie mögten mit Knüppeln und Schwerdtern alle, die in sie hinein wollen, davon abhalten, und alle, die darin sind, herausjagen und mit Gewalt wieder in die alte glückselige zurücktreiben.

So steht und kämpft das Alte und Neue gegen einander und so muß es ja stehen und kämpfen, wenn überhaupt das Bessere und Gedeihlichere, was alle Gute hoffen, hervorkommen soll. Aus Streit der hadernden Kräfte und Elemente ist ja die Welt geworden, Streit und Hader, der göttliche Streit und Gegenstreit (Ἔρις καὶ Ἀντερις) in Liebe und Haß der Naturen, ist ja das Geheimniß aller Schöpfung und Zeugung; wie sollte denn die höchste und vollendetste Gestalt des äusseren Lebens, wie sollte die politische Gesellschaft, der Staat, ohne allen Hader und Kampf sich einigen und bilden können? Nein dies kann er nicht. Wir hoffen aber, daß dieser Streit in unserm Vaterlande nimmer ein blutiger Streit werden wird, sondern daß die

Teutschen durch Mäßigkeit und Festigkeit gesetzliche Verfassungen verdienen werden, die durch blutige Umwälzungen zuweilen erworben, nimmer durch sie behauptet werden können. Aber weil hier auf Erden ohne Kampf und Mühe nichts gewonnen wird und auch nichts gewonnen werden soll, so sollen wir auch nicht verlangen, daß das Größte und Herrlichste, was einem Volke zu Theil werden kann, eine feste Verfassung und eine auf Gesetzen gegründete Freiheit, in zwei, drei Jahren fertig seyn soll. Das, wovon die Geschichte lehet, daß, wenn es daurend seyn soll, es sich durch vielfache Streite und Kämpfe hindurch oft nur in Jahrhunderten gestalten und entwickeln kann, müssen wir ernste und verständige Teutsche nicht mit französischer Leichtigkeit und Leichtfertigkeit machen und vollenden wollen. Leicht gewonnen leicht zerronnen ist ein Spruch, der hier und für alles Uebrige in der Welt gilt. Zu Papier ist die Weisheit leicht zu bringen; aber wehe ihr, wenn sie nichts weiter hat als die papierne Festigkeit und was man von der leichten Last der Eidschwüre und Siegel noch weiter daran hängen kann! Denn das zeugt die Geschichte, deren Zeugniß hier das gültigste ist, daß nur das eine rechte Verfassung ist und Leben und Bestätigung in ihr selbst hat, welche nicht gemacht, sondern welche gewachsen ist, d. h. welche gleichsam wie ein natürliches Gewächs aus dem Willen und den Neigungen und Bedürfnissen eines Volks hervorgegangen ist. Solche Entwickelungen gehen freilich nicht gleich den Entwickelungen eines aufgerollten Pergaments,

welches, wenn man es ein paar Mal nach der entgegengesetzten Seite umgerollt hat, sogleich die gehorsame Neigung zeigt, sich dahin zu krümmen. Verfassungen, die ein Ausschuß eines Jakobinerklubs oder ein Ministerbefehl in drei bis sechs Wochen fertigt, halten gleich den Pergamentrollen die Gestalt; eine andere Hand kommt darüber, drehet sie ein paar Mal anders um, und sie sind gewesen.

Wir wollen also, wenn es mit unsern Verfassungen, die man jetzt in Teutschland zu gründen versuchen mögte, nicht so geschwind geht, als die meisten Hoffnungen es wünschen, weder trauren noch schelten; noch wollen wir uns einbilden, daß alles sogleich vollkommen werden und daß alle Erwartungen sogleich befriedigt werden können. Dies ist durchaus unmöglich: nicht die besseren Verfassungen selbst können in zehen, ja noch in dreißig und vierzig Jahren nicht fertig sondern nur der Grund zu ihnen kann jetzt fürs Erste gelegt werden, worauf der übrige Bau sich vielleicht in einigen Menschenaltern vollenden und ausführen mag. Dies ist der Gang der Natur, den uns auch die Erfahrung vorzeichnet, der Gang, den alles Menschliche und Irdische gehen muß, wenn es nicht gleich in der Geburt sterben soll. Wir wollen auch nicht schelten auf diejenigen, welche Hindernisse bringen und Widerstand entgegen setzen; sie sind wohl die Nothwendigsten, damit etwas Tüchtiges werde. Denn was sich nicht durch Hindernisse durcharbeiten und den Widerstand nicht überwinden kann, das mag eben so gut gar nicht ins Leben kommen. Es wird doch nur dem schwäch-

chen und zwei Minuten lebenden Küchlein gleich seyn, dem man die Schale zerbrechen muß, damit es aus dem Ei kriechen und dann sein bischen Leben auspiepen könne. Denn was das Volk nicht mitten in allen Gefahren und Schwierigkeiten durch eigene Kraft und Tugend erschaffen kann, das bleibt doch immer ein Nichts. Darum sage ich zum dritten Male: Jedes Volk verdient die Lage, worin es ist. —

Darauf sey man also gefaßt, daß bei den neuen Verfassungen nicht allein die Fürsten und Minister gegendrücken werden, was sie als eine nothwendige Gegenkraft ihrer Natur nach müssen, sondern auch alle die, welche mit einer seltsamen Täuschung immer noch in der alten Zeit zu stehen meinen, und am allermeisten die Beamten, welche, in den alten Verhältnissen und Formen erzogen und durch den Dienst in ihnen eingeschult, dies Neue größtentheils verabscheuen, welches ihren Vorurtheilen und Ansichten oft viel mehr als ihren Vortheilen entgegen ist. Daß diesem wirklich also sey, davon hat man ja der Proben genug, und ihre Gegenwirkung wird von dem Volke leider immer mit Unrecht dem Herrscher und der Regierung mit zur Last geschrieben.

Dies sind Schwierigkeiten, die sich bei allem Neuen, was der Mensch zu machen unternimmt, finden werden und finden müssen, vor allem aber bei einer so großen Sache als der Entwurf und die Begründung neuer Verfassungen ist. Aber es ist noch Eines, was die Teutschen wohl bedenken sollen, wenn sie sich in ihren Hoffnungen nicht übermessen wollen, nemlich der Zustand und die ganze Lage des teutschen

Reiches und der vielen einzelnen in demselben begriffenen Staaten.

Teutschland war vormals als Reich ein organisches und in sich abgeschlossenes Ganzes, welches die meisten Bedingungen eines frischen und selbstständigen Lebens in Freude und Freiheit erfüllen konnte. Es hat aufgehört dies zu seyn, seitdem die Vielherrschaft der Fürsten in ihm sich ausbildete und seitdem dadurch Staaten im Staate entstanden sind. Jetzt liegt es zerspaltet und zerrissen da, sein altes Unglück und seine alte Blöße ganz aufgedeckt, und alle Kräfte und Strebungen der Regierungen mit einander streitend und gegen einander strebend; so daß kaum ein Engel vom Himmel, der mit aller Weisheit und Liebe es zu binden und zu heilen herabkäme, das Zerrissene zu einem kräftigen Ganzen machen könnte. Bei der Zerrissenheit des Reiches, wodurch die Entwickelung seines natürlichen Wachsens und Fortwachsens gehemmt und die volle lebendige Organisation desselben durchaus unmöglich ist, kann Teutschland eine so vollkommene Verfassung und Verwaltung nicht haben, als Länder, die zu einem natürlichen Ganzen ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß mit allen ihren Theilen verbunden sind, wie England, Schweden, Spanien, Frankreich. Wir werden uns einstweilen, bis es besser wird und bis die zerrissenen Theile des Vaterlandes wieder mehr zur Einheit zusammenverbunden werden, mit dem begnügen müssen, was nach den Umständen möglich ist: wir dürfen und können nichts Vollkommenes erwarten.

In der That sind die einzelnen teutschen Staaten, auch die gern etwas Besseres und Tüchtigeres machen wollten, bei ihrem Verhältnisse mit den teutschen Nachbarstaaten grade in der Lage, worin der Bauer einer großen Dorfschaft sich befindet, dessen Aecker vielleicht an zehen und zwanzig verschiedenen Stellen mit den Aeckern der Nachbarn in einzelnen Schichten unter einander liegen. Wenn dieser Bauer sich auch durch Fleiß, Kenntnisse und Nachdenken vor allen seinen Nachbarn auszeichnet, wenn er auch gern eine bessere Ackerwirthschaft, als worin ihr alter Schlendrian rundgeht, triebe und nach seinen Einsichten treiben könnte, so kann er doch eben nicht viel besser wirthschaften als sie, weil seine Ackerstücke so unter den ihrigen verstreut liegen, daß ihre Zeit und Art eben auch seine Zeit und Art seyn muß, ja daß er sogar ihre Fehler mitmachen muß, damit er nur etwas Nutzen aus seinen Grundstücken ziehe. Die Vergleichung ist die allerpassendste auf unser Vaterland und auf seine Zerstückelung unter die vielen Fürsten und Regierungen. Man wird sie bei näherer Untersuchung bis auf die allerkleinsten Punkte bestätigt finden nicht allein in der großen Gesetzgebung, sondern in der ganzen Verwaltung und Polizei des Vaterlandes, wenn man von Zöllen und Hochstraßen und Durchgangsgeldern und Ausfuhr- und Einfuhrverboten anfängt und bis zu den höchsten Zweigen der Gesetzgebung hinaufsteigt. Es ist keine Uebereinstimmung, Ebenmäßigkeit und Vollkommenheit möglich, wo das aus einander gerissen und von zwanzig Herren nach ihren Launen und Bedürfnissen

ganz verschieden regiert und verwaltet ist, was seiner Natur nach als ein organisches Ganzes von Einem Geiste durchdrungen und gelenket und von Einem Herrscherarm gehalten werden sollte. Da ist es wie in einer unvollkommenen und schlechten Dorfgemeinheit der Aecker und Triften, wo die unnatürlichen und gezwungenen Verhältnisse einen jeden zu einer mangelhaften Wirthschaft verdammen. Auch die teutschen Fürsten, die das Beste versprechen und wirklich mit treuem Herzen das Beste wollen, können nur Halbes und Mittelmässiges leisten, weil sie ja nicht von ihrem Willen allein, sondern noch von fünf sechs, ja wohl zuweilen von fünfzehn und sechszehn um sie her waltenden Willen abhangen.

Das Vollkommene also, was glückliche und ganze Völker in Hinsicht der großen politischen Gesetzgebung und Einrichtung bei ihnen machen und begründen können, müssen wir auf jene Zeit verschieben, wo Gott und die Noth und die Liebe und Frommheit unserer Nachkommen das ganze Teutschland wieder einigen und die unselige Vielherrschaft beschränken, die von Tage zu Tage sich immer mehr als unser brennendstes Unglück offenbart, das uns im Glücke um den Preis unserer Siege betrügt und bei Unfällen und Niederlagen zur Dreschtenne und zum Nothstall aller Völker der Welt erniedrigt. Die hohen und englischen Gedanken, ich meine Gedanken von Verfassungen gleich der englischen, ja selbst gleich der schwedischen, und gleich der französischen, wenn die Franzosen sie behaupten können, müssen wir fahren lassen;

die schicken sich nicht für uns. Auch soll man ja nicht denken auf künstliche Gerüste und Getriebe, die einander trügen und bewegten in der Verfassung, auf ein stolzes Gleichgewicht auf einander drückender und die Freiheit und Gerechtigkeit als den Aussprung ihrer Bewegungen hervorwippender Kräfte, noch auf andere ähnliche Herrlichkeiten. Das ist ja thörigt, weil der Stoff bei uns dazu fehlt, weil der teutsche Zuschnitt dazu verdorben ist. Wir sollen jetzt nur das machen und verlangen, was wir machen können und verlangen dürfen, und das mögte sich etwa auf folgende einfache Grundlagen einschränken, auf welchen der weitere Bau dann ihnen gemäß ausgeführt werden kann. Wir müssen es alles nur als Vorbereitungen und Vorarbeiten betrachten für eine unserer Entwickelung vielleicht günstigere Zukunft.

Es werden über ganz Teutschland die vormaligen Landstände wieder eingeführt, und zwar wie sie in den bestеingerichteten Landen teutschen Volkes vormals gewesen sind, nicht, wie hie und da vielleicht einzelne Fürsten und einzelne Klassen des Volks es wohl mögten, die Landstände des sogenannten letzten Gebrauchs, wo manche Lande für drei vier Klassen, die nach natürlicher Eintheilung das Volk darstellen und vertreten sollten, aus einer einzigen oder aus anderthalb Klassen desselben ihre sogenannten Stände wählen mögten.

Die Hauptklassen, aus welchen die Volksvertreter hervorgehen, sind 1) der Adel, 2) die Bürger, 3) die Bauern, 4) die Priester, wo sie bedeutenden Landbesitz haben, nach einigen Ansichten vielleicht auch der Ehre und Würde des erhabenen Standes wegen.

Diese Landstände rathschlagen mit dem Fürsten und nehmen Theil an der Gesetzgebung, so daß kein neues Gesetz gegeben werden mag, daß es ihnen nicht mitgetheilt und von ihnen anerkannt werde.

Sie bewilligen die nothwendigen Steuren und Abgaben und ihnen wird über deren Verwendung von der Regierung Rechenschaft abgelegt.

Sie haben das Recht, Bitten und Vorschläge neuer Gesetze, die ihnen nöthig dünken, an den Herrscher zu bringen, auch Bitten bei ihm einzulegen wegen einschleichender Misbräuche der Polizei und Verwaltung.

Damit die Verfassung geheiligt und die gebührliche Freiheit eines jeden Bürgers geschirmt sey, ist

1) Die Person des Herrschers heilig und unverletzlich, er wird vorausgesetzt als so mit dem Gesetze Eins, daß er gar nicht sündigen könne.

2) Sind die Minister verantwortlich, wie in England, Schweden und in allen wohl eingerichteten Staaten.

3) Wird das richterliche Amt für die Lebenszeit verliehen, und mag, wie z. B. Kriegs- und Polizeistellen, nach Willkühr keinem genommen werden: ein Richter mag nur nach Urtheil und Recht wegen Vergehen und Verbrechen aus seiner Stelle gesetzt werden.

4) Herrscht allgemeine Preßfreiheit.

Die Stände stimmen nach ihren drei oder vier Klassen. Bei Gesetzen und Verordnungen, die zu den Grundgesetzen, zu denen, die man wohl auch organische Gesetze nennt, ge-

hören, ist durchaus ihre Einstimmigkeit nebst dem Willen des Herrschers erforderlich, damit sie Gesetzeskraft erhalten; bei Gesetzen und Verordnungen aber, welche die Polizei und Verwaltung betreffen, müssen wenigstens zwei Drittel der Stände nebst dem Herrscher einstimmig seyn, damit sie angenommen werden können.

Bei dem geringen Umfange der meisten teutschen Landesgebiete, däucht mir, ist nichts im Wege, daß nicht alle Jahre Landtage gehalten werden, die sich auf einige Wochen versammeln. Für das, was längere Berathung und Ueberlegung und vielfache Rücksprache mit der Regierung erfordert, lassen die Stände Ausschüsse zurück, welche es mit den Ministern bearbeiten und abmachen. Wo die Staaten indessen gröſſer sind und wo die einzelnen Lande derselben weiter von einander und von der Hauptstadt entfernt liegen, da mag es wohl nothwendig seyn, daß von den von Zeit zu Zeit zusammenzuberufenden Landständen ernannte Ausschüße in der Hauptstadt sitzen und die allgemeinen Angelegenheiten und die Angelegenheiten der einzelnen Landschaften mit den Ministern berathen helfen.

Dämmernd und ungewiß liegt die Zukunft vor unsern Blicken, trübe weilt das Auge des redlichen Freundes des teutschen Namens auf dem zerrissenen und aufgelöſten Zustande des Vaterlandes, da auch der Blindeste wohl sieht, daß das, was man bindend und haltend nennt, nicht genug bindet und hält. Bei aller Groſsheit der jüngsten Begebenheiten und bei allem Glanze der jüngsten Geschichte Germa-

niens liegt der Mangel an Einheit des Reiches und an Unzulänglichkeit der Mittel, die es erhalten sollen, offen am Tage. Daß es bei den politischen Weltverhältnissen und bei dem großen und drängenden Streben der immer mächtigen und gegen Teutschland immer kühner werdenden Nachbarvölker so nicht bleiben kann noch bleiben wird, begreift ein jeder. Viele würden auch Teutschland bei der Art, wie es sich zuletzt misgestaltet hat, verloren geben, wenn sie in dem teutschen Volke nicht die Jugendfrische und die jeder Begeisterung empfängliche Tugend gewahrten, welche durch die Fäuste schlechterer Völker nicht darf aus der Geschichte weggeräumt werden; sie hoffen darum, es werde seine immer noch unseligen Verhängnisse überwinden und alle Stürme der Zukunft ritterlich bestehen.

Manche nennen das Aufruhr predigen und das Volk verführen, wenn man sagt, wo die wunden Stellen des Reichs sind, und wo die Schäden stecken, die geheilt werden müssen, wenn uns das Unheil nicht bleiben und wenn größeres Unheil nicht kommen soll. Als wenn es uns und dem Volke hülfe, wenn wir unsre Zerrissenheit Einheit, unser Unglück Glück, unsre Hülflosigkeit Macht nenneten und wie jene Krähe des Kaisers Domitianus immer lauten Halses schrieen: Alles wird vortrefflich werden! *) Es ist ein wahrer Spruch, der nicht heute zuerst gesprochen ist: Was dein Feind an dir lobt, davor hüte dich,

*) Jene Krähe sprach Latein und schrie auf lateinisch: *Omnia bene erunt.*

denn es ist vielleicht kein größter Fehler. Wir wissen was unsre ältesten Erzfeinde, was Ludwig der Erste und Heinrich der Vierte von Frankreich als Teutschlands Heil und Ehre gelobt haben; wir kennen die Liberté germanique, welche Ludwig der Vierzehnte und seine mit Geldsäcken im Reiche herumreisenden Boten und Gesandte so hell im Munde führten; uns ist im frischesten Gedächtniß, was uns Bonaparte und Talleyrand vorgepredigt haben von der Unabhängigkeit der Staaten Teutschlands und von der Befreiung derselben von dem tyrannischen Joche Oestreichs und von dem herrschsüchtigen Drucke Preussens. Diese Unabhängigkeit der Staaten Teutschlands *) hat der unserer Freiheit und Ehre mitten in den Arbeiten und Sorgen, die sein eigenes Land ihm macht, nie vergessende Talleyrand glücklich in die Artikel des berühmten, in Teutschland aber schon berüchtigten, Pariser Friedens hineingebracht. Wenn wir aber nur wüßten, was wir damit machen sollten, und wenn die Fürsten nur ein wenig ahndeten, welchen Leichengesang, einst eine teutschredende Domitianskrähe darüber krächzen wird! Dies loben uns nun alle Fremde, die unserer Herrschaft und Ehre neidisch sind und wohl wissen, wozu das getheilte und zerstückelte Teutschland brauchbar und bequem ist **). Aber ziemt es uns, wie

*) Les états de l'Allemagne seront independents.

**) Sehr wahr nennt der ehemalige Erzbischof von Mecheln Du Pradt in s. Geschichte der Gesandtschaft in Polen unser Vaterland *la vaste curée des thrones de l'Europe*. Die große Pfründe der Thronen Europa's.

die dummen Schaafe mit einzustimmen in das Geschrei der Wölfe und Füchse? Wir sind ein kurzlebendes Geschlecht, wir wirken klein und gering; das wissen wir wohl. Es ist eine höchste Macht der Dinge, die alles auf das geheimste und weiseste lenkt, das wissen wir auch. Aber weil in uns ein Athem ihres Wesens ist, weil wir ein unsterbliches Geistergeschlecht sind, darum soll unser Streben immer höher gehen, als unser Können. Wenn dieses Streben nicht da wäre, so würde alles in Faulheit, Weichlichkeit und Knechtschaft versinken und vermodern. Durch nichtswürdige Geduld aber und durch faule Hoffnung soll sich keiner trösten, wenn er es dumm und schlecht um sich her sieht; er muß Willen walten lassen, dem es, wie wenig er auch kann, doch vorkommt, daß er auch die Welt mit bessern könne. Wir haben oben Zeichen genug angeführt, weswegen wir glauben und hoffen können, daß das teutsche Volk vielleicht noch Jahrtausende in der Geschichte zu leben hat. Da kann unsre Spannezeit von einem Viertelsjahrhundert und höchstens von einem halben Jahrhundert ja nichts bedeuten: sie erscheint, was sie ist, ein Tropfen in dem unermeßlichen Ocean; aber wenn in dem Ocean Leben ist, so mögte auch der Tropfen sich lebendig in ihm fühlen und so getrost sich von der Unermeßlichkeit verschlingen lassen.

Auf zweierlei Weise werden Staaten umgeschaffen, auf eine langsame und stille Weise von innen, und auf eine geschwinde und stürmische Weise von aussen. Die langsame und stille Weise muß jeder Mensch vorziehen, der kein Wohl-

gefallen hat an Getümmel und Blut. Aber auch diese langsame und stille Weise kann ihr Werk allein im Frieden nicht vollenden; Krieg und Stöße von aussen, die den Puls des inneren Staatslebens zuweilen beschleunigen und durch Nöthen und Gefahren geschwinde Entschlüsse und Beschlüsse hervorzwingen, sind zu dieser Arbeit durchaus nothwendig: Krieg ist ein eben so nothwendiger Bestandtheil zur Erhaltung des irdischen Lebens und seines Gleichgewichts, als Friede. Die Geschichte lehrt, daß die besten politischen Vereine und die trefflichsten Verfassungen meistens im schlimmen Gedränge innerer und äusserer Gefahren und Getümmel entstanden sind. Die zweite Weise, die stürmische und blutige, ist diejenige, wo die Umschaffung und Verwandelung der Staaten durch gänzliche Umkehrung vermittelst äusserer Gewalt geschieht. Dieß muß früher oder später immer solchen Staaten widerfahren, welche die Bande, die sie innerlich zusammenhalten sollten, immer mehr aufgelöst haben. Einmal muß das unvermeidliche Verhängniß einer solchen Umkehrung von aussenher ihnen kommen. Gott hat solches in unserer Zeit noch nicht gewollt; darum hatte er Napoleon Bonaparte das Bildende und Schaffende versagt. Hätte dieser Mann, der bloß ein Werkzeug der Aufräumung und Zerstörung seyn sollte, einen heitern Ueberblick der Welt und Zeit gehabt, er hatte es in seiner Macht, alle Staaten Europas umzugestalten und als einer der größten Namen zur Nachwelt zu gehen. Weil er dies nicht gehabt hat und weil dies nicht geschehen ist, so müssen wir jetzt glauben, daß

Gott es anders durchführen will mit dem Menschengeschlechte: Denn solange die That möglich ist, fühlt der kräftig wollende und handelnde Mensch sich auch als ein mächtiges Schicksal; wann ihre Zeit vergangen ist, übergiebt er sie und den Willen, der für sie sorgte und arbeitete, dem allgemeinen Schicksale, Gott.

Wir kennen aus dem Livius die Fabel von dem Magen und den übrigen Gliedern, die sich gegen einander empörten, durch welche Empörung und durch welchen inneren Krieg endlich Magen und Kragen und Hand und Fuß mit einander verwelkten und vergingen. Diese Fabel erzählte weiland zur Zeit eines Aufruhrs zwischen den alten Geschlechtern und der Bürgerschaft Roms ein weiser Mann aus dem Rathe der Alten den Römern, und stillte den Aufruhr und verband die zwieträchtigen Glieder des Staates wieder zu Eintracht und Frieden. Wir sollten diese politische Kinderfabel zur Zeit dieser Trennung der sonst doch noch etwas verbundenen teutschen Reichsglieder täglich und stündlich erzählen, damit alle die Gefahr sehen, die allen begegnen wird, wenn ihnen Gehorsam nicht besser dünkt als Herrschaft, die doch immer nur ein Schatten von Herrschaft ist. Auch ein König der Ratten kann sich zuweilen einbilden, er herrsche in dem Gebiete, wo er lebt; aber wann der Löwe aufbrüllt, so sagt er durch die That, wer der König der Thiere ist: er kriecht in sein Rattenloch. Wer sich vor andern fürchten muß, darf auch nicht Herr seyn wollen. Das hat nach der

Legende Sankt Christophel weiland schon gewußt. Da die Völker das natürliche und angebohrne Gefühl haben, daß sie dienen müssen, so dienen sie begreiflicher Weise am liebsten solchen, die ihnen tüchtig befehlen, aber sie auch tüchtig beschützen können. Wir haben gesehen, wohin Griechenland gefahren ist mit seinen vielen gegen einander strebenden verbündeten Staaten; wir wissen, wodurch das alte Hispanien und Gallien von den Römern verschlungen wurden; wir kennen Italiens den Fremden dienendes Loos seit dreihundert Jahren — so unglücklich waren wir doch noch nicht — wir haben neben so vielen früheren schlechten Epochen, wo teutsche Kraft sich einander für die Fremden abwürgte, ja die letzte Rheinbundsepoche. Wer kann es uns denn verargen, wenn wir sorgen und die Sicherheit künftiger teutscher Ruhe und Stärke da nicht sehen, wo man sie uns zeigt. Wir wollen ja für die Zukunft gern an mehr Tugend und Gehorsam gegen das Reich glauben, als sich seit vielen Jahrhunderten bewährt hat; aber das wissen wir, daß dieser teutsche Bund, wie er bis jetzt auf dem Papiere befestigt und besiegelt ist, weder binden noch halten kann.

Die Erscheinung ist merkwürdig genug und deutet wahrlich auf keine gute Zeichen hin, daß sich gegen das von einigen eine sogenannte Teutschheit genannte Streben so viele Stimmen erheben. Wo ist ein Ding und eine Herrlichkeit in der Welt, und sey sie die herrlichste aller Herrlichkeiten, womit Narren und Affen nicht gespielt haben? Aber womit Knaben tändeln, das kann darum Männ-

ner nicht lächerlich machen. Es giebt einen göttlichen Strom des Lebens und der Liebe, der als der innigste und heiligste durch ein ganzes Volk fliesset und alles, was das Volk empfindet, denket, bildet und schaffet, begeisternd und beseelend durchdringt und von innen her als Feuerseele des Ganzen zuweilen herausschlägt. Wenn es gelingt diesen Strom abzuleiten oder auszutrocknen, so ist es auch gelungen, die Kraft des Volkes zu zerbrechen und zu entmannen. Dieses in allen Teutschen lebende und alles Teutsche von innen her Beseelende und Verbindende kann man wohl die Teutschheit nennen. Ich gestehe hier, daß ich mich des Bekenntnisses dieser Teutschheit nicht schäme, die von so vielen eine teutsche Wuth genannt wird. Mögen sie sie immer so schelten, ich wollte, diese Wuth wäre stark genug, die letzten Spuren der französischen Wuth und englischen Wuth und aller mancherlei Wuthen, die uns besessen haben, aus den teutschen Marken zu vertreiben. Eine Hundswuth oder hündische Wuth ist sie wahrlich bei mir und bei andern ehrlichen teutschen Männern nicht; denn eben gegen die wedelnde und kuschende Knechtschaft und gegen die hündische Abhängigkeit von den Fremden empört sie sich am meisten. Also von dem teutschen Wesen, von politischer teutscher Ehre und Selbstständigkeit, von der unwürdigen und verderblichen Buhlerei und Aefferei, die wir mit fremden Sitten, Moden und Sprachen treiben und wodurch wir die eigene Herrlichkeit versäumen, zu sprechen wäre eine Lächerlichkeit und Dummheit oder gar ein Verbrechen gegen den Staat? Bei einigen Regierungen,

welchen dadurch auch stillschweigend etwas vorgeworfen zu werden scheint, mögte dies beinahe so seyn; aber so unglücklich sind wir gottlob noch nicht, daß es von den meisten gelten könnte. Ich frage die Verspötter und Verhöhner der Teutschheit, was sie denn wollen mit ihrer einzelnen Armseligkeit? was hat uns denn verbunden und begeistert in der letzten Todesnoth der teutschen Freiheit, als das gemeinsame innere Leben des Volkes, das wie eine edle Flamme durch ganz Teutschland aufblitzte und wie ein verzehrendes Feuer auf die Fremden fuhr? was hat diese Flamme denn genährt? Wahrlich nicht die Gaukeleien einzelner Narren, nicht geheime Gesellschaften und Orden, wovon die französische Fouchésche und Davoustsche Polizei weiland so viel geträumt hat, mit deren leeren Gespenstern sich noch manche Polizeiminister banquirotisch herumbalgen, und deren volle Nichtigkeit wohl von allen Gescheidten begriffen ist, sondern das offene Wort und die vor allen Ländern Europa's in Teutschland immer noch freieste und menschlichste Pflege des Geistes auf den Schulen und Universitäten. Daß diese freieste Pflege des Geistes, diese nicht geheime, sondern offene Verbindung und Verschwörung teutscher Männer gegen alles fremde und untentsche Wesen und gegen die eigene Lauheit, die sich gern als Mäßigkeit und Weisheit vor den Leuten ausspreitzet, desto nothwendiger wird, jemehr unser politischer Leib sich in besondere *souveräne* Staatentheile auflösen will; daß das geistige Band in demselben Maaße gestrafft werden muß, in welchem das politische sich löst, das ist wohl natürlich — Und eben

das ist das Erfreuliche, daß ohne gefährliche Umtriebe und ohne geheime Gesellschaften, wovon so viel in die Welt hinein gefaselt wird, Millionen teutscher Menschen durch ein Gefühl, das aus dem Innern kommt und die Gefahren des Vaterlandes offenbart, in einem offenen Bunde für die löbliche Teutschheit, für dieses gemeinsame Leben und Streben eines großen und edlen Volkes in offener Verschwörung verbunden sind; denn sie können sich nicht genug gegen das Einzelne und Trennende verschwören, das ja uns alle binnen wenigen Jahrzehenden in die unentfliehbare Knechtschaft fremder Völker überliefern würde. Mögen die Preussen sich als Preussen, die Hanoveraner als Hanoveraner, die Baiern sich als Baiern loben und ehren; das ist löblich und recht. Aber wehe ihnen, wenn sie ausserhalb dem Gemeinsamen, ausserhalb dem Teutschen, zu stehen und zu bestehen meinen, wenn sie von eigner Luft und eignem Licht meinen leben zu können! Dann werden sie einzeln jeder für sich langsam vertrocknen und verwelken, und von Osten und Westen her werden die Sturmwinde brausen, die mit dem Todten und Leichten dahin spielen.

Arm und kahl ist alles Wirkliche, herb und bitter und im Einzelnen beschränkend und verstockend und versteinend ist der politische Sinn, wann uns nur das Gegenwärtige befängt und das Einzelne erscheint; auch der Held trauert bei den frischesten Kränzen des Sieges über die Nichtigkeit alles Irdischen, und Alexanders große Seele, als Herrlichkeiten und Thronen dienend zu seinen Füßen lagen, hat nach

Eroberungen auf Sonne und Mond geschmachtet; Völker dünken uns da wie Mücken, die in den Strahlen der Morgensonne lustig ihre Geburt besummen und in der Abendsonne ihren Sterbegesang wimmern, und die Getümmel von Umwälzungen und Schlachten wie Balgereien von Knaben, die sich um Nüsse und Aepfel reissen, oder von Bettlern, denen ein Reisender am Schlagbaum einige Pfennige hinwirft — nicht die Erscheinungen sind der wahre Schein, sondern was das Gemüth der Menschen in sie legt und auf sie hinleuchtet. Nicht durch Verfassungen und Gesetze, auf Pergament und Papier geschrieben, nicht durch Ministerbefehle, nicht durch Siege und Niederlagen wird die Geschichte der Völker entschieden, nein durch die ungeschriebenen und unschreiblichen Gesetze im Innersten der Herzen, durch die Befehle, welche stolze Seelen ihnen selbst geben, durch die Siege, die der geistige Muth täglich erfechten kann, und, wenn das Volk leben soll, täglich erfechten muß, und durch die Niederlagen, die mitten unter Triumphen durch Weichlichkeit und Selbstsucht erlitten werden. Es ist die Liebe und der Glaube, welche die Sonnenbahnen durchmessen und Götter und Engel und den Himmel der Seligen und Gerechten darauf gesetzt haben — es ist die Liebe und der Glaube, welche die Völker machen. Diese sind die Poesie des Lebens und der Geschichte, und nur wann diese Poesie lebendig und fort und fort in den teutschen Herzen blühet und glühet, wird das Volk auch fort und fort in Ruhm und Freude blühen. So lebt das Leben durch das Leben und die Tugend durch die Tugend

hat in den Geschlechtern und Jahrtausenden; so gehört, was alle Zeiten und Völker Größestes und Herrlichstes hatten, jedem einzelnen Volke ja jedem einzelnen Menschen, die das Herz haben, es sich zuzueignen. Als die Athener ihre Stadt brennen sahen und in einer hölzernen Stadt auf dem Meere schwammen und sagten: Athen ist, wo wir sind; als die Männer von Phocäa sich mit Weib und Kind einschifften und die stolzen Worte sprachen: das Vaterland ist nur, wo die Freiheit ist; als Furius Kamillus und Kornelius Scipio mit kleinen Heerschaaren ganz Rom und alle seine Götter in der unbezwinglichen Brust trugen; als Kortez und Alexander ihre Schiffe hinter sich verbrannten; als Hermann den Seinigen zurief: Edlen Männern bleibt zwischen Knechtschaft und letzter Kühnheit keine Wahl; als Friedrich Wilhelm jüngst sprach: Treues Volk, ich habe deinen Willen vernommen, ich will als ein König herrschen oder mit dir untergehen — da zündete die heilige Flamme, und sie wird immer zünden, wenn sie aus stolzer Idee blitzt; da stand Athen mit seinen Tempeln schöner wieder auf aus den Aschen; da wurden von den Hellenen, Massilia und Saguntus, herrliche Sitze der Freiheit, an Galliens und an Iberiens Küsten gegründet, und das unwirthliche Korsika erhielt die erste Menschlichkeit durch kleinasische Geschlechter; da stand auf solchem Muthe in dem gallischen Getümmel und gegen den einzigen Hannibal das alte Kapitol unbezwungen; da trauerten Mexiko und Cusa und Persepolis, daß nicht mehr eigene Fürsten sie be-

herrschen sollten; da wurden die germanischen Haufen, welche die Römer Barbaren schalten, die Schrecken eines Klaudius Germanikus; da wurden die preussischen Heere und Friedrich Wilhelm und sein grauer Feldmarschall die glänzendsten teutschen Namen unserer Tage.

Dies, der Geist, die Liebe, der Glaube, jene stolze Zuversicht, daß es nicht schlechter werden darf und daß es besser werden muß, die Lehre endlich, daß alles in der Welt erträglich ist, nur nicht die Knechtschaft und die Abhängigkeit von Fremden, dies macht die Einzelnen stolz und das Vaterland groß. An diesem Faden kann auch jeder Einzelne, ja jeder Kleinste, seinen Theil von Erde zu dem Himmel emporheben helfen, durch diesen Sinn allein kann das Gefühl jedes Einzelnen zu einem gemeinsamen Gefühle aller anschwellen, das auf seinem stolzen Strome die Jahrhunderte fortträgt. Wenn wir auf diese Weise allein auf uns hoffen dürfen, wenn wir uns so nur einbilden können, zum Ganzen zu wirken und zu helfen, so müssen wir doch immer mit dem Glauben auf den schauen, der in der innersten Mitte und auf der höchsten Höhe sitzet und die einzelnen Fäden zu einem allmächtigen Seile zusammenrollen kann, woran er die Welten und auch die Geschichten unsers kleinen Erdballes ziehet, wie ihm gefällt: auf den ewigen und unsichtbaren Alten. Wir müssen die Arbeit des Tages thun, und die Noth des Augenblicks kehren, in welchen wir leben, mit der Ueberzeugung, daß wir in dem Aeussertlichen auf mannigfaltige Weise irren können, daß aber ein Herz, das es

publich meint, innerlich nie irret. Es däucht uns, wir sehen die Scheine einer edleren und schöneren Begeisterung in unserm Volke, die einzeln hie und da aufleuchtenden Schimmer einer bessern Zukunft, und dessen getrost können wir auf unserer Bahn fortwandeln. Wann die Zeiten reif sind, wird der mächtigere Geist kommen, der das zerrissene und verarmte Leben der Menschen und Völker wieder zu einem ganzen und reichen Leben macht. Dieser Geist kann nichts Anderes seyn als ein christlicher Geist, als ein kühner und begeisterter Flug, den das Christenthum nimmt und auf dem es das ermattete und vergeistigte Menschengeschlecht mit den Flammen eines neuen und kräftigen Daseyns füllt. Nur ein solcher Geist, der gewaltig aufräumen und das Meiste verzehren wird, worauf wir jetzt als auf unser Wissen und unsere Klugheit stolz sind, kann auch die Staaten wieder ganz und freudig machen. Bis jetzt ist unser Leben und also auch das Leben der Staaten immer aus dem Gleichgewichte, weil wir noch nicht genug durch die ganze Kraft getragen werden, die ich den Geist der Zeit oder die Vorsehung nennen mögte; weil die große dunkle und geistige Kraft der Dinge noch nicht die allgemeinherrschende ist, so ist auch der beste und kräftigste Mensch der Zeit immer zu sehr auf sich selbst und auf die einzelne Klugheit und den einzelnen Willen hingewiesen. Aus solchem Streben aber kann nichts Ganzes werden, sondern nur Stückwerk und Vorarbeiten auf eine tüchtigere Zeit können wir Jetztlebende

machen. Wir warten aber in stiller und frommer Hoffnung für unser Vaterland jener größeren und volleren Zeit, wo der Geist, der durch das Ganze hinwehen und als Eine Kraft des Lebens, Wollens und Wirkens aus dem Ganzen hervorwehen wird, das neue Zeitalter machen wird, an dessen immer noch halb verschlossener Vorhalle wir stehen.

XI.

Historische Entwickelung des Einflusses Frankreichs und der Franzosen auf Teutschland und die Teutschen von Friedrich Rühs. Berlin 1815. Zueignung und Vorrede 16 Seiten, Text 375 S. 8.

Mit dem Motto aus dem Thucydides:

„Wenn jemand sie zusammenfassend sagte, sie seyen von „Natur solche, daß sie weder selbst Ruhe halten noch „anderen Menschen Ruhe lassen, so spräche er recht.“

Diese Schrift, die dem teutschen Helden Gneisenau zugeeignet ist, muß jedem wahren Freunde des Vaterlandes eine angenehme und willkommene Erscheinung seyn und wir empfehlen sie jedem redlichen Teutschen zum häufigen Durchlesen. Man sieht, ja man fühlt es ihr von Anfang bis zu Ende an, daß ein reines und treues und von keinen Nebenabsichten und Nebenrücksichten bestochenes teutsches Herz sie eingegeben hat. Ueber den Zweck derselben hat sich ihr Verfasser in der Einleitung und an mehreren späteren Stellen offen erklärt. Er wollte seinen lieben Landsleuten, von welchen viele immer gern schlafen gehen mögten, wann noch an allen Ecken Gefahr und Geschall ist, einen Spiegel hinhalten,

worin sie durch die Vergangenheit die Gegenwart begreifen und die Zukunft deuten lernen, worin sie besonders erkennen könnten, durch welches Volk und durch welche Hinterlisten die alte teutsche Stärke, Treue und Majestät geschwächt und zerbrochen ist. Hier zeigt die warnende Geschichte, was wir seit Jahrhunderten durch Trug und arge List des wälschen Volks gelitten haben und wie uns all unser Unglück aus Westen gekommen ist; hier zeigt der fromme Ernst eines treuen und über unsern Verfall traurenden Gemüthes die schlimmeren Niederlagen, welche unsre Sitten, unsre Sprache, kurz unser innigstes Daseyn von den Franzosen erlitten haben; hier wird auch gezeigt, daß es Zeiten in unserer Geschichte gab, wo das ganze teutsche Volk von einem heissen und heiligen Zorn über sein Unglück und sein Verderben entbrannt war, daß aber die teutsche Gutmüthigkeit und Gleichmüthigkeit sich immer nur zu bald wieder abgekühlt hat, und daß es deswegen noth ist, daß in einer unabweislichen historischen Reihenfolge hingelegt werden, worauf die Anklagen und Sorgen derjenigen sich gründen, die von vielen mit einem vornehmen Mitleid oder wegwerfendem Hohn revolutionssüchtige Schreier oder donquixotische Narren genannt werden, die mit Windmühlen fechten.

Das Buch ist fürs Volk geschrieben, und sollte

von allem Volke, das lesen kann, gelesen werden. Es zerfällt von selbst in zwei Theile, nemlich in die Erzählung der Geschichten nebst den Betrachtungen, die sich über sie von selbst ergeben, und in die Ansichten, Urtheile und Klagen wackerer Teutschen, die in unsern verschiedenen Unglücksepochen der von den Franzosen erregten Eroberungs- und Brand- und Plünderungskriege gelebt haben. Wir können uns bei dem vielen Trefflichen und Treffenden (auch unsere Zeit genug Treffenden) des Buches nicht enthalten, hier einige Stellen abzuschreiben.

„Das Allerverderblichste war (S. 206 ff.), daß „die Erziehung der vornehmen Welt immer aus„schließender in die Hände der Franzosen und Fran„zösinnen gerieth: nur von ihnen wurden die Sprös„linge fürstlicher und erhabener Geschlechter gebil„det. Wie unglaublich nachtheilig diese Verkehrtheit gewirkt hat, liegt am Tage: es ist höchst auffallend, wie seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts die altdeutschen Fürstenkaraktere voll frischer Lebensfreudigkeit, tapfrer Männlichkeit und frommer Biederkeit immer seltner werden. Die höheren Stände wurden in den innersten Keimen der Entwickelung durch diese neue Erziehung verdorben, sie starben allen freien und innigen Gefühlen ab, eine abgeschliffene Manier, eine herzlose Kälte, eine frostige Witzelei gaben der höheren Gesellschaft eine gleiche

mässige Farbe, die jede vaterländische Eigenthümlichkeit verwischte. Es konnte nicht ausbleiben, daß dieses Beispiel auch die anderen Stände ansteckte, und es war nur gar zu leicht, französische Lehrer und Lehrerinnen zu erhalten. In den größeren Städten wurden Kollegien und Pensionsanstalten besonders für das andere Geschlecht angelegt; die teutschen Bürger fingen an ihre Kinder in französische Schulen zu schicken, ja man hielt es für nöthig, selbst bei teutschen Schulanstalten französische Sprachlehrer anzustellen. Die französischen Bücher verbreiteten sich immer mehr: in Berlin entstanden französische Buchhandlungen und Buchdruckereien, die jedoch nur die elenden Schriften des Tags vervielfältigten und in Umlauf setzten. Wo viele französische Kolonisten sich aufhielten, trat allmälig eine gewisse Halbheit, eine Art Zwiespalt in der Gesinnung hervor; die altväterlichen Sitten wurden verdrängt, die Sprache ward entstellt, und eine schnöde Geldbegierde, die den Teutschen sonst nicht eigenthümlich ist, ward durch die Franzosen mehr geweckt, und die Ueberschätzung des Gewinnstes und der Gewerbsamkeit genährt. Die sogenannten Kolonisten bildeten fortdauernd geschlossene Gemeinden, und in ihrer besondern Verfassung, ihren geistlichen Einrichtungen und Erziehungsanstalten fanden sie die Mittel sich ungemischt zu erhalten. Wo sie weniger in gesellschaft-

licher Abgeschlossenheit lebten, auf dem Lande, gingen sie ganz in den Teutschen unter und selbst die Namen wurden verteutscht.

Den Franzosen kann man es nicht verdenken, daß sie ihre Eigenthümlichkeit zu erhalten suchten, solange die Vortheile ihrer Abkunft so einleuchtend waren und sie gleichsam als eine herrschende Kaste von den Teutschen angesehen wurden. Eine höhere und feinere Bildung ward ihnen allgemein zugestanden; schon die genauere Kenntniß der Sprache gab ihnen in tausend Fällen unendliche Vorzüge und öffnete ihnen die ersten Kreise der Gesellschaft, die den Teutschen nur durch die Geburt zugänglich waren. Die Franzosen glaubten sich als die Lehrer der Teutschen geltend machen zu können, die das Licht der Aufklärung in den öden Gauen ihres rauhen Vaterlandes anzündeten; und wir kamen ihnen mit einer lächerlichen Zuvorkommenheit entgegen. Wie ganz anders benahm sich der römische Ernst gegen die „aufklärenden griechischen Philosophen, die nach „Rom in so großen Schaaren gilten und bei den „glänzendsten Geschlechtern eine Aufnahme fanden! „Sie vergassen nie, daß die Schützlinge Griechen „waren, flatterhaft und zu aller Unrechtfertigkeit „geneigt.„

„Ich gestehe, (Auszug aus einer Schrift mit dem „Titel: Der französische Machiavell, S.

a 235 ff.) daß mein teutsches Hirn viel zu plump „ ist, alle französische Spitzfindigkeiten, sonderlich, „ die auf Betrug angesehen sind, zu begreifen, und noch viel plumper, selbige deutlich und nach Würden zu beschreiben. Leb wohl und leb frei von Franzosen! — Erstlich ist gewiß und sicher, daß dem Könige von Frankreich Austrasien von Rechtswegen gebühre, und darum hat er allbereits Elsaß durch den Friedenschluß eigenthümlich, Lothringen und das Obererzstift Trier durch das Kriegsrecht; das Stift Köln und Herzogthum Jülich ist so viel als sein durch Allianz; das Erzstift Mainz und Trier sind auf der Franzosenmappe offene Länder, sonderlich aber haben sie diese durch Brand, Einreissung von Kirchen, Schlössern, Thüren und Mauern dazu gemacht, und steht in pur lauterer französischer Discretion, daß der König sich ihrer nicht schon längst bemeistert. Haben wir nur Austrasien, so gehen wir den Rhein hinab und nehmen die vereinigten Provinzen, denen die Niederlande flugs folgen müssen. Wenn wir es so weit gebracht und mit solcher Macht zu Wasser und zu Lande vier kurfürstliche Stimmen zu unserer Devotion, die fünfte durch Vetterschaft und Weibergebiet, die andern ums Geld leicht dazu haben können, wer sollte zweifeln, daß ein junger französischer römischer König oder Protektor des Reichs daraus werden sollte? — In jener Zeit wer

den die Franzosen seyn alles in allem und unter den andern Nationen gleichwie die Israeliten zu den Zeiten Salomonis, oder wie die Juden seyn werden zu den Zeiten ihres künftigen Messias. Uns andere arme Teufel wird man in dieser ottomannischen oder talmudischen Monarchie gegen solche neugebackne französische Barone rechnen wie lauter Bauern, Bettlerbuben, Bärnhäuter und Hundsvögte, wie uns denn schon vorhin ein französischer Ambassadeur Mr. Terlon prophezeihet, daß die teutschen Fürsten noch mit gebogenen Knieen vor dem Könige von Frankreich würden erscheinen müssen; ja wir würden kaum würdig seyn, eiserne Klauen „ zu haben, um unter dem Schatten ihrer Esel zu „ stehen, wie Nathan Benjamin, Jud von Damasco, an seinen nunmehr (türkischen) Messias Sabbathei „ Setli vor etlichen Jahren geschrieben.„

„ Höchstmerkwürdig (S. 243 ff.) ist die scharf„ sinnige und treffende Art, wie der Verstand unse„ rer Väter die Eigenthümlichkeit des französischen „ Karakters aufgefaßt und mit einer ausserordent„ lichen Kraft und Lebendigkeit ausgedrückt hat. Wer erkennt in den folgenden aus den Schriften jener Zeit wörtlich entlehnten Zügen nicht die Franzosen, wie sie leiden und leben? Auch nicht im mindesten haben sie sich geändert, zum unwiderleglichen Beweise, wie tief die Eigenthümlichkeit des franzö-

fischen Karakters gegründet seyn muß. Bemerkt zu werden verdient die Gleichstellung der Franzosen und Juden, die, wie man aus dem Machiavellus Gallicus ersieht, sich gleichsam unwillkührlich und von selbst aufdrängte; auch im Teutschland verderbenden Gräuel werden die Juden und Franzosen mit einander verglichen, und es wird die Frage aufgeworfen, wie sie sich unter einander wegen der Präcedenz und der Herrschaft über alle Kreaturen, worauf sie beide Anspruch machen, vergleichen werden. Entschieden ist es, daß eine gewisse Aehnlichkeit in dem Hochmuth und den Anmaaßungen bei beiden Völkern vorkömmt, die schon damals auffiel. »Frankreich ist das irdische Paradies und Schlaraffenland der alten Schlange, des Satans. Auch nicht ein Fünklein einiger Aufrichtigkeit und Redlichkeit ist bei den Franzosen zu finden; ist ja etwas bloß dem Ansehn nach Freundliches und Höfliches an ihnen zu merken, so ist es auf eitel Betrug und ihren Vortheil abgesehen, wiewohl mehr die scheinbare als eigentliche Höflichkeit bei ihnen anzutreffen ist. Wer es in Zweifel zieht, stelle sich bei ihren Mahlzeiten ein, der wird die Schweine viel sauberer ihre Tafeln als sie die ihrigen halten sehen. Die Wurzel des Atheismus findet sich in Frankreich. Im französischen Gräuel werden darauf alle zehen Gebote nach der Reihe durchgegan-

gen, um zu beweisen, daß die Franzosen sie beständig und öffentlich, samt und sonders übertreten. Sie sind ungerecht betrügerisch, wie solches Teutschland und andere Länder wohl erfahren haben etliche viele Jahre her. Was hat diese Nation nicht für tausenderlei immer neue und neue Erfindungen, den ehrlichen Teutschen das Geld aus dem Beutel zu schwatzen und mit Galanterien, Narrenpossen und Lumpen zu entwenden! Ungerecht sind sie, weil sie alle ihre Aemter vom Könige ums Geld kaufen. In Paris sind mehr Zungendrescher, verdorbene liederliche Advokaten, als in ganz Teutschland, welches doch zweimal größer als ganz Frankreich. Was kommt sonst zu uns nach Teutschland als Spitzbuben, Banditen und Scheerenschleifer? gewiß wenig Rechtschaffene, welche denn auch nicht gemeint sind. Die Franzosen sind insgemein leichtsinnig und daher verwegen und frech; sie werden aus diesem Grunde von allen andern Völkern für Phantasten gehalten. Die Unzucht gilt bei ihnen für kein Laster, wie der Wirth so die Gäste, nach des Königs Beispiel. *) Die Franzosen sind geschickter Eroberungen zu machen, als sie zu behaupten; wenn sie in ein Land einrücken, sind sie sanft, höflich und anständig, kaum haben sie sich aber ein wenig festgesetzt, als

*) Aus der Schrift: Der Wind geht nun aus einem andern Loch.

sie die alten Einwohner zu verderben suchen, un-
verschämt, unerträglich werden und alles, was im
Lande ist, verachten, den Adel mishandeln und die
Obrigkeiten und Geistlichen verspotten. Sind wohl
noch insupportablere Leute als die Franzosen, wo
sie den Meister spielen, und will ihr König nicht
über alle reiche Häuser und Familien nach Gefallen
disponiren? Der König übergiebt die eroberten Land-
schaften der Laune unwissender, betrügerischer und
geitziger Statthalter, die am liebsten Spitzbuben als
ihre Unterbeamten anstellen. Sonst pflegten die Sie-
ger, um sich beliebt zu machen, die alten Einrich-
tungen und Gewohnheiten zu ehren, aber die Fran-
zosen erlassen täglich neue Edikte und Verordnungen,
um alles in Verwirrung und Unordnung zu setzen.« —
Die französische Politik schildert der Machiavellus
Gallicus mit folgenden Worten: Sie ist eine Ver-
gessung Gottes und seines Worts, eine Verban-
nung aller Zucht und Ehren, eine geschworne Feindin
aller Ehrlichkeit und Tugenden, eine Vernichtung
aller Rechte und Gesetze, eine Verwerfung aller
Treue und Aufrichtigkeit, ein Extrakt aller Schanden
und Laster, ein Muster aller Treulosigkeit und Bund-
brüchigkeit, ein Ebenbild aller Gottlosigkeit. Ein
neuer Kriegsvorwand ist ein Zelus Censurae oder Pe-
dagogia universalis fremder sie nichts angehender Re-
publiken und Völker und Sitten und Mores, und

nachdem sie dem Könige nicht tiefe Reverenz gemacht, den Kopf nicht recht zum Knie: oder Fußkuß gebogen, mit dem Hut die Erde gekehrt, Summa das Nebucadnezarische Bild nicht recht angebetet haben, ihre groben Laster wider die Natur und das Völkerrecht wie ein neuer Cato orbis oder weltreformirender Herkules mit gewaltthätigem Abfall, Abnahme und tatarischer Verwüstung der bestgezierten Länder und Städte zu strafen und alles dieses der hohen Fürstenwelt für eine Züchtigung des Hochmuths und Moreslehrung vermessentlich auszugeben und auszustreichen: oder es soll ein Actus charitatis (eine Liebeshandlung) seyn und heissen peccantes corrigere, (die Sünder bessern) eine christliche Lieb zu des Nächsten Geld und Gut, auch Land und Leut, oder aber ein Actus humilitatis, (eine Handlung der Demuth) eine französische Demuth, weil andere Potentaten sich vielleicht zu einer solchen Schulmeisterei zu gut dünken. Eine andere Erfindung des französischen Genies ist die Raison de guerre. Zu teutsch hat dies Kind noch keinen Namen, scheint aber ein Namensverwandter von der Raison d'état. Es besteht dessen Substanz darin, daß man in währendem Kriege Freund und Feind, Verbündete und Nichtverbündete, Schuldige und Unschuldige, sie stellen sich zur Wehr oder nicht, einen wie den andern ohne Unterschied tractire, presse mit Quartiermachen,

„ Kontributionen, placken, berauben und allen er-
„ sinnlichen Feindseligkeiten plagen und verderben
„ möge: denn alles dies ist raison de guerre.„

„ Man eiferte (S. 251) gegen das Reisen nach
„ Frankreich. Was lernt unsre Jugend, sagt ein
„ würdiger Patriot, als ein wenig zerstümmeltes
„ Französisch, einige Lektionen im Fechten, Tanzen
„ und Komplimentiren? Man gehe doch das römi-
sche Reich durch und betrachte, ob es so wohl in
Friedens- als Kriegszeiten jetzt bestellt sey, nachdem
man so viel Franzosen, welche noch so viel in Frank-
reich verreist, in unserm Vaterlande hat, welche sich
öfters mehr auf die Löffelei als etwa auf die Feder
und den Degen und andere wirkliche Dinge ver-
stehen. Inzwischen müssen sie doch zu hohen Aem-
tern befördert werden, weil sie etwa eine französische
Miene machen, oder, die rechte Wahrheit zu sagen,
die französische Politik und Gebräuche wohl studiert
haben, nemlich durch Geld und Bestechung Aemter
zu erhandeln und an sich zu kaufen. — Reiten oder
Fechten (er schilt auch hier das Französische) lernt
man entweder zu Beschützung seiner selbst oder des
Vaterlandes wider den Feind, und ist deswegen un-
gereimt, daß man so viele Kunst und theoretische
Weitläuftigkeit darauf verwendet, die doch, wenn
die Noth an den Mann geht und man dem Gegner
die Brust weisen soll, wenig Nutzen hat. Nun sehe

man, ob unser Volk sich in diesen Sachen nicht weit rühmlicher erwiesen, was nemlich den Nutzen anbelangt, auch viel größere Kriegsthaten verrichtet, als es solche Uebungen noch niemals von den Franzosen, sondern nur in Teutschland gelernt oder getrieben hat. Was haben unsre löblichen Vorfahren nicht durch ihren Degen und ritterliche Fertigkeit für tapfere und siegreiche Schlachten bestanden, von denen wohl keiner in Frankreich gekommen, geschweige, daß sie dort Reiten und Fechten gelernt hätten.

Besonders erregte die thörigte Nachäfferei französischer Kleidungen, Moden und Abgeschmacktheiten den Ingrimm aller teutschen Biedermänner und ihr Unwille äussert sich in juvenalischen Ausfällen. »Wer ist (heißt es im französischen Gräuel) bisher unter uns verkehrten und ganz verblendeten Teutschen gewesen, der sich nicht durch die Irrlichter unserer Feinde, der Franzosen, verführen lassen? Wer ist, der sein väterlich Geld und Gut, das Blut seiner Bürger und Bauern, nicht nach Frankreich getragen, verzehrt, und einen Spinnweben gleichen Kappen, einen katzenkrummen Rücken, ein taschenmesserartiges Kompliment, absonderlich aber ein leichtfertig falsches Gemüth, leeren Beutel, und, welches das Allerschlimmste ist, ein sehr böses Gewissen mitgebracht hat? Man hat nun so viele Jahre nichts anders gedacht, geredet, gedichtet, gesungen, gewünscht,

begehrt, gesehen, gehört, gerochen und gefühlt, als französisches Maul, Speise, Trank und Unflath; hingegen hat uns unser edles Teutsch angestunken. Die teutsche Heldensprache ist ins Exilium verwiesen, hingegen die französische Papageierei auf den Stuhl gesetzt worden. Unsre Kinder haben eher müssen französisch reden lernen als den Katechismus und das Vaterunser, eher katzenkrumme französische Narrenrücken und Komplimente machen, als was von Gottes Wort wissen.

Man erkannte sehr gut, daß diese Nachahmung fremder Sitten und Thorheiten nicht etwas Gleichgültiges und Unbedeutendes sey, sondern höchst nachtheilig auf den Karakter einwirke. »Wir wollen durch die Waffen Städte und Länder wider die Angriffe Frankreichs schützen; inzwischen sind wir und unsere Gemüther schon längst von Frankreich bezwungen und abgenommen, angesehn unsre Sitten, Sprache und Kleidung, ja so zu reden unser Inwendiges und Auswendiges französisch ist. Und dennoch wollen wir die Franzosen für unsre Feinde halten und verfolgen? Kein Verständiger kann in Abrede seyn, daß, wo die Gemüther erstlich eingenommen und fremd gesinnt sind, hernach die Wenigsten mit dem rechten Ernst für die Freiheit, den Glauben und das Vaterland streiten werden; viele verlangen nichts mehr, als daß sie hernach unter eine andere Herrschaft kommen mögen.«

„Das viele französische Reden, sagt ein Anderer, scheint nun freilich dem Anschein nach nur wenig zu schaden, aber es ist ein heimliches Gift darunter verborgen, für den, der seiner nicht wohl mächtig ist; es schleichet durch französische Diener, welche die Sprache wohl reden, durch Korrespondenzen und Briefwechsel, durch Romane und dergleichen eine Liebe und Achtung der Nation mit in das Herz hinein, verdunkelt die Augen und Sinne, den Betrug nicht zu merken oder mit Galanterie zu entschuldigen: von der Neigung zur Sprache und Kleidung ist in den Geschichten oft eine Folge und Ueberzeugung zur Herrschaft bemerkt worden. Niemand bekümmert sich nunmehr um die Richtigkeit der teutschen und lateinischen Sprache, die doch Hauptsprachen sind, wenn man nur schön französisch redet, ob uns gleich der französische Hahn öffentlich Hohn spricht, daß einem ehrlichen Teutschen wohl das Herz zerspringen mögte, wenn er die Sprache kann und seinen Ehrentitel versteht. Bei Gelegenheit der Sprache ist noch zu erinnern: man streitet auf Reichs- und Deputationstagen lange Zeit über die Idiotismen der Sprache, unsere eigene teutsche aber verachten wir, und dadurch die Nation, indem es Herkommens, daß alle unsre Gesandten zu Paris müssen französisch sprechen. Hat

„ jemand den rechten Accent nicht, so heißt er ein
„ Gaskogner; die französischen Gesandten hingegen
„ dürfen überall vorzugsweise ihr Französisch und
„ kein Teutsch reden. “

Wir schließen diese Anführungen mit einer Betrachtung des Verfassers, die wir, wie das ganze Buch, jedem Teutschen recht tief eingeprägt wünschten. Sie steht Seite 258—60, und lautet also:

„ Vor mehr als hundert Jahren also waren wir,
„ wie aus dieser möglichst treuen ganz aus gleich-
„ zeitigen Urkunden geschöpften Darstellung hervor-
„ geht, im teutschen Vaterlande ganz auf demsel-
„ ben Punkte, wie heute. In dem Volke herrschte
dieselbe Erkenntniß des Unglücks, das ihm bevor-
stand; es war von den Quellen des Verderbens und
den Mitteln ihm vorzubeugen eben so vollständig
und gründlich unterrichtet; in allen Gemüthern lebte
derselbe Abscheu, derselbe glühende Haß gegen die
übermüthigen und verruchten Nachbarn, die nur
Mord und Raub und Verderben und Unterdrückung
athmeten; es fehlte den Teutschen nicht an vortreff-
lichen und achtungswerthen Wortführern und Spre-
chern, die auf die Gefahren aufmerksam machten
und mit redlichem Eifer zur tapfersten Gegenwehr
ermunterten. Und doch nach kaum hundert Jahren
war der Entwurf ganz ausgeführt, ganz wie sie ihn
so lange gehegt und geträumt hatten. Deutschland

war zerrissen, zertreten, im Innern und Aeussern geschändet; sie wären die Herren! der Zustand war gekommen, den der französische Machiavell prophezeiet, wo sie alles in allem und wir Lumpenbuben und Knechte waren gegen die neugebackenen französischen Duc's, Comtes, Barons und Ritter von der Ehren- und Schandlegion, wo teutsche Fürsten vor einem Banditen, den die Franzosen zu ihrem Beherrscher gemacht hatten, die Kniee beugten. Diese traurige und beherzigungswerthe Erfahrung ist zugleich die Antwort auf den Zuruf und die Erinnerung der feinen diplomatischen Herren, die ihre alte Herzensneigung hinter einem menschlichen Wohlwollen verstecken, daß wir jetzt grosmüthig seyn und die Franzosen schonen müssen, die ja ohnehin gedrückt, gedemüthigt, verabscheut, verhaßt genug seyen; es sey ja unmoralisch, und unchristlich, die Angst der Betrübten zu vermehren. Aber mit nichten! wir müssen keinen Augenblick nachlassen; der Haß und der Abscheu muß unauslöschlich und ewig werden; wir müssen nicht vergessen, daß wir Jahrhunderte voll Hohn und Beleidigungen auf Beleidigungen zu rächen haben; daß unser Erbfeind binnen kurzem sich aufs Neue wider uns erheben wird. Damit er uns dann gegen Gewalt und List gleich gerüstet finde, muß in allen Gemüthern das Anden-

ken an die alte Schande frisch erhalten werden. Unsrer Jugend werde auf die lebendigste ergreifendste Weise die Schande und die eingeteufelte Verworfenheit der Franzosen, das unsägliche Unheil, das sie über unser schönes Vaterland gebracht haben, immer vor Augen gestellt; an den Namen hefte sich die Verachtung so, daß von den Vogesen bis zum Belt jeder Teutsche sich schäme, wie unsre redlichen Väter in hoher Weisheit gerathen haben, mit einem Franzosen nur umzugehen. Weniger läßt sich hier durch die Gesetze thun, als durch die allgemeine „Gesinnung. Daß diese entstehe, fest wurzle und „sich erhalte, muß das Bestreben jedes wohlgesinnten Teutschen seyn; worin uns keine Verrätherei, „die in der Maske der Philanthropie herumschleicht, „irre machen soll.„

XII.

Ueber die europäische Revolution, von C. J. B. Bonnin. Paris 1815.

Wir halten es für gut, die französischen Ansichten und Urtheile über die Weltgeschichte und das Zeitalter zuweilen wieder vorzuführen, damit wir in unserer allbekannten und allberühmten teutschen Gutmüthigkeit und Freundlichkeit nicht einschlafen. Es ist gut, daß wir täglich erinnert werden, daß die Franzosen bleiben werden, die sie sind, damit aus uns endlich werde, was aus uns werden kann und werden soll. Denn die Vorsehung scheint uns dieses Volk ordentlich hingesetzt zu haben als einen Spiegel, worin wir sehen sollen, was wir nicht seyn sollen und nicht thun sollen. Gleißnerei und Lügenhaftigkeit als den groben Gegensatz der germanischen Natur zeichnet das leichte und hoffnungslose Volk aus. Wegen dieser Gleißnerei und Lügenhaftigkeit, damit sie nemlich unter uns zerstört und die Wahrheit wieder in ihre Stelle eingeführt würde, haben wir die Waffen ergriffen vor drei Jahren, und hat Gott diese Waffen gesegnet. Alle Völker Europa's und auch wir, und die Kunst, welche die Neuen ihre Politik nennen, und selbst die Ansicht und Darstellung der Geschichte hatten den gefähr-

lichen französischen Giftes der Lüge und Eitelkeit seit zwei Jahrhunderten zu viel gesogen, und, wann der Waffenlärm einmal beruhigt ist, darf jener andere Waffenlärm nicht schweigen, den so viele jämmerliche Menschen auch unter uns dem Volke gern als eine besessene Narrheit, ja als eine verrückte Tollheit zeigen mögten; wir bedürfen noch eines langen und ernsten Krieges, damit aus unserer Sprache und unserm Leben geschieden werde, was sich gleich Wanzen und anderem schwer vertilglichem Gewürm in tausend Ecken und Falten unsers Sexus eingenistet und eingefressen hat und immer wieder frisches Geschmeiß brütet, wenn man es lange vertilgt glaubt.

Dieser Franzose hier, der sein leichtes und windiges Buch keckweg Ueber die europäische Revolution überschreibt, ist ein rechter Spiegel französischer Lügenhaftigkeit und wirft mit einer liebenswürdigen Unschuld und Frechheit das Gute und Schlechte, das Wahre und Falsche so unter einander, daß er allem einen Schein anzustreichen weiß, der natürlich ein solcher Schein wird, daß die Franzosen als die Meister und Herrscher der Zeit und als die Befreier Europa's von Knechtschaft und Aberglauben erscheinen müssen. Dieser Bonnin, der sein Buch sogleich nach seines großen Napoleons Rückkehr nach Frankreich geschrieben zu haben scheint, ist ein ächter und reiner Sohn der französischen Re-

solution und in ihrer Idee und ihrem Gefühl muß ihm deswegen, wie so vielen seiner Zeitgenossen, die nicht in Frankreich leben, die ganze Geschichte zusammenfallen. Was nicht in ihrem erhabenen Sinn und Stil ist oder einst war, ist Unsinn, Lüge, Pfaffenthum, Sklaverei und Verrath an der Menschheit; so daß bei ihm alle Zeiten und Begriffe zusammenfallen und die ganze Geschichte in den Jahren zwischen 1789 und 1815 und in seinem Napoleon aufgeht.

Er kündigt sich zuvörderst als Feind des Christenthums, besonders als Feind des Katholicismus an, was er mußte, wenn der Geist seiner großen Nation in den letzten fünfundzwanzig Jahren Recht behalten sollte. Dieses Christenthum soll besonders der Entwürdigung und Versklavung der Völker, der Tyrannei des Lehnwesens und der Willkühr der Fürsten gedient haben. So spricht er darüber: (S. 4 ff.)

„ Die Geburt des Christenthums hatte diese unselige Umwälzung in den Meinungen und Sitten „ vorbereitet. Dieses Christenthum verdummte die „ Menschen und hatte so die willkührliche Macht „ der Fürsten und die Herrschaft des Adels erleichtert, die es nachher immer durch seine Grundsätze heiligte. Die Strenge seiner ganz geistigen Lehren und sein Geist der Vereinzelung und Unduldsamkeit gaben der unbändigen Wildheit der

Karakters mehr Kraft. Wie jene wilden Thiere, deren angebohrne Unbändigkeit nichts mildern kann, war der seinem Wesen nach tyrannische und rachsüchtige Katholicismus immer der Feind dessen, der nicht er war, und verfolgte und zerriß sich selbst.

Die Gewalt von immer bewaffneten Großen und Adlichen sicherte ihre Herrschaft und gab der Lehnherrschaft den Ursprung, einer tollen Herrschaft. Dieses Lehnwesen brachte verschiedene Staaten in den Staat, schwächte ihn, und hemmte jede bürgerliche Verbesserung. Die Räthe der Fürsten ersetzten die alten Volksversammlungen, und die Adlichen, hinfort allein in diese Räthe zugelassen, beherrschten die so zerstückelten Staaten. Die Einwohner gingen eben so in die demüthigende Herrschaft der Priester über. Seit der Vernichtung der alten Gottesdienste bildeten diese letzten eine andere politische Ordnung, die ihr Ansehen, ihre Reichthümer und ihre Ehren, ihr Uebergewicht in den Räthen der Fürsten, ihr Recht auf die Verwaltung der Geschäfte, und jenen herrschenden Geist hatte, alles nach ihren Absichten leiten und alles auf ihre Vortheile beziehen zu wollen.

Seit jener Zeit keine Volksfreiheiten mehr, keine Begriffe von Gerechtigkeit und Staatsordnung für Völker, einem unabhängigen und zügellosen Erbadel preisgegeben und durch mächtige ränkevolle und herrschsüchtige Priester unterjocht; keine Regierung

und keine Personen und Güter schützende Satzungen mehr, keine Gewerbthätigkeit in den Städten noch auf dem Lande. Die Kriege selbst waren nur Raubkriege.

In diesem gewaltsamen und ungewissen Zustande gewannen die Franzosen das unveräußerliche und unverjährliche Recht wieder, die Gesetze zu bestätigen und die Auflagen zu bewilligen *), eine ursprüngliche Freiheit, die sie durch die Folge der Zeit verloren hatten und deren die Adlichen und die Priester allein genossen, seit sie die einzigen Ordnungen des Staats ausmachten. Sie dehnten ihre Eroberungen an die Nordsee, in Teutschland und Italien aus und einverleibten die Völker ihrem Reiche.

Diese Veränderungen bei einem tapfern, thätigen, unternehmenden, guten und mittheilenden Volke hatten den Gemüthern einen heilsamen Anstoß gegeben; aber das Daseyn eines mächtigen Erbadels, die Macht reicher und vielvermögender Priester, die Barbarei Europa's hemmten die Wirkungen davon und widersetzten sich der weiteren Bildung. Die Theilung des Reichs **) und die Zerstückelung der Herrschermacht ließen Frankreich unter der Herr-

*) Zur Zeit Karls des Großen, eines seinem Jahrhunderte überlegenen Fürsten, der gegen die Besiegten und die Seinigen sparsam war.

**) Unter die Nachkommen Karls des Großen.

schaft der Adlichen und Priester und Europa mußte ferner unter dem Druck schmachten.

Schwache und unselige Regierungen, die Freiheit der Adlichen, die Herrschaft Vieler, die unverträglichste von allen, die weltliche Macht der Päbste und der Einfluß der Priester, die gröbste Unwissenheit und der herabwürdigendste Aberglaube bei den Völkern und ihren Unterdrückern, der Mangel an festen Gesetzen, und die Staaten in ihrem Innern durch Misbräuche und Ueberziehungen, durch die Gewalt und die Untreue regiert, waren die traurigen Wirkungen des Katholicismus und des Erbadels.

Die Franken, Eroberer der braven Gallier, welche zuerst ein Joch abgeschüttelt hatten, (Wo und wann?) welches schwer auf der ganzen Erde lag, waren nicht mehr jenes kriegische, freie und unabhängige Volk, welches den Grund zu einem Reiche gelegt hatte, das in seinem Ursprunge schwach war und allmälig durch Eroberungen wuchs. Frankreich, in seinem Innern zerrissen von seinen Adlichen, die unaufhörlich im Kriege und mit seinen Priestern Besitzer seines Gebietes waren, litt alle Uebel einer selbst unterdrückten Regierung.

Bei diesem Uebermaaß von Entwürdigung und Unterdrückung verloren die Besiegten und die Sieger ihren ursprünglichen Karakter der Unabhängigkeit mit der Erinnerung ihrer alten Freiheiten. Die

Personen und die Güter blieben in dem Besitz der Adlichen und Priester, welche, kein anderes Recht als die Gewalt erkennend, es unter sich und gegen die Völker mit aller Freiheit der Strafloſigkeit übten, welche in Zeiten der Barbarei dem Geiſt der Herrschaft anklebt.

Der Aberglaube und Fanatismus vermehrten diese Uebel noch. Das entartete Rom herrschte durch die Religion; Grundsätze der Unduldsamkeit unterjochten ihm die Völker und Fürsten, bewaffneten auf seine Stimme die Bürger gegen die Staatsmacht. Diese Grundsätze und ein religiöser Eifer von Eroberungen veranlaßten die tollen Unternehmungen der Kreuzzüge, welche die Macht der Päbste und die geistlichen Güter vermehrten und dem räuberischen Geiste der Fürsten und Völker eine andere Richtung gaben. Während fast zwei Jahrhunderten sah Europa seine Völker schwarmweise über Asia hinströmen und verlor ohne Vortheile für seine innere Polizei seine besten Feldherren mit der Blüthe seiner „Volksmenge, während durch die gierige Herrsch„sucht der Adlichen oder durch das Ansehen der „Priester erregte Ueberziehungskriege nach aussen „hin und Raubkriege im Innern die Reste derselben zwecklos aufrieben.„

Mit derselben schneidenden Ungerechtigkeit und Grobheit, womit er hier die Vorzeit behandelt, wol-

len wir ihn einmal über seine Zeit vernehmen, und zwar über die Ursachen der Revolution Frankreichs.

„Die amerikanische Umwälzung war ein neues „Schauspiel für die Völker Europa's; aber unter „der Abhängigkeit von Königen, welche willkührlich „mit ihnen schalteten oder unter der Herrschaft „von gewählten Obrigkeiten, welche die Macht der Gesetze an sich gerissen hatten, bewunderten die Völker sie, ohne einen solchen politischen Vortheil zu hoffen zu wagen. Ihre Unterdrückung war um so größer, da die Zaghaftigkeit, worin sie schmachteten, an ihrer langen Knechtschaft hing und eine Folge des Mangels an Tugenden und selbst an Talent bei denen war, die sich an der Spitze der Geschäfte befanden. Eine gewisse Gewohnheit führte allein ihre Verwaltung und die Staaten behaupteten sich nur, weil sie alle gleich schlecht und seit langer Zeit auf einerlei Weise regiert waren. Ungefähr gleiche Grundsätze des Betragens leiteten sie, nicht die Weisheit in den Räthen, die Mäßigkeit und Fähigkeit in den Geschäften.

Keine Regierung hatte richtige Begriffe von innerer Polizei und das Blut der Völker ward in Kriegen zwecklos vergossen, die ohne Grund unternommen und am häufigsten ohne Geschicklichkeit und aus Eifersucht, um die Ränke und die Hohlheit in

befriedigen, geführt waren. Das Volk, der zahlreichste und nützlichste Theil der Staaten, war von den ersten Klassen verachtet, deren Verachtung auch die Geschäfte der Bürger traf, wann diese allein mit den Auflagen beladen waren und in vielen Landschaften in einer herabwürdigenden Mittelmäßigkeit und Vergessenheit lebten. Diese Verachtung zeigte sich vorzüglich in dem Vergessen der gesellschaftlichen Schicklichkeiten, die man bei gesitteten Menschen nie ungestraft verletzt. Die Mittelklassen, indem sie diese Verachtung der ersten Klassen ungeduldig ertrugen, trugen sie durch Nachahmung auf die unteren Klassen über, deren Gewerbe und Verbindungen sie auf ihrer Seite wieder verschmäheten. Es war in den Staaten eine wirkliche Zwietracht und der Stolz der Klassen fügte zu den öffentlichen Uebeln ein sittliches Uebel, das sie noch drückender machte. Eine andere Zwietracht war wegen religiöser Meinungen und der freien Uebung der verschiedenen Gottesdienste. Alles diente der Macht zum Schleier oder Vorwand. Der Gedanke war gebunden und die Regierungen beraubten sich der Einsichten, die sie von den Völkern erhalten konnten, wenn sie gerecht und mäßig waren.

—Indessen die Verschleuderung der Staatseinkünfte, die Last der Landesschulden die Unfähigkeit der Fürsten, die Ungeschicklichkeit und der Despotismus ihrer Minister, die Unsittlichkeit der Höfe, die Unschlüs-

ſigkeit der Räthe, die Willkühr der Gewalten, ſo ſogar die Centraliſation der Macht bereiteten in dem geſellſchaftlichen Syſtem allmälig eine Aenderung und in einigen Ländern den Wunſch darnach vor. Aber die Franzoſen, aufgeklärt durch ein halbes Jahrhundert philoſophiſcher Unterſuchungen, waren zu einer ſolchen Aenderung mehr geeignet und geneigt, zuerſt die politiſchen Vortheile derſelben anzuerkennen.

Die bekannte Nichtigkeit und Unfähigkeit des Oberhauptes des Staates, eines trägen, ſorgloſen und unthätigen Fürſten *), der aus ſeiner natürlichen Apathie nur aus Launen herausging und auch ſogleich wieder aus Gewohnheit in ſie zurückſank, ohne Kenntniſſe des Staatsmanns noch Geiſteserhabenheit, unentſchloſſen im Rath, ohne Willen für das, was er wollte, ohne Feſtigkeit in der Ausführung, ganz und gar dem gegenwärtigen Augenblick hingegeben, und unfähig das Vergangene zurückzurufen und der Zukunft vorzuurtheilen, keinesweges geeignet, ein aufgeklärtes Volk zu regieren, das zwei Regierungen, die das geſellſchaftliche Syſtem zerſtörten, zerplagt hatten, verſeſſen auf ſeiner Macht, ohne

*) Ludwig der Sechszehnte. Da die Grauſamkeit ſich mit der Schwäche paart, ſo fehlte ihm, um grauſam zu ſeyn, nur die Kraft, deren der Verluſt ſeiner Mannheit ihn in der Kindheit beraubte.

sie zu erkennen, den Priestern aus Feigheit anhängig und frömmelnd aus Vorurtheil, der Tropf von allem, was ihn umgab, verachtet von einem Theil des Adels und der Großen, der Spielball seiner Familie, deren Unordnungen er nicht zu hindern verstand, beherrscht von einer stolzen, eiteln, unruhigen und unzüchtigen Frau; die wachsenden Unordnungen der Finanzen, eine Schuld von mehreren Regierungen, der Despotismus und die Verschleuderungen der Minister, willkührliche Handlungen, der Wankelmuth des Raths, die unersättliche Gier der Liefe ranten, die prunkvollen Verschwendungen der Höflinge, der verhöhnende Luxus der Reichen und das Elend in den Landschaften, das Monopol, welches Ackerbau und Handel lähmte und die Hülfsmittel des Staats erschöpfte, warfen ein Mistrauen in die Gemüther, welches die Partheien *), der Uebermuth und die Verschwendungen eines ausgelassenen und

*) Ludwigs Bruder, stumm, tückisch, rachsüchtig, grollend, mistrauisch, frömmelnd, geitzig habsüchtig, treulos, versessen auf den Ruf eines Gelehrten, grundfalsch und von einer düstern Herrschsucht, hatte sich unter den großen Lehnträgern eine Parthei gemacht und sollte durch die Pairs des Reichs die Regierungsunfähigkeit Ludwigs aussprechen und über die Geburt seiner Kinder appelliren lassen. Sein zweiter Bruder, seinen schmutzigen Ausschweifungen ergeben, verschwenderisch, von einer groben Unwissenheit, hatte im Einverständniß mit der Königin eine andere Parthei gebildet, und Orleans, misvergnügt mit dem Hofe, liederlich, feig von Karakter, nur den Rank und die Verkäuflichkeit kennend, kleinmüthig und nieder-

getheilten Hofes unterhielten, und gaben der sittlichen Revolution, die sich gemacht hatte, mehr Lebendigkeit.

Die Franzosen murrten, Klagen erhoben sich von allen Seiten, und die öffentliche Unruhe, die Frankreich eines Theils seiner übrigen Hülfsmittel beraubte, vermehrte die Besorgnisse und trieb eine grosse Zahl Menschen zur Erkundigung der Gebrechen und Misbräuche in der Verwaltung. Seit dieser Zeit wünschten viele eine Aenderung in der innern Polizei; sie allein konnte den Leiden des Vaterlandes helfen und die Unruhen beruhigen.

Die Aenderung, die in den Meinungen der Franzosen vorging, hing an dem Gefühl des öffentlichen Leids. Man erinnerte sich des so frischen Beispiels der Vereinigten Staaten Amerika's, für welche viele Franzosen ihr Blut vergossen hatten und deren Ausdauer, Muth, Betragen und noch mehr die öffent-

trächtig, wollte herrschsüchtig seyn und war nicht einmal rottisch. (factieux)

Anmerk. zur Anmerk. Soll man sich über solche Schilderungen wundern? Gewiß nicht, wenn man im sechsten Bande des im Monat Julius dieses Jahrs unter Ludwig des Achtzehnten Augen in Paris gedruckten Conseurs weit und breit ausgeführt liest, daß Ludwig der Achtzehnte und seine Parthei, die nun so viel Abscheu gegen die Richter Ludwig des Sechszehnten heuchele, die eigentlichen Mörder desselben sind, so wenn man den König ein Wort um das andere einen planmässig zum Ziel hinstrebenden und es erreichenden Brudermörder nennt. So kühn ist die Wuth der Rotten.

liche Geist pflanzte sich fort und das Ansehen der Regierung sank mit der Ehrfurcht der Völker, deren Kräfte durch das wuchsen, was die Regierung von der schwachen Achtung verlor, die ihr Betragen ihr raubte.

Wie in der Natur, wo alles die Zeiten seines Wachsthums, seiner Reife und seines Verfalls hat, verkündigte der politische Leib auf gleiche Weise eine nahe Auflösung bei allen Völkern. Jedes Stück des gesellschaftlichen Gebäudes, ohne Zusammenhang und ohne Stütze, löste sich und es erwartete nur einen Stoß, um zusammenzubröckeln; nur die Wissenschaften waren in Frankreich mehr geehrt und besser gepflegt, die Einsichten allgemeiner verbreitet. Europa ohne Gesetze und gesellschaftliche Freiheit war durch seine Einrichtungen selbst in jenem Zustande politischer Unbehaglichkeit, welcher nach und nach den Verfall der Reiche weissagt und früher oder später öffentliche Krisen herbeiführt, als Frankreich, „die Gebrechen seiner inneren Verwaltung ungeduldiger leidend, sich plötzlich gegen die Mißbräuche seiner Regierung erhob, die nur eine lange erbliche Räuberei war gegen seine Volksrechte und gegen die Freiheiten seiner Gründer.“

Doch dies alles mögte noch menschlich leidlich seyn und klingen. Wir eilen zum Schlusse. Da war

den wir alles so ganz französisch finden, daß selbst die Wahrheit und das Recht, auch wo sie auf der Seite des Erzählers sind, durch seine Darstellung auch zur Lüge zu werden scheinen. So lautet es von Seite 159 an:

„ Frankreich wollte die Befreiung Europa's und „ focht für die Freiheit der Meere; England, allein „ seinem persönlichen Vortheil fröhnend, bewaffnete „ die Fürsten und bezahlte ihre Heere für seine „ kaufmännische Herrschsucht.

Nichts Verhaßteres in der Politik, als sich dem Völkerrechte entgegengesetzte Grundsätze machen und wollen, daß diese Grundsätze die allgemeine Regel der Staaten werden. Dies heißt mit dem Heiligsten spielen: mit der Gerechtigkeit, der Billigkeit, der Unabhängigkeit, der Redlichkeit. England stellte ein seiner Herrschsucht zusprechendes Völkerrecht auf, ein Recht, das es nach den Umständen und seinen Vortheilen erweiterte und auslegte. Seine Politik war immer gräulich, weil sie nur seine Habsucht zur Grundlage hatte. Frankreich hatte in der seinigen wenigstens jenen Karakter von Größe, der die Eroberungen begleitet und viele Unbille rechtfertigt.

England spielte immer mit den Mächten des festen Landes und fand sie immer bereit seiner Herrschsucht zu dienen. Der Grund davon ist, daß sie noch

mehr die Eroberungen Frankreichs fürchteten, als daß England auf dem Meere herrschte und allen Handel an sich zöge. Die Folge erwies, wie blind sie waren in ihrer Politik; denn wenn England sich ihres Gebiets nicht bemeistern konnte, wie Frankreich es mit dem Gebiete einiger von ihnen machte, so hatte es die Kunst, daraus nur seine Kolonien zu machen, und diese Beschleichung war ihnen lästiger, als die Einverleibung mit Frankreich, weil diese Einverleibung sie wenigstens an seiner Macht und an seiner Unabhängigkeit theilnehmen ließ.

Die befriedeten Länder schienen einen Friedzustand erhalten zu wollen, der nothwendig geworden war, um die Uebel ihrer unverständigen Politik und ihrer Verblendung wieder zu bessern. Spanien in der Apathie seines Regierungs- und Religionssystems geblieben, und durch seine Lage natürlicher Bundsgenoß Frankreichs war ihm grollig. England wandte seine gierigen Blicke auf dieses schöne Land, wo die Neigung seiner Bewohner zur Trägheit ihm eine große Leichtigkeit für seinen Kunstfleiß und seinen Handel versprach und wo der ritterliche Karakter der Spanier ihm die Mittel sicherte, es nach Gefallen aufzurühren. Der Marsch eines französischen Heers gegen Portugal, welches immer noch eine Kolonie war, die es zum alleinigen Vortheil seines Handels

benutzte, ließ ihm auch keine Hoffnung mehr die Halbinsel zu beherrschen. Es brachte Zwietracht in das Fürstenhaus Spaniens, empörte den Sohn gegen den Vater, der, zu schwach gegen die englische Parthei, seine Rechte an Frankreich übergab. Frankreichs Politik war, Spanien dem englischen Einflusse zu entreissen und es in seinem Kontinentalsystem gegen England zu unterstützen. Seine Heere rückten in Spanien ein, welches sein Fürst und seine Familie verließ, bemächtigten sich der Hauptstadt, und Spanien empfing einen neuen Fürsten nebst auf Frankreichs politischen Gesetzen gegründeten Gesetzen. Der Fürst von Portugal, durch die Annäherung der Franzosen erschreckt, begab sich in seine amerikanischen Kolonien und gründete dort das Königreich Brasilien.

Die Abwesenheit der Könige von Spanien und Portugal gab England die Hoffnung, diese Staaten nach Gefallen zu verwirren, und war für dasselbe wirklich ein geschwinderes Mittel, die Halbinsel aufzurühren. Es empörte die Völker derselben, hetzte sie gegen die Franzosen auf, und veranlaßte dort alle die Drangsale, worüber sie in einem siebenjährigen Kriege zu seufzen hatten, welche der Karakter dieser frömmelnden, abergläubischen und durch ihre Priester verdummten Völker noch vermehrte. Die Franzosen, immer Sieger der Engländer, fochten

mit einer Tapferkeit, einer Unerschrockenheit und einer Hingebung, die desto bewundernswürdiger waren, da dieser Krieg mehr ein innerer als ein auswärtiger war. Tapfer, fürchterlich im Kampfe, aber gut, edelmüthig, menschlich, theilnehmend nach dem Siege, hatten sie die Bewunderung und Achtung der Spanier. Der Engländer, habsüchtig, feig, verschlossen, schnöd und treulos, war verabscheut von dem Spanier, dessen Bundsgenossen und Vertheidiger er sich nannte.

Die Halbinsel war von dieser Zeit an der Ort Europa's, wo Frankreich und England ihre Verhängnisse gegen einander wogen. Zu schwach in dem Kampfe hetzte England Oestreich auf, das nicht fürchtete sich zum vierten Male preiszugeben. Der Kaiser verließ Madrid, durchzog Frankreich mit seiner gewohnten Geschwindigkeit, rückte gegen Wien und gab dort dessen Herrscher zum zweiten Mal den Frieden.

Das übrige feste Land von neuem befriedet, die Vereinigung der römischen Staaten, Toskanas, Hollands, Hamburgs, des Walliserlandes und der Illyrischen Landschaften mit dem großen Reiche, die Berufung eines Franzosen auf den Thron von Schweden waren eine Folge der Politik Frankreichs, nicht ein Eingriff in das System Europa's.

Es war ein Uebel für Europa und eine unauf-

hörliche Veranlassung seiner Kriege, daß es von Alters her in große und kleine unter sich unverbundene Staaten getheilt war, weil die kleinen von den großen Mächten immer wie im Prozeß befangenes Eigenthum angesehen wurden, welche die Eifersucht aller erregten. Die Regierungen wie die größte Zahl der Menschen sind gewöhnlich nur solange gerecht, als sie in der glücklichen Ohnmacht sind, es seyn zu müssen. Ausserdem sind in dem Zusammenhange großer und kleiner Staaten diese letzten in der gezwungenen Lage, der Vortheile der ersten, die sie gewöhnlich angränzen, nicht genießen zu können; sie sind ihnen selbst zur Last und von ihrer eignen Schwere erdrückt. Die Vortheile des Gewerbfleisses und Handels sind für sie nicht da, weil sie der nöthigen Mittel mangeln derselben zu genießen. Zu umschränkt in ihrem Gebiet und ihrer Volksmenge beraubt ihre Unabhängigkeit selbst sie ihrer eigenen Erzeugungs- und Verbrauchsmittel; in Hinsicht der Verbesserung der Gesetze und Einsichten bleiben sie immer hinter den andern Völkern. In der That giebt es Länder, wo man wegen der natürlichen Unfruchtbarkeit des Bodens dem Handel mehr gab als dem Ackerbau, z. B. Holland, Venedig, Genua, wo die Schiffahrt und der Handel das zum Theil ersetzten; und es giebt andere, die wie die Schweiz durch ihre Lage einigermaßen von Gewerbfleiß und

Handel ausgeschlossen scheinen. Es war nicht in menschlicher Macht, diese beiden natürlichen Gebrechen zu bessern, denn da, wo die Ausgänge schwierig sind, ist wenig Gewerbfleiß, und wo die ersten Staffe fehlen, giebt es nur einen schwachen Handel innern Verbrauchs. Diese Staaten bleiben also großer Vortheile beraubt, denn der Ackerbau ist die Grundlage der Staaten, die Nahrung des Gewerbfleißes, und der Handel zieht den Handel an.

So viele Veränderungen zeigten eine neue Welt. Weder das Alter der Regierungen, noch die Gewohnheiten der Völker, noch die wohlbegründeten Meinungen, noch die durch die Zeiten geheiligten Gebräuche und Sitten waren ein Bollwerk gegen diese Macht, welche die Reiche erschütterte und den Fall der einen verursachte, gegen diese Weisheit, welche andere schuf und sie nach einem gleichförmigen Plane einrichtete, der in seinen Grundsätzen weise, in seinen Wirkungen heilsam war. Der Gedanke flog da schon den Zeiten voraus, wo die Völker, durch dieselben Gesetze verbunden, keine andere Vertragsurkunde ihrer Eidgenossenschaft haben werden.

Der spanische Krieg hinderte die Befestigung des kaiserlichen Bruders auf dem Thron. Die Verluste der Franzosen nahmen der wirklichen Stärke, Macht und Hülfsmitteln Frankreichs nichts; indem es den Krieg in die Länge zog, sah Frankreich die Heere

und die Schätze des seinen eigenen Küsten überlassenen Englands sich unnützer Weise verzehren und den Feind der Völker sich in einem ungleichen Kampf erschöpfen, worin es erliegend Europa und die Menschheit an den Verbrechen seiner Politik rächte.

Sein Gold und seine Anzettelungen zogen Rußland von dem Kontinentalsystem ab, dessen Stellung den Norden dem Gewerbfleiß und Handel Englands öffnete und dessen Macht die nicht verbündeten Fürsten nachzuziehen und gegen Frankreich einen feindseligen dem seinigen entgegengesetzten Bund bilden mußte. Dieser Abfall Rußlands war eine Verletzung der beschwornen Treue und ein Aufgeben seiner eigenen Vortheile und der Vortheile Europa's.

Napoleon eilte die Verhöhnung feierlicher Verträge zu rächen und den kaiserlichen Adler in Moskau aufzupflanzen, welches die Russen bei seiner Annäherung verbrannten. Rußland sah seine Landschaften des Mittelpunkts von den Franzosen überzogen, als es noch Bundesgenossen seiner blinden Politik suchte.

Das französische Heer zog siegreich aus einem Lande, wohin Frankreich zum ersten Male seine Waffen trug, und zog sich gegen Polen zurück, um es zu bedecken und dort den Frühling zu erwarten. Plötzlich aufgehalten in seinem Marsch durch eine frühzeitige unmäßige Kälte ward es zum Theil ohne

Gefechte zerstört und führte seine ermattete Trümmer nach Polen und Teutschland zurück.

Eine so ausserordentliche und unerwartete Begebenheit entschied die Politik Preussens, Oestreichs, und Teutschlands: ein fünfter Bund bildete sich gegen Frankreich, furchtbarer als die ersten. Die Sachsen und die Baiern (welche Baiern? und wo?) verließen es auf dem Schlachtfelde und wandten ihre Waffen gegen dasselbe. Moreau erschien in den feindlichen Reihen und befleckte seinen Ruhm durch ein grosses Verbrechen; sein Verrath rechtfertigte die Verdachte, welche die Feinde der Freiheit Frankreichs schon lange über die Reinheit seiner Absichten gehegt hatten.

Der Krieg ward Volkskrieg und ganze Volksmassen empörten sich gegen ein erschöpftes, aber ungeachtet ihrer Anstrengungen immer siegreiches Heer. Als ob Frankreich damals alle Leidsale erfahren sollte, verriethen die Fürsten von Schweden, und Neapel, ihre Erhöhung vergessend, die Freundschaft, die Dankbarkeit, die Vortheile ihres neuen Vaterlandes, und erklärten sich als Feinde.

Diese Ereignisse schienen den Feinden eine ungehoffte Gelegenheit gegen Napoleons Unternehmungen eine letzte Anstrengung zu machen. Man übertrieb die Drangsale der Völker und die unvermeidlichen Uebel solcher Kriege und die Fürsten empör-

um ihre Völker gegen eine über ihre unerwarteten Niederlagen bestürzte Nation. Ganze Geschlechter der Menschen ergossen sich über Frankreich, von ihren Fürsten geführt, die in dem Felde eben so nichts waren als im Rathe.

Ihren Unfällen überlegen zogen Napoleon und sein Heer nach Frankreich zurück. Die Schweiz, eine von Frankreich geächtete Unseligkeit verletzend, erlaubte den verbündeten Heeren Preußens, Oestreichs und Rußlands den Durchzug durch ihr Gebiet und der Verrath erleichterte ihnen die Ueberziehung verschiedener Landschaften des Ostes, welche zügellose Soldaten zum Theil ausplünderten. Die zuchtlosen und verwüstenden Horden Rußlands begingen Gräuelthaten, wovon diese rohen Völker allein noch Beispiele geben konnten. Das Gebiet des großen Reichs war auch durch die kleinen Fürsten Deutschlands entweicht, welche Frankreich unter das gemeinsame und schützende Gesetz eines Bundes vereinigt hatte, und durch den Prinzen von Schweden, der ihm seinen Thron verdankte. Diese Heere drangen durch Einverständnisse bis zu dem Wighold von Paris vor, wo mörderliche Gefechte eben so viele Siege für die Franzosen und ihren Kaiser waren. Größer in seinen Unfällen vermauf Napoleon einen Vertrag, der nur die Demüthigung Frankreichs gewesen wäre, vertrauend auf die Tapferkeit und die Hingebung

seiner Leibwache und seiner Truppen, die er so oft zum Siege geführt hatte, würdig der großen Nation, die ihn auf den Thron gerufen hatte, zog er die Schanze *) der Waffen einem Frieden vor, der Frankreich um die Vortheile seiner Umwälzung und um zwanzig Jahre des Ruhms gebracht hätte.

Die verbündeten Heere waren der Vernichtung nah; der Verrath rettete sie und ihre Fürsten, in dem er die Hauptstadt überlieferte. Der Engländer führte wie ein Mittel des Bürgerkrieges geschwinde die geächteten und vergessenen Reste der Bourbons zurück, die man als rechtmässige Fürsten ausrufte, und der Senat, indem er den Thronverlust des Kaisers aussprach, war nichts mehr als eine Rotte Aufrührer, die die Rechte der Nation an sich riß.

Napoleon, seine Lage und Frankreichs Lage beurtheilend, gab eine Macht auf, die er erleuchtet hatte und die er von großer Erinnerungen und ohne Mißtrauigkeit verließ. »Soldaten und Offiziere »der Leibwache, zwanzig Jahre habe ich euch auf »dem Pfade des Ruhms geführt, empfanget dafür »meinen Dank. Mein Ziel ist immer das Glück und »der Ruhm Frankreichs gewesen; jetzt sind die Um-

*) La chance, unser Wort. Die Schanze, ein geflochtener becherförmiger Korb, ein Becher, (Fritillum) woraus die Würfel geschüttelt werden. Davon: in die Schanze schlagen, in die Schanze setzen u. s. w.

»Hände verändert. Als ganz Europa sich gegen mich »gewandt hat, als alle Fürsten und alle Mächte sich »verbündet haben, als ein großer Theil meines »Reichs überzogen worden, als ein Theil Frankreichs »sich entehrt hat, habe ich weichen müssen. Ich hätte »durch Ausdauer allen diesen Anstrengungen wider»stehen können, aber ich hätte den Bürgerkrieg un»terhalten im Schooße dieses unsers lieben Va»terlandes. Ich meine über die Leiden unsers Va»terlandes. Offiziere und Soldaten wandelt immer »auf dem Pfade der Ehre, wo ihr mich immer ge»funden habt. Seyd nicht unruhig über mich; große »Erinnerungen bleiben mir; ich werde meine Augen»blicke noch edel anzuwenden wissen, indem ich sie »bestimme meine und eure Geschichte zu schreiben. »Offiziere und Soldaten, die ihr mir bis zum letz»ten Augenblick treu geblieben seyd, empfanget meine »Danksagungen; ich bin zufrieden mit euch. Ich »kann euch nicht alle umarmen, aber ich werde eu»ren General und eure Fahne umarmen. Fahrt »wohl, meine Kinder! fahrt wohl, meine Freunde! »erhaltet mir euer Andenken« — »Theurer Adler,« (setzte er hinzu, indem er die Schärpe dreimal mit sichtbarer Rührung umfaßte) »mögen die Küsse, die »ich dir gebe, in der Nachwelt wiederhallen!«

Er reiste nach der Insel Elba ab, die er zu sei»nem stillen Aufenthalt gewählt hatte, und nahm den

Ruhm, die Unabhängigkeit, die Freiheit und das Geschick Frankreichs mit. Der Franzose war ohne Vaterland.

Die Züge des Kaisers waren ein Vorwurf für die Verräther; sie eilten seine Bilder herabzuschlagen. Das stumme Schweigen eines bestürzten und erschrockenen Volks war die öffentliche Misbilligung einer ungerechten Handlung, welche die Volksdankbarkeit verletzte. Als ob die Leute der Rotte damals alle Arten Narrheit und Tollheit erschöpfen sollten, ging man so weit, ihm seine Tapferkeit, seinen Ruhm, seine Kriegstalente, das Gute, was er gethan hatte, und selbst seinen Namen und das Datum seiner Geburt abzustreiten.

Dieser große Mann, der die Welt zwanzig Jahre mit seinem Ruf beschäftigt hatte, sah sich niederträchtiger Weise von vielen derer verlassen, die er mit Wohlthaten, Ehren und Reichthümern überhäuft hatte. Das Volk und das Heer blieben ihm treu.

Durch die Gewalt und den Verrath kann man sich eines großen Mannes bemächtigen, aber nicht ihn vergessen machen; man kann durch allerlei Schleichwege der Menge etwas aufbinden, aber es bedarf wirklicher Eigenschaften, um ihn aus dem Gedächtnisse der Menschen zu verwischen.

Die Franzosen, durch unerwartete Begebenheiten betäubt, deren geheime Ursachen die größte Zahl

nicht kannte, waren bestürzt, nicht niedergeschlagen; dem Gefühl ihrer Leiden ganz hingegeben, war ihr Stillschweigen zu Veränderungen, worin sie nicht gewilligt hatten, grade eine Folge der Ermattung der Nation. Sie liessen sich ohne Billigung oder Mißbilligung die Burbone gefallen, welche die Fremden ihnen auflegten und welche der größten Zahl Fremdlinge waren. Viele waren darüber unmuthig, aber das Bedürfniß, sich nach fünfundzwanzigjährigen Erschütterungen auszuruhen, war einem tapfern, hochherzigen, von großen Erinnerungen erfüllten Volke nothwendig, um sich an dem Verbrechen des Verraths zu rächen. Die stolze Haltung Frankreichs in seiner Demüthigung gebot den Verbündeten Ehrfurcht, welche fürchteten es zu reitzen. Diese Verbündeten, welche die von der Rotte die Unverschämtheit hatten die Befreier Europa's zu nennen, verliessen seine Landschaften und nahmen eine wahre Idee von einem selbst in seinen Unfällen großen Volke mit, das ihnen durch seine Siege, seine Eroberungen und seine Arbeiten lange schon Bewunderung abgezwungen hatte.

Dieser Zustand der Dinge war gewaltsam und die geschcidten Leute sahen neue Getümmel und Drangsale vorher. Vergebens suchte man die öffentliche Meinung zu misleiten; man konnte die Wahrheit nicht ersticken noch die Völker von dem Gefühl ih-

ver Unbehaglichkeit ablenken. Der Friede, dessen Rückkehr die Königlichen und die Fremden mit Wuth verkündigten, konnte für die Völker kein Glück mehr seyn. Seine Befestigung, wäre ein solches Unglück damals möglich gewesen, wäre nur eine Entartung der Staaten, ein krebsender Rückfall zur politischen Knechtschaft der Völker und zur Barbarei der alten Zeiten gewesen.

Die Rückkehr der Burbone war ein öffentliches Unglück. Man konnte nicht sagen, ob ihre Anwesenheit mehr das Heil des Staats gefährdete, als sie entehrend für die Franzosen war.

Wir wollen uns hier das Schauspiel der menschlichen Dinge geben. Als ob Frankreich gute Beute wär, beeiferte jeder Fürst sich einen Theil seiner einverleibten Landschaften wieder zu nehmen; Völker rissen sich von ihm los, um wieder unabhängig zu werden. In dieser Zerstückelung der Anwüchse Frankreichs leitete ein schwindelnder Geist die Staaten, den England anschürte, um die Unordnungen des festen Landes durch eine mehr verwickelte Politik desselben zu vermehren.

Die Einverleibungen Frankreichs waren nothwendig für seine Sicherheit und für sein Gewicht in Europa; das übereilte Zugreifen eines Dummkopfs zahlte Frankreich die Frucht von fünfundzwanzig Jahren des Ruhms und von Triumphen, die man

der Tapferkeit seiner Heere verdankte. Ein Fürst ohne Gleichbild in den Jahrbüchern der Völker und allein würdig, einer großen Nation zu befehlen, hatte den Franzosen eine starke und ruhmvolle Regierung kennen gelehrt, hatte den Gemüthern einen Schwung gegeben für alles, was groß ist. Man sah darauf die Unwissenheit, die Unfähigkeit und die Unrechtlichkeit herrschen. Auf jene Erhebung der Geister, die allein zu großen Dingen bewegt, folgten die veralteten Vorurtheile, die der gesellschaftlichen Ordnung und dem schlichten gesunden Verstande entgegengesetztesten Meinungen.

Man hatte dem Republikanismus anhangende Menschen die Kaiserregierung annehmen sehen, ohne der Größe ihres Karakters etwas zu vergeben, man sah darauf dem Kaiser anhangende Menschen sich schaamlos der Rotte der Burbone hingeben.

Menschen, durch die Gesetze des Staats verbannt und Frankreich fremd geworden, sogar sträflich, weil sie die Waffen gegen das Vaterland getragen und in Zeiten der Verwirrungen an Mordthaten und Räubereien Theil genommen hatten, waren allein Franzosen, wegen selbst geächteter Grundsätze lange Zeit Fremdlinge und Verbrecher gegen den Staat. Die Franzosen, welche der heiligen Sache der Revolution dienten, die Tapfern, welche ihr Blut für das Vaterland vergossen, verloren ihre Aemter und

wurden entfernt; was ihnen auf die Achtung und Dankbarkeit ihrer Mitbürger einen Anspruch gab, ward ein Grund ihrer Verwerfung. Ungeduldig in ihrem sträflichen Freudentaumel beschlossen die Bourbone und ihre Anhänger den Tod von allen beiden. Die nützlichsten Einrichtungen der Revolution und eines aufgeklärten Jahrhunderts, die ehrenvollsten für das Volk, das sie gegründet hatte, wurden gar nicht mehr geachtet; die Personen, die Güter und die Gewissen wurden beunruhigt und die feierlichsten Versprechen verletzt; und als wenn in den unseligen Zeiten dieses Zwischenreichs alles unrechtmässig und ungesetzlich seyn mußte, bemäntelte die Doppelzüngigkeit diese verbrecherischen Thaten mit der Rückkehr zur Ordnung und der Achtung für die Personen und die Sachen.

Ein einstimmiges Geschrei erhob sich gegen die Heuchelei einer unvolklichen Regierung, gegen die Ansprüche der Anhänger der alten Einrichtungen; und in diesem Kampfe der Aufklärung und des Volkswillens gegen das monarchischfeudalische System vernichtete Frankreich sich nach und nach.

Napoleon erschien plötzlich wieder, um Frankreich an der dummen Unfähigkeit und den verbrecherischen Eingriffen einer unrechtmässigen Regierung zu rächen und es von den Entwürfen der Ausländer zu ret-

ten, um seiner Unabhängigkeit Achtung zu verschaffen und es wieder in den Rang der ersten Macht Europa's einzusetzen; seine große Seele wachte auch in der Ferne über Frankreich, wie bei seiner Rückkehr aus Aegypten rettete er es zum zweiten Male.

Die plötzliche Ankunft Napoleons, sein reissender Triumphzug gegen Paris belebten die Hoffnung der Franzosen und warfen das Grausen in die Burbone und in die Königischen. Die Beifallrufe der Städte und der Soldaten, der Zusammenlauf der Bürger, die sich bei seinem Durchzuge drängten, um ihren Kaiser zu begrüßen, und die ihn mit ihren Wünschen geleiteten, die Einstimmigkeit der Meinungen, die ihn zu der Macht zurückrief, die er erleuchtet hatte, rechtfertigten die Kühnheit seines Unternehmens. Das Volk und das Heer erblickten in ihm wieder ihren Erretter und er ward wie ein Vater empfangen: er allein konnte die Franzosen zu ihren ursprünglichen Freiheiten zurückführen und ihre Umwälzung beendigen. Diese einzige Hingebung eines Volkes an seinen Fürsten war die würdige Belohnung der Dienste, die er dem Staate geleistet hatte, gegründet auf die gerechte Hoffnung derer, die er ihm noch leisten könnte.

Die Burbone fühlten ihre Ohnmacht und wie sehr sie die Franzosen misvergnügt hatten. Verworfen von den aufrichtigen Freunden des Vaterlandes,

verachtet von den Weisen, verlassen von den aufgebrachten Völkern, auf ihre eigenen Kräfte und auf ihre Nichtigkeit zurückgebracht, hetzten sie zum Bürgerkriege auf, bewaffneten ihre Anhänger und forderten von ihnen den Kopf des rechtmässigen Fürsten, den der Wunsch des Volkes und des Heers wieder auf den Thron rief. Bei seiner Annäherung flohen sie aus Frankreich, welches sie auswarf, und suchten eine Zuflucht bei den Fremden, die sie verachteten. Frankreich ward zum zweiten Mal gerettet.

Als ob in diesen Zeiten alles ausserordentlich seyn sollte, derjenige, der den Erdball durch seine Siege erstaunt hatte, der Herr von Europa gewesen war, beschränkte selbst seine Macht: Frankreich ruhte sich aus von sechsundzwanzigjährigen Erschütterungen in den ersten Veranlassungen seiner Umwälzung, und die Verhängnisse Europas und der Welt nahten ihrer Erfüllung.

Belehrt durch unsere Umwälzung sind die Völker reif für die Freiheit, die Zeiten ihrer gesellschaftlichen Wiedergeburt sind gekommen. Da die blinde Politik der Fürsten uns zwang unsere Waffen in ihre Staaten zu tragen, so hat sie wieder ihren Willen die Berührung von Volk zu Volk inniger machen müssen, und zum ersten Male wird die Befreiung der Nationen aus dem Kriege hervorgehen.

Die Völker haben jetzt das Gefühl ihrer Rechte; sie werden sie wieder erfassen wollen: schon offenbaren sie den Willen dazu. Das eben verflossene Jahr politischer Krise ist nicht verloren gewesen; die Sache der Völker und Könige ist gerichtet worden; und eine Umwälzung, gerecht in ihren Ursachen, fürchterlich in ihren Mitteln, wohlthätig in ihren Folgen, und durch die Zeiten und durch die unwiderstehliche Kraft der Entwickelung der Vernunft in den Menschen herbeigeführt, wird ganz Europa gemeinsam werden. Die dumpfe Gährung, welche gegenwärtig die Völker bewegt, erwartet nur einen gewaltsamen Widerstand, um sich nach aussen hin zu offenbaren, und die unvorsichtige und unterdrückende Politik der Fürsten, ihre Widersetzlichkeit gegen den Wunsch der Völker werden jene Zeiten von Umwälzungen beschleunigen, deren Hemmung nicht mehr in menschlicher Klugheit und Macht steht. *)

*) Die Umwälzungen sind das langsame unvermeidliche Erzeugniß der Zeiten; auch kann nichts ihren Lauf aufhalten: ist der Stoß einmal gegeben, so vermehrt jeder Widerstand seine Kraft, statt seiner Macht etwas zu nehmen. Es ist eine Masse, gegen welche alle einzelne Anstrengungen scheitern; sie zieht die widerstrebenden Willen in ihre Richtung oder zieht alle die an, welche sich in ihrem Kreise befinden. Es steht nicht in menschlicher Macht, die natürliche Ordnung der politischen Dinge zu hindern, eben so wenig als die Umwälzungen der Natur. Politische und moralische Betrachtungen über die Verfassungen.

Während wir einer Ruhe und eines Glücks genieſſen werden, die durch ſo viele Arbeiten und Erſchütterungen erworben und durch ſwanzig Jahre von Ruhm und von künftig unvergänglichen und in den Jahrbüchern der Nationen unbekannten Thaten verbürgt ſind, wird Spanien, aufgeklärt durch unſern Aufenthalt in ſeinen Landſchaften, ein vorübergehendes Uebel für die Kenntniß ſeiner Rechte vergeſſend, wofür es uns einmal ſegnen wird, das Bedürfniß ſeiner Freiheiten empfinden, die ſeit ſo vielen Jahrhunderten von ſeinen Völkern vergeſſen und von ſeinen Fürſten verkannt ſind. Italien wird ſich von jedem fremden Joche befreien und ſeine bis dahin getheilten Völker nur ein einziges Volk ausmachen ſehen wollen. Teutſchland wird ſeine urſprünglichen Freiheiten wieder anſprechen, wird ſich gleichfalls gegen die Zerſtückelung ſeiner Völker erheben, und ſich zu einem einzigen Staat einrichten. Ungarn unabhängig wird ſich auch Herrſcher ſeiner Wahl geben. Polen wird ſeine politiſche Unabhängigkeit wieder gewinnen und ſeine Bewohner werden alle frei ſeyn wollen. Selbſt die Ruſſen, durch dieſe Beiſpiele aufgefordert endlich unter die geſitteten Nationen gezählt zu werden, werden ſuchen frei zu ſeyn und werden eine Freilaſſung verkündigen, wozu ſie ſich den Keim aus Frankreich geholt haben. Die Türkei wird zu ihrer Zeit eine ähnliche

innere Veränderung erfahren, und die gesellschaftliche Freiheit wird sich dort auf den Trümmern des politischen und religiösen Despotismus erheben. England, durch den unvermeidlichen Lauf dieser großen politischen Umwälzung fortgerissen, wird eine innere Erschütterung erleiden, welche Europa und die Menschheit an den Verbrechen seiner Verdorbenheit und seiner verwüstenden und gierigen Ansprüche rächen wird; und diese Erschütterung wird es unter den Nationen der europäischen Familie in seinen untergeordneten Rang setzen. Amerika wird sich ganz von Europa losreissen und der Handel wird künftig das Band der beiden Welttheile machen. Die Aufklärung und die Wissenschaften werden alle Völker von jedem System von Religion befreien, und von der gesellschaftlichen und persönlichen Unabhängigkeit werden die Völker den Uebergang zur Anarchie der Adlichen, zum Despotismus der Höfe und endlich zu jenen politischen Erschütterungen gemacht haben, welche zur Freiheit führen, ohne welche keine Entwickelung möglich ist.

Dann wird die Vergrößerung einiger Staaten den Grund und den Vorwand vieler Kriege wegnehmen. Die Völker, unter sich besser gewogen, sicherer in ihrem Innern, unabhängiger nach aussen, werden über ihre verschiedenen Rechte und Pflichten auch besser aufgeklärt seyn. Jedes Volk, in den

Gränzen eingeschlossen, die ihm sein Daseyn und sein Gewicht auf der politischen Wage für die Ruhe und Aufrechthaltung des allgemeinen Bundes anweisen werden, wird in einem glücklichen Gleichgewicht schweben und sich in einem Verhältnisse finden, das durch aus der beziehlichen Lage der Länder genommene Rücksichten bestimmt ist; denn es sind weniger die Verträge, welche die Ruhe der Staaten sichern, als das Gefühl, das sie haben, einander nicht schaden zu können, da ihre Stärken fast gleich sind. Der europäische Bund wird dann zum ersten Mal geschaffen seyn.

Die Gleichförmigkeit der Gesetze und Einrichtungen wird einen dauerhaften Frieden unter den Völkern stiften, weil aus dieser Gleichförmigkeit ähnliche Sitten und Meinungen entspringen werden. Sie werden sich beeifern von Frankreich ihre Gesetze und ihre Einrichtungen zu empfangen als ein Gut für ihre Ausbildung und ihr Glück und als wenn Frankreich der übrigen Welt in allem zum Muster dienen müßte.

Die Vaterlandsliebe, diese einseitige Tugend der Nationen, die ihre ganze Stärke hätte machen können, als jedes Volk gleichsam Fremdling unter den Völkern war und von der Eifersucht oder dem Ehrgeiz seiner Nachbarn immer zu fürchten hatte, wird nicht mehr die zu ihrer Erhaltung nothwendige

Stärke seyn, wann die besser aufgeklärten Nationen fühlen werden, daß sie nur Glieder einer großen Familie sind, und daß sie alle, die durch ähnliche Gesetze und Einrichtungen regierten, derselbe Geist *) leiten wird.

Da die Volksmenge sich da nur mehrt, wo die guten Gesetze und der Wohlstand zur Ehe einladen, wenn Europa sich je in der glückliche Lage befände, zu bevölkert zu seyn, welches für seine Gesetze und Einrichtungen sprechen würde, so würde es diesem „Uebermaaß von Bevölkerung entweder durch seinen Ackerbau, seinen Gewerbsfleiß und seinen Handel begegnen können oder es würde diesen Ueberfluß ohne Nachtheil nach aussen auswerfen können.„

Und so haben wir unsern Mann denn allerlei beschreiben, bemerken und weissagen gehört, und wollen uns keinesweges vornehm gebehrden noch leugnen, daß Manches, was auch in den von uns über-

*) Sobald die Vaterlandsliebe ausschliessend wird auf Kosten der Menschheit, nemlich jener wohl geordneten Empfindung, die uns bewegt alle Menschen zu lieben und das Wohl aller Menschen, ohne Unterschied von Ländern und Gegenden zu wollen, hört sie auf eine Tugend zu seyn und entsittlicht uns sogar. Auf diese Weise waren die Römer ein grausames Volk, sind die Engländer nur stolze, treulose, gierige und verpestende Eigensüchtler. Das Vaterland ist für den Weisen, was die Familie für die Verwandten ist. Er zieht sein Wohl vor, aber er will das Wohl aller Völker, denn das Glück seines Landes ist abhängig von dem Glücke anderer Länder.

letzten Stellen seines Buches vorkommt, auch uns ganz verständig gesagt, Einiges auch ewigen und unumstößlichen Wahrheiten gleich däucht. Nur seine Art der Darstellung und seine Anwendung und Deutung des Dargestellten scheint uns durchaus verwerflich und auch wohl hie und da verdammlich, insofern die Gesinnung, woraus es hervorging, verdammlich ist. In dem Einen Ersten wollen wir ihm Manches nachsehen, nemlich in der Vergötterung seiner französischen Umwälzung und seines großen Napoleons, so wie in der Herabwürdigung der Burbone, da wir nicht wissen können, was der Mann vom ersten April 1814 bis zum ersten April 1815 durch die Letzten gelitten haben oder vorhergesehen haben kann, oder wodurch in so erschütterten Zeiten und Verhältnissen, als in welchen wir leben, seine Ansicht hier verdunkelt seyn kann. Aber in dem Zweiten können wir ihm nichts nachsehen noch ihn entschuldigen, da ist er durchaus verdammlich, weil er da durchaus Franzose und nicht Mensch ist, wie viel er auch von allgemeinen Gesetzen der Menschheit und von der Nothwendigkeit schwatzt, daß die einzelne und kleine Vaterlandsliebe in der großen und allgemeinen Menschenliebe, die endlich das einzige Band der Völker seyn werde, untergehen müsse. Auch wir mögen wohl nicht leugnen, daß wir für unser Volk oft partheiisch sind — denn wer mögte

überhaupt da ganz unpartheiisch seyn, zumal in Zeiten wie die unsrigen? — aber so partheiisch hoffen wir doch nimmer zu werden, wie auch die gescheidtesten Männer des Volkes, das schon unsre Urgroßväter des teutschen Reiches Erbfeind nennen. Hier sitzt der Teufel der Lüge und Eitelkeit, weswegen zwischen ihnen und uns Eintracht und Liebe nicht seyn kann, sondern immer eine weite Kluft bleiben wird; hier wohnen, wie in jeder Sünde, die Dummheit und die Schlechtigkeit mitsammen. Darum sind sie bei allem Lärm, den sie von sich und ihren Thaten machen, ein kleines Volk, darum ist ihre Geschichte klein und seicht, und wird immer kleiner und seichter werden, weil sie, welchen Stoß und Schwung sie sich auch geben, nie über sich und über ihr Volk sich erheben können. Frankreich und die Franzosen, französische Kunst und Wissenschaft, französische Liebenswürdigkeit und Menschlichkeit darin bleibt ihnen endlich die ganze Welt stecken und daraus soll die ganze Vergangenheit sich erklären und die ganze Zukunft sich bilden lassen. So kommt ihnen denn auch im Uebermaaß, was sie verdienen, daß sie mit allen ihren Künsten und mit allem ihrem spitzen Scharfsinn recht plump und platt hinfallen, sobald sie einmal über ihren engen Kreis der Erbärmlichkeit hinaussliegen wollen: sie sind in der Lüge so versteint und zur Dummheit so

verflucht, daß sie blind sind, wo alle andere Völker fast schon hell sehen. Und solche wollen noch die Führer seyn, und nennen sich die Ersten, ja die Einzigen des Zeitalters? Wir haben gesehen, wie sie die Dinge geführt haben, wir werden ja sehen, wie sie sie führen werden. Gott behüte aber uns, daß wir nicht so weit in der Teutschheit verstocken, daß wir für alles Andere erblinden! Ich hoffe aber, und auch meine ich, daß wir auf die Weise nicht teutsche Patrioten werden können: es wird ja bei uns fast immer auch hinfort mehr in die Weite als in die Enge gehen wollen, und wir können wohl sagen: Etwas enger schadet uns nicht.

XIII.

Ein Wort über die Pflegung und Erhaltung der Forsten und der Bauern im Sinne einer höheren, d. h. menschlichen Gesetzgebung.

Rousseau, der einst so gepriesene und auch so verrufene Genfer, fängt seine Bücher über die Erziehung des Menschen mit dem Tadel an, daß der Mensch der eigentliche Affe der Natur sey, der nichts in dem Zustande lasse, worin sie es erschaffen habe, sondern alles verkünstele, verhunze und entmenschliche, und so endlich alles häßlich oder unglücklich mache. Rousseau hat nun freilich, ohne daß er eben darum wußte, aus der Kunst heraus gegen die Kunst gestritten, beides gegen die äffische und die menschliche Kunst. Denn der Mensch ist von Natur das Wesen der Kunst, sein erhabener Kunsttrieb, das, wodurch er die Natur verschönen oder verhäßlichen, verbessern oder verderben kann, ist ihm als Ersatz gegeben für das, was wir an den Thieren Instinkt nennen. Wenn wir das Kunstwesen den Menschen betrachten und die Natur, die doch auch seine Mutter und Herrin ist, ihm gleichsam als etwas ausser ihm oder gar als etwas unter ihm Stehendes entgegensetzen, so erscheint er uns fast wie ihr

Herr und Meister, wie derjenige, der bestimmt ist, sie zu bilden, zu gestalten, zu verschönen und zu erhalten, damit der höchste Zweck des irdischen Lebens erfüllt werde, welcher ist Schönheit zur Tugend, damit die äussere Welt werde, so sehr das hier unten möglich ist, ein Bild, ja ein Spiegel der inneren Welt, damit die untere Welt, diese zwischen Tag und Nacht und Licht und Finsterniß wandelnde und schwebende Welt, werde ein Gleichniß der oberen Welt, wohin eine sehnende Ahndung oder eine dunkele Rückerinnerung alles Licht und alle Seligkeit und Heiligkeit setzt. Wollen wir uns diese Worte deutlicher machen, so heissen sie: Der Mensch soll die Erde, seine Natur, so verwalten und regieren, daß das Schöne und Gute in ihr bleiben und wachsen könne. Dies ist deutlich genug gesagt, aber immer schwimmen die Worte noch in einer Allgemeinheit weg, die so vieldeutig oder vielmehr so alldeutig ist, daß keiner sieht, worauf sie bezogen werden sollen oder wie sie auf unsre Ueberschrift bezogen werden können. Wir müssen daher suchen, sie dem Gegenstande, den wir behandeln wollen, durch weitere Zerlegung des Sinnes, den wir hier meinen, näher zu bringen.

Wie diese Erde dem zu ihr aus dem Geisterreiche Verstossenen ursprünglich von Gott übergeben sey, in welchem Zustande von Schönheit oder Häßlich-

keit, von Gesundheit und Ungesundheit, von Fähigkeit oder Unfähigkeit, ein starkes und schönes Menschengeschlecht zu entwickeln und zu erhalten, mit Einem Worte, mit welcher Fähigkeit, das geistige und vernünftige Wesen, das wir Mensch nennen, zu tragen, das wissen wir nicht. So weit ist die älteste irdische Geschichte unsers Geschlechts verloren und klingt kaum in einzelnen spärlichen Fabeln und Sagen; und wir können kühnlich sagen, daß wir von unserer ältesten himmlischen Geschichte weit mehr wissen als von jener, weil diese in einem jeglichen selbst aufbewahrt ist und oft noch so wunderhelle Gesichte und Träume hat. Aber späterhin kennen wir die Erde und auf dieser Erde die einzelnen Welttheile und Länder, so wie uns die Geschichten der einzelnen Völker aufgehen und verschwinden; und da begegnen uns allerlei auffallende und zum Theil seltsame Erscheinungen, aus welchen sich wieder allerlei auffallende und seltsame, aber auch allerlei verständige und gescheidte Folgerungen ziehen lassen; und auf diese so wichtigen Dinge müssen wir bei unserer Betrachtung wenigstens einige flüchtige Blicke werfen. Ich habe mich darüber in einer früheren Arbeit *) ungefähr ausgesprochen. Ich sage absichtlich ungefähr. Ich wünschte, ich könnte hier deutlicher hinstellen,

*) Einleitung zu historischen Karakterschilderungen. Berlin 1810.

was dort zum Theil in neblichter Dämmerung hangen geblieben ist und was bei Gegenständen, die immer in die verborgene und den Sterblichen verhüllte Werkstatt der Natur hineinlaufen, leider so häufig in Dämmerung hangen bleiben muß. Meine dort hingelegten Ansichten sind im Ganzen heute noch dieselben; einige historische Irrthümer würde ich verbessern, die Darstellung würde ich lichter und leichter zu machen suchen, wenn ich das Buch einmal wieder umarbeitete.

Uns däuchte die Aufgabe des Menschen, die er hienieden zu lösen hat, daß Schönheit zur Tugend werden solle. Da nun Schönheit und Tugend in Vereinigung hier auf Erden nur in dem Menschen hervorgebracht werden können, so haben wir in jenem Buche gesprochen von einer menschlichen und unmenschlichen Erde und von dem Menschlichmachen oder Unmenschlichmachen der Erde; wir haben gesagt, die Erde könne vermenschlicht, sie könne humanisirt werden (denn vielen ist leider das fremde Wort läufiger als das heimische) und müße humanisirt werden. Was haben wir wohl mit diesen Worten gemeint, wenn wir nicht bloß damit gespielt haben, wie so oft etwas unfromm in witzig seyn sollenden Gegensätzen mit Worten gespielt wird?

Wir meinten, die Erde werde menschlich

gemacht, in wie fern sie geschickt gemacht werde, die stärksten, gesündesten und schönsten Menschen an Leib und Seele hervorzubringen und zu nähren; sie werde unmenschlich gemacht, in dem Grade, wie sie ungeschickt werde diesen Zweck zu erfüllen, wie das Menschengeschlecht, das sie hervorbringt und nährt, schwächer, verkrüppelter und häßlicher werde an Leib und Seele.

Wir glauben, daß der Urmensch sehr herrlich war und von dem göttlichen Ebenbilde leuchtendere Spuren trug, als die meisten jetztlebenden Menschen; wir glauben auch, daß Gott ihn in ein schönes und glückliches Land einsetzte, das fähig war ihn in seiner Herrlichkeit und Gottähnlichkeit zu erhalten. Wenn wir aber in späteren Zeiten, welche man geschichtliche Zeiten nennt, und welche hinter den Fabeln und Sagen der frühesten Vorzeit liegen, die Länder und Völker und Welttheile in ihrer Einzelheit und Geschiedenheit erblicken, so erblicken wir auch die ungeheuersten Unterschiede. Einige Völker schön, stark, tapfer, geistreich, andere häßlich, schwächlich, dumm, feig; einige allem Großen und Tugendlichen zustrebend, andere fast den Thieren ähnlich und immer tiefer zur Thierheit herabsinkend. So die Länder: einige durch zu viele Kälte, andere

durch zu viele Hitze wenig fähig für Menschen. Unter denen, deren Himmelstrich nicht feindselig ist, findet sich doch auch der gröſste Unterschied der Schönheit, Fruchtbarkeit und Gesundheit, kurz der gröſseren oder geringeren Fähigkeit für Menschen. Von diesen so verschiedenen Ländern sind einige von der Natur verwahrlost, andere durch die Menschen verdorben. Ausser den zu kalten und zu heissen Ländern, wo die Herrschaft der Elemente fast immer mächtiger ist, als die Herrschaft des Geistes, giebt es nemlich einige mit angebohrner Unfruchtbarkeit; viele auch sind durch menschliche Unwissenheit und Ruchlosigkeit unfruchtbar und häſslich geworden aus schönen und fruchtbaren, die sie weiland waren. Noch sind andere, die weder von der Natur verwahrlost noch von den Menschen verdorben oder verschönert und verbessert sind, Länder, die ich gleichsam zu junge und rohe Länder nennen möchte. Einige Worte, über diese Verschiedenheiten gesagt, werden zum Theil einleiten und erklären, was wir nachher betrachten wollen.

Von der Natur verwahrloseté Länder sind solche, die eine unheilbare Unfruchtbarkeit oder Ungesundheit haben. Schnee- und Eisländer, die groſse Wüste zwischen dem Atlas und Mittelafrika, viele Wüsten Arabiens und Mesopotamiens, kahle Berge, und

verpestende Sümpfe gehören dahin. Wo die Natur nichts hervorbringt oder wo der Mensch nicht mit Freude und Gesundheit wohnen kann, da ist es heillos.

Von den Menschen verwahrloseten und verdorbene Länder lassen sich leider zu viele zeigen. Man hat so oft gehört und gelesen: Wo der Mensch schlecht und erbärmlich wird, da wird auch die Natur schlecht und erbärmlich, und man hat allerdings in der Regel etwas Wahres gehört, wenn man sich nur bemüht, deutlich zu denken und zu begreifen, wie das Verhältniß des Menschen und der Natur denn eigentlich zu einander ist und wie denn solches wohl wird und geschieht. Man kann den Spruch auch umkehren, und sagen: Wo die Natur schlecht ist oder schlecht wird, da ist oder wird der Mensch auch schlecht; und die Natur wird wohl häufig voran stehen müssen. Auch das hat man gesagt: Die Erde baut sich endlich aus, es giebt Jahrhunderte, wo dieses oder jenes Land fruchtbar gewesen ist und fruchtbar seyn konnte in einem ausserordentlichen Grade; wann diese Zeit ihrer Fruchtbarkeit oder höchsten Fruchtbarkeit vergangen ist, nimmt sie reissend ab und können endlich dürre Sandflächen oder kahle Berge werden,

wo keine Bäche rieseln noch Quellen sprudeln, sondern wo das einzige Naß, was die Erde giebt, Naphta- oder Salzquellen sind, ja wo endlich sogar die Wolken des Himmels darüber hinziehen, ohne je ihren befruchtenden Regen herabzuschütten. Ueber diese Sprüche der Erfahrung oder der Meinung dürfen wir nicht so leicht hinhüpfen, sondern müssen uns etwas breiter darüber erklären, wie es uns dabei dünket; denn viele dieser Dinge sind so fein, daß man bei ihrer Betrachtung und Beurtheilung innerhalb des Dünkens stehen bleiben muß.

Der Mensch und die Natur machen einander gegenseitig. Dies ist so unleugbar, daß ihm keiner widersprechen wird. Aber auch das ist unleugbar, daß die Natur mehr den Menschen macht, als der Mensch die Natur. Dies behaupten wir trotz alles unendlichen Uebergewichtes, das wir in der geistigen Kunst des Menschen anerkennen; denn auch die Natur mögten wir nicht gern als ein kraftloses und fast todtes Ding, worauf der Mensch nur pflügen und hauen und hämmern solle, geglaubt und angesehen wissen. Wenn wir uns die rechte Ansicht klar machen wollen, müssen wir uns die Dinge und Verhältnisse gleichsam mehr in ihrer Ursprünglichkeit

oder in ihren Anfängen denken. In einem unfruchtbaren, häßlichen, traurigen und reitzlosen Lande, das entweder immer so war oder von Menschen so gemacht wurde, wird auch ein schönes, edles und geistiges Menschengeschlecht nach und nach von seinen Vorzügen verlieren, weil jeder äussere Mangel seine Schatten auch auf das Innere werfen muß. Aber auch wo ein vorher frisches, tapferes und freies Volk weichlich, feig und sklavisch wird, muß das Land, das von demselben bewohnt wird, (oder die Natur) diese Entartung und dieses Unglück fühlen. Wie ganz anders sieht Aegypten, Tunis, Asien, Griechenland und Unteritalien jetzt aus als zu den Zeiten Psammetichs, Hannibals, Solons und Pythagoras! Wahrlich mit der Tugend und Weidlichkeit der Männer scheint auch die Fruchtbarkeit und Schönheit der Natur untergegangen zu seyn. Wenigstens wird jeder, der jetzt um die großen Erinnerungen von Karthago, Miletus, Agrigentum (Girgenti) und Kroton wandelt, ausrufen: wie verwandelt von weiland! Und wie der Mensch von einer schlechteren oder schlimmeren Natur verändert und verschlechtert wird, das sehen wir wohl, wenn wir den Germanen auf Grönland (den aus Norwegen) mit dem um Christiania, wenn wir den Portugiesen von Coimbra und Oporto mit dem in Goa oder Mozambique, und wenn wir den Britten aus Hull

oder Bristol mit dem in Jamaika oder in den Carolinas vergleichen. So daß wir durch zu viele Erscheinungen gezwungen werden zwischen dem Menschen und der ihn haltenden und umgebenden Natur ein gewisses ähnlichmachendes und wechselseitig einfließendes und bildendes Verhältniß gelten zu laßen, ohne daß wir freilich das Einzelne und die Uebergänge und überhaupt das Wie und Warum immer zeigen können. Denn es ist so vieles verborgen, wenigstens so weit verborgen, daß es sich der Bezeichnung durch Worte weigert, was doch alle Tage erscheint und gesehen wird. Wenn ich sage, der Italiäner hat mit seinen Zitronen und Orangen, der Teutsche mit seinen Eichen und Buchen, der Schwede und Normann mit seinen Fichtenwäldern und Metallen, ja mit seinen Wölfen und Bären, der Indier mit seinen Palmbäumen und Tigern und Löwen, der Reiter endlich mit seinem Pferde und der Ruderknecht mit seinem Ruderboote und der Mönch mit seiner Kutte einige Aehnlichkeit, so scheine ich Vielen freilich etwas sehr Lächerliches zu sagen, aber ich sage darum doch nichts Unwahres. Die meisten Menschen, also auch die Völker, werden auf die mannigfaltigste Weise von dem Aeusserlichen und Leiblichen berührt und gestaltet; die Geistigsten werden von dem Willenlosen und Aeusserlichen am wenigsten beherrscht werden, aber sie

werden doch durch viele Zeichen verrathen müßen, daß sie abhängige und beschränkte Sterbliche sind.

Ich bin durch das, was ich äußerlich erfahren, d. h. durch die Geschichte und durch Menschen gelernt habe, und durch das, was ich täglich und stündlich äußerlich sehe, innig überzeugt, daß das Ausarten der Länder und Völker beiden gewöhnlich unwillkührlich und unwissend widerfahren ist: Sie sind mit einander schlechter geworden, weil der Mensch mit seiner Natur übel haushielt und sein Land nicht so verwaltete, daß es schön und fruchtbar bleiben konnte. So geschah es ihm, daß er von Jahrhundert zu Jahrhundert schwächlicher geistloser und elendiger ward und endlich aus allem höheren Zusammenhange und Gegenreitze mit seiner Natur kam, die ihn zuletzt ganz verließ, da er sie mehr und mehr schändete und verwüstete. Auf diese merkwürdige Gegenseitigkeit werde ich weiter unten zurückkommen müssen. Mir däucht, es wäre dem Menschen möglich, aus Erfahrungen vergangener Jahrtausende und aus Winken und Zeichen, die ihm alle Tage gegeben werden, endlich ungefähr inne zu werden, wie er mit seiner Erde umgehen und wie er sie verwalten (ich mögte sagen bewirthschaften) müße, damit sie ihm eine freundliche, schöne und fruchtbare Mutter bleibe und damit er auch

durch sie immer in dem hohen Triebe geweckt und gereizt werde, nur als der stolze und erhabene Freund der Gestirne, nicht aber als der Urenkel Kains mit dem Sinn der Unhuld und Verwüstung auf ihr umherzuwandeln. Den Satz, daß viele Länder sich endlich ausbauen und daß trotz aller verständigen Gegenarbeit der Menschen die Fruchtbarkeit mit den Jahrhunderten mehr und mehr hinschwinde, mögte ich im Allgemeinen nicht gelten lassen. Im Einzelnen mag es oft wahr seyn, selbst durch innere Umwälzungen der Erde, die auch auf das Aeussere einfließen, dann auch durch Erdbeben, Vulkane und Ueberschwemmungen, die so viele Veränderungen und Verwüstungen mit sich führen; aber gewöhnlich ist der Mensch, der Zerstörer oder der Versäumer, schuld, wenn ein früher durch seine Fruchtbarkeit gepriesenes Land später als ein unfruchtbares und schlechtes Land gescholten wird. Der Mensch kann durch seine Unwissenheit oder Ruchlosigkeit den Stürmen oder Sonnenstrahlen zu viele Gewalt geben, er kann die Regen vom Himmel sogar und alle fruchtbare Dünste ableiten von seinem Lande, ohne daß er seiner Thorheit inne wird. Und ist solches einmal geschehen, dann mag er Himmel und Erde vergebens anrufen, kein Gott giebt ihm den verlornen Segen wieder. Wie die Völker dies oft gethan haben und noch thun, darauf werde ich weiter unten hinweisen.

Ich habe oben gesagt, es gebe Länder, die man wohl zu junge und zu rohe Länder nennen könne. Ich meinte diese Jugend und Rohheit aber in Beziehung auf den Menschen: sie kommen mir fast zu jung und zu roh vor, als daß sie recht starke und stattliche Menschen hervorbringen und erhalten können. Ich will sagen, wie ich es meine, oder vielmehr, wie es mir däucht.

Jedes Thier und jede Pflanze hat seine Nahrung und seine Luft, sein Licht und seine Wärme, worin es am besten gedeiht. Wir können von vorn herein schließen, daß dies auch mit dem Menschen so seyn müße, wenn wir grade nicht bestimmt angeben können, wie denn die Mischung der Säfte und Elemente und wie Luft und Licht eben seyn müßen, damit der Mensch der stärkste schönste und gesundeste werde. Das bestimmte Maaß und Verhältniß wißen wir nun freilich nicht, aber die Stufen können wir gewahren und die Verschiedenheiten, die zu auffallend sind, müssen wir gewahren, wenn wir sie auch nicht sehen wollen. Daß es solche Unterschiede giebt, sprechen wir alle Tage aus, wenn wir sagen: die Eiche verlangt schweren, die Fichte leichten Boden, die Sau gedeiht in Morästen, das Reh auf Bergen, das Kamel will ein warmes, der Bär ein kaltes Klima. Aber nicht bloß für die Arten und Geschlechter im engeren Sinn giebt es besondere Zoll-

herungen, sondern auch für die großen allgemeinen Geschlechter. So giebt es Länder, die nur erst den Pflanzen und Gewürmen günstig, den größeren Thieren aber und dem Herrn der Schöpfung, dem Menschen, noch wenig brauchbar scheinen; diese habe ich gemeint, als ich von zu jungen und zu rohen Ländern sprach. In den Ländern, wo das Feuchte und Weiche das Uebergewicht hat, gedeihet das Weiche, Saftige, Ueppige und Schlaffe am besten: ungeheure Pflanzen, Bäume, vom Ueberfluß der Säfte schwellend, gewaltiges Gewürm, Ungeziefer und Lindwürme einer Scheußlichkeit und Größe, die nicht mehr gesehen werden, so wie das Weiche mehr dem Festen und das Ueppige und Ueberfliessende dem Gemässigten und Gestalteten weichen muß. Was vollendetere Gestalten hat, scheint bei dieser Beschaffenheit und Mischung der Säfte, womit die umfliessende Luft natürlich in Uebereinstimmung ist, weniger zu gedeihen; z. B. die meisten Thiere stärkerer Knochen, wenn sie nicht Schlammthiere sind. Auch des Menschen Leib scheint bei einem solchen Zustande der Natur sich weder zu der gehörigen Ausdauer noch sein Geist zu der gehörigen Lebendigkeit entwickeln zu können; auch auf ihn scheint das Ueppige und Schlaffe nicht wohlthätig einzufließen. Es scheint, das Feste und Gebildete in der Natur muß dem Weichen und Gestaltlosen, das Trockene und Leichte dem Nassen

und Trüben überlegen seyn, damit ein fester freudiger, gesünder und geistreicher Mensch werden könne. Es kann aber auch wohl geschehen, daß ein Land zu trocken und fest und in seiner Gestalt zu arm an Wechseln und zu einförmig starr ward; dann muß der Mensch in seiner äusseren Gestalt und in seinen inneren Trieben auf eine andere Weise verkümmern. Es sind Schatten, womit wir spielen, aber die auf Lichter hindeuten, die wir wenigstens mit Worten nicht zeigen können. Beispiele erklären einige Dinge am besten.

Das Land, wo jetzt Newyork und Boston liegen, war vor tausend Jahren gewiß größtentheils mit Seen, Morästen, Wäldern, Pflanzen und Moosen bedeckt, die von mancherlei Gewürmen, ungeheuren Schlangen und einer Unendlichkeit von Fischen und Vögeln wimmelten. Zu jener Zeit waren die größeren Landthiere jener Gegenden gewiß weichlicher und schwächlicher, als sie jetzt sind, und auch der Mensch, der einzeln durch die noch ungebändigte und ungeordnete Natur hinschweifte, hatte noch keinen Kern. Vor zweihundert Jahren hatten die größeren Thiere und der Mensch die Erde schon mehr bezwungen und den Pflanzen und Würmern das Gebiet eingeschränkt; da waren gewiß schon viele derselben vergangen oder kleiner und schwächer geworden, als in früheren Jahrhunderten. Jetzt wieder

wie ganz anders sieht das Land aus, als zu den Zeiten der Königin Elisabeth und des Königs Jakob! Wie würden die europäischen Pflanzer erstaunen, wie wenig würden sie das Land kennen, die vor zweihundert Jahren dort lebten, wenn sie wiederkehren könnten! Schon geht der Pflug, wo damals die Fische scherzten oder ungeheure Schlangen ihre Riesenleiber fortwälzten, und dichte und wüste Wälder sind verschwunden und ihre Stelle nehmen anmuthige Dörfer oder blühende Städte ein. Noch hat es hie und da ungeheure Lindwürmer in den abgelegeneren Sümpfen und Wäldern, aber die Zeit wird kommen, wo der Urenkel über die Geschichten davon wie über Mährchen lachen wird. So macht der waltende und bildende Mensch sich von Jahrhundert zu Jahrhundert die Natur mehr fertig, er bereitet sie für sich, er vermenschlicht sie. Auf diese Weise haben viele Urvölker arbeiten müssen oder solche, die in rohe Länder als Pflanzer gekommen sind. Auch die Pelasger und Hellenen hatten ihre Bestien- und Schlangenbändiger und Würger, selbst aus unserer germanischen Vorzeit werden ungeheure Wölfe und Schlangen erzählt, dergleichen wir nun nicht mehr sehen. So ist die ewige Ordnung der Natur, daß das Unedlere und Unvollkommenere weichen oder untergehen muß, wann das Edlere und Vollkommenere sich bilden und entwickeln soll.

Das Gewürm sucht Dunkelheit und Schlamm und Koth, worüber die Sommerhitze, von keinen Lüften bewegt, brüten kann. Darin gedeihen üppige oder wohl gar giftige Pflanzen am besten, und die unedelsten der Thiere. Die edleren Thiere wollen schon mehr auf dem Festen treten und verlangen mehr Luft und Licht. Der Mensch aber, der vom Himmel stammt, kann des bewegten Aethers und Lichtes nicht entbehren. Darum zapft er die Sümpfe ab, damit die faulen Dünste schwinden, und haut die Wälder nieder, damit die Lüfte frei athmen und als Winde spielen, ja als Stürme sausen können; darum öffnet er sich Hügel und Höhen, damit er das Licht schauen und schlürfen könne. Bei dieser Arbeit, die beides für das Aeussere und für das Innere, für die Noth des Leibes und für die Weide des Geistes ist, schafft er sich im Ablauf der Jahrhunderte endlich beides, Schönheit und Kraft: er bringt die Natur und sich in das Gleichgewicht und die Uebereinstimmung, worin die Natur als die schönste erscheint und worin er der stärkste wird.

Was ich hier im Allgemeinen hingestellt habe, gilt für jedes Land und Volk nach Art und Himmelstrich wieder im Besonderen. Nicht durch eine tiefe Ueberlegung, sondern durch ein natürliches Gefühl des Schönen oder Häßlichen, des Nützlichen oder Schädlichen findet der Mensch in den einfacheren

Zuständen der bürgerlichen Gesellschaft und in den Anfängen der Bildung und Verfeinerung das, was grade ihm und grade dem Lande, worin er wohnt, nothwendig und ersprießlich ist. Die Natur lehrt dem, der ihr näher steht und einfältiger mit ihr umgeht, was späterhin keine Kunst lehren kann, sondern nur die Weisheit, die wieder kindlich zur Natur zurückkehrt. Will der Mensch in Zuständen, die das Bild der alten Einfalt verloren haben oder verkünstelt oder gar verdorben sind, das rechte Verhältniß begreifen, worin sein Urahn einst mit der Erde gestanden ist und worin er sich wieder setzen soll, so muß er wieder einfältig und unschuldig werden wie ein Kind und das Leben und die Ordnung, welche die Menschen damals mit der Natur führten, und die Pflichten und Gesetze, die sie sich gegen dieselbe auflegten, sy verstehen lernen, oder er wird es nur höchstens zur Erklärung einzelner Erscheinungen oder zur Kunde einzelner Versuche und Proben bringen. Der Mensch hat gewiß einst in einem viel liebenderen und klareren Verständnisse mit der Natur gestanden, die damals ganz seine Natur war, er hat ihr gewiß vieles ablauschen und abfragen, ja abfühlen können, wovon einzelne Wahrzeichen und Sagen noch übrig sind, welche die sogenannten Klugen für Albernheiten und Aberglauben erklären und wovon die, welche daran glauben, meistens sowohl Deutung als Bedeutung

verloren haben. Der Inder und Aegypter hat einst gewußt, wo er die Wälder niederhauen und wo er sie schonen und pflegen, wo er die Wasser eindämmen und wo er sie abzapfen, gegen welche Sonnenseite er für sich das Haus und gegen welche für sein Vieh die Hürde bauen sollte. So der Grieche, der Hispanier, der Germane, jeder in seinem Lande und in seinem Volke. Auch der Einzelne für sein einzelnes Daseyn und Bedürfniß hat sich so besser mit der Natur verstanden und begriffen, ja unterredet, und, wo sich ein Einfältiger findet, versteht und unterredet er sich noch alle Tage so. Hellsehende hat es vormals wohl viele gegeben, die tief in die Tiefe sahen und scharf zu der Höhe blickten; aber gewiß giebt es ihrer jetzt auch noch manche, worüber nie das Mesmersche Metallstäbchen geschwungen worden. Als der Mensch noch die Natur mit Liebe und Treue umfaßte, wußte er sich selbst manchen Rath und manche Hülfe zu schaffen, die er jetzt bei Philosophen und Aerzten vergebens sucht. Und wie der Einzelne für das Natürliche einst hellsehender war, so waren es auch die Völker. Wir können es aus Plato und Aristoteles und Hippokrates und mehreren weisen Männern des Alterthums sehen und aus manchen physischen und metaphysischen Lehren der verschiedenen Philosophenschulen, daß die Männer in jener alten Zeit viel mehr wußten,

als man ihnen in den letzten Jahrhunderten zugetraut hat; ja auch in den chemischen und alchimistischen und astrologischen Wunderbüchern und in den vielen Büchlein von Sympathien, Arzneimitteln, Elementen u. s. w., die, zum Theil aus dem Mittelalter herstammend, im fünfzehnten, sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte gedruckt wurden und unter die Menschen kamen, erscheint oft eine so unmittelbare Wahrheit, eine so zarte Beziehung und Uebereinstimmung des Geistigen und Leiblichen, des Menschlichen und Natürlichen, daß die ganze seichte Ueberklugheit des achtzehnten Jahrhunderts dazu gehörte, dies Alles mit den Worten Aberglaube und Betrug zu anderm nichtigen Plunder hinzuwerfen. Von den Bestandtheilen und Mischungen der Dinge und von den einfachen Kräften und Wirkungen haben die alten Zeiten und auch die Zeiten unserer Väter etwas mehr gewußt, als die sich weise dünkenden letzten.

Das Wissen und das Begreifen theilt der Mensch mit Vielen, er muß es von andern lernen, er muß andere darnach fragen, er muß es von anderen berichtigen lassen; das Anschauen und das Glauben theilt er mit keinem, das hat er allein, es ist sein Eigenstes, Innigstes, Gewissestes. Alles kann man ihm nehmen, dieses nicht; die Welt und alles in ihr kann vergehen, dieses nicht: es ist ja der Geist selbst,

das Ich, der Mensch. Wie der Gläubige und Fromme nichts festers und gewisser hat als die jenseitigen Güter und das ewige Leben, so kann der Mensch überhaupt nichts festes haben, als was er von selbst findet, wenn er auf keiner Jagd der Eitelkeit begriffen ist, was ihm von selbst kömmt, ohne daß er weiß, woher noch wozu. Es giebt einen heiligen und sicheren Pfad für die Geister, wodurch sie ohne eine sichtbare Jakobsleiter täglich in den Himmel steigen können; es giebt eine unbegreifliche nicht bloß geistige Nacherinnerung eines früheren Zustandes, sondern einen geistigen Anhauch, eine geistige Mittheilung, die uns oft auf das wunderbarste kommt. Wäre dies nicht, wo blieben Offenbarung und Geschichte? und was frommten sie uns? Wenn wir so immer mit dem Himmel und den Gestirnen in Wechselwirkung stehen, wenn ihre Lichter, die doch so hoch und fern von uns sind, uns oft als so freundliche Boten kommen, wäre es denn so unnatürlich zu glauben, daß uns nicht ganz versagt sey, die Erde und ihre freilich unedleren und dunkleren Geister und Kräfte zu verstehen oder auch nur zu belauschen? sollte unser irdischer Theil, dessen oft zu liebendes und zu warmes Anklammern an diese Erde wir ja häufig so schmerzlich fühlen und büßen, ganz kalt, gefühllos, ja todt seyn? todter als Holz und Stein, die doch auch ein Leben haben? Wenn so, ist

es gewiß nicht. Die Natur hat gewiß einst vernehmlicher gesprochen zu den Menschen und sich ihnen unverhüllter gezeigt, als sie dies in klaubenden und klügelnden Zeitaltern darf. Wie der Mensch die Warnungen und Eingebungen der innersten Brust als unmittelbare Gebote von oben gleich ewigen und unverrücklichen Gesetzen ausspricht, so hat er gewiß manche Enthüllungen und Zuflüsterungen von den verborgenen Kräften und Geheimnissen der Natur einst als unumstößliche Lehren angenommen. Von Sonne, Mond, Luft, Licht, Sternen, Wassern, Winden, Tageszeiten, Jahreszeiten, ja von Pflanzen und Metallen haben die Menschen früherer Geschlechter gewiß Manches gewußt, was als Narrheit oder Alteweibermährchen so lange verspottet worden ist, bis es untergegangen. Woran keiner mehr glaubt, das kann auch überhaupt nicht mehr seyn. Wie ich oben sagte, wenn wir die Alten lesen und auch Vieles, was unserm sogenannten Mittelalter zugeschrieben wird, lesen oder hie und da noch von einzelnen Lippen ausgesprochen hören, so gehen uns oft wundersame Lichter auf, und von einzelnen Aussprüchen des schlichten und einfältigen Glaubens däucht es uns dann oft so licht, daß der tiefste und höchste Zusammenhang der Dinge daraus hervorzublitzen scheint. Denn eben das ist

das Gröſste der gröſsten Wahrheiten, daſs die sie aussprechen nicht darum wissen. Mit der höchsten Wahrheit ist es wie mit Gott, Leben, Unsterblichkeit und allen uranfänglichen Dingen, daſs man sie unmittelbar ergreift, aber nie begreift.

Auf diesem Punkte, nemlich daſs er sein Verhältniſs zu der Natur versteht und diesem gemäſs sich und die Natur einrichtet und verwaltet, steht der Mensch gewöhnlich die ersten glücklichen Jahrhunderte, nachdem er die noch junge und rohe Erde entwildert und vermenschlicht hat. Wann aber die bürgerliche Gesellschaft entwickelter und verwickelter, wann der Reiz leerer Vergnügungen und unersättlicher Habsucht und die Jagd auf falsche und erkünstelte Bedürfnisse drängender und brennender werden, dann verliert der Mensch die Ruhe und Besonnenheit, wodurch er das Gröſste und Tiefste erkennen kann, das zarte Fühlen und Verstehen der Natur und ihrer geheimen Kräfte, und dann beginnt die unverständige Willkühr zu verderben, was die bewuſstlose Einfalt einst so schön gemacht und eingerichtet hat.

Ich komme dem Ziele näher, wohin ich eile. Ich habe oben gesagt, die Natur könne in gewissen Zuständen eines rohen Landes wohl für Pflanzen und Gewürm brauchbar, aber für den Menschen zu weich und zu schlaff seyn, so wie für die edleren Thiere, die sich im freieren Spiele der Muskeln und

Nerven bewegen sollen. In solchen Zuständen hat der Mensch, wenn er nicht in einem zugleich unfruchtbaren und wüsten Lande lebt, vielleicht im höheren und breiteren Wuchs eine Aehnlichkeit mit den Pflanzen und Bäumen, die dann aus dem Schlamm und Moraſt aufſchießen, aber die Ausdauer iſt wohl nicht da, das leichte und friſche Federſpiel der Muſkeln und Nerven und die Kühnheit und Thätigkeit des Geiſtes, welche ihm kommen, wann die Säfte und Kräfte der Natur mehr mit einander ins Gleichgewicht gebracht ſind, wann das Naſſe und Weiche das Trockene und Feſte nicht mehr überwiegt. Tacitus ſagt von unſern Altvordern, und Cäſar hatte es 150 Jahre vor ihm ſchon geſagt, daß ſie ſich durch eine ungewöhnliche Länge und Schlankheit der Leiber vor den Galliern, noch mehr aber vor den kurzen Latinern und Italiänern auszeichneten, »daß ſie fürchterlich waren im Unge»ſtüm und Anfall, aber nicht gleich gewaltig in Ge»duld und Ausdauer der Arbeit noch in Ertragung »von Beſchwerden.« Wir können dieſen Männern das auf ihr Wort glauben. Jenes Germanien war freilich kein wildes Land mehr noch waren jene Germanen, welche ſie ſchilderten, Wilde, aber doch waren weder Land noch Menſchen aus dem rohen Zuſtande noch nicht zu dem gebührlichen Maaße von

Zahmheit gebracht. Obgleich sie neben Viehzucht und Jagd schon ordentlichen Ackerbau und manche treffliche und feste Sitten und Ordnungen hatten, so waren sie damals doch noch sehr weit von dem Zustande, den man einen entwickelten Zustand nennen kann. In ihrem Lande überwogen damals noch die Wälder, Sümpfe und Wasser das Schattige, Trübe und Feuchte. Erst elfhundert bis dreizehnhundert Jahre später, im elften zwölften dreizehnten Jahrhunderte nach unsers Herrn Geburt standen Natur und Mensch zu einander im gehörigen Gleichgewichte, und da beginnt auch die Blüthe des germanischen Lebens und Wirkens. Damit ich andeute, was ich unter Gleichgewicht der Natur und des Menschen oder, wie ich eigentlich hätte sagen sollen, unter einer vermenschlichten Natur verstehe, so meine ich die Natur, wo Luft und Licht, Nasses und Trockenes, Weiches und Festes, kurz wo die Elemente und Kräfte der Natur so glücklich gemischt und zu einander gewogen sind, daß kräftige und schöne und an Leib und Seele rüstige und weidliche Menschen in ihr entstehen und sich erhalten können. Hier sage ich aber ungefähr nur wieder, was oben schon mehrmals mit andern Worten gesagt ist; also will ich suchen es durch Anwendung auf das Einzelne und Besondere deutlicher zu machen, wie man in einer Welt der Gestalten und Er-

scheinungen, wo nur Schatten von Schatten hervorschweben, etwas deutlich machen kann.

Wir denken uns also Teutschland, unser Vaterland, oder das Germanien der Alten, wie es zuerst in einem rohen und wilden Zustande war, ehe die herrschende und bildende oder zerstörende Menschenhand darin Veränderungen hervorgebracht hatte. Da lag es unter einem ziemlich nördlichen Himmel, mit dichten und zum Theil undurchdringlichen Wäldern bedeckt, wodurch der Ur und das Elenn scheu hinbrausten und worin Bären und Wölfe heulten; das Uebrige waren mit Moosen und Gesträuch bedeckte Haiden und Sümpfe; die Ströme und Seen ohne feste Ufer; kurz alles der eigenen Gewalt oder dem Zufall preisgegeben. Wenn zu dieser Zeit Menschen das Land bewohnten, waren es einzelne armselige und in der Noth und Knechtschaft der Natur schen wie die Thiere des Waldes herumschweifende Jäger und Fischer. Bei diesem Zustande des Landes, wo noch keine denkende und herrschende Macht da war, waren unter solchem Himmelstrich, wie der unseres Vaterlandes ist, die Winter kalt und streng, die Frühlinge und Herbste naß, kalt und neblicht, und die Sommer, wo die Sonne so viel Naß zu hebriten und zu verschlingen hatte, schwül und qualmicht, wahrscheinlich wärmer aber auch kürzer, als späterhin. Nun kamen, Gott weiß,

wie viele Jahrhunderte vor der Geburt unſers Heilands, die edlen aſiſchen Germanen, ein Volk herrlicher Abkunft und erhabener geiſtiger Anlagen, und begannen die wilde Natur zu zähmen und allmälig menſchlich zu machen. Zu Tacitus Zeit waren ſie mit dieſer ihrer Arbeit ſchon weit vorgeſchritten, manche Urhuld war ſchon zerſtört, manche Thiere und Ungeheuer waren ſchon vertilgt oder weiterhin gegen die öſtlichen Wüſten und Sümpfe der Sarmaten, Letten und Fennen getrieben; aber doch herrſchten die Wälder und Halden und Sümpfe und ihre Geſchäfte und Gewerbe, Jagd und Viehzucht, noch vor dem Ackerbau, das Feuchte, Trübe und Kalte der Natur herrſchte noch vor dem Trockenen, Hellen und Wärmen, bis endlich in jenen oben angedeuteten Jahrhunderten das kam, was wir das Stehen im Gleichgewicht zu einander der Natur und des Menſchen nennen.

Die Findung und Ausrechnung des rechten Maaßes und Gleichgewichtes, wo die Kräfte, Säfte und Triebe der Natur ſo ſtehen, daß in jedem Lande nach ſeinen Anlagen und Fähigkeiten die Aufgabe der Menſchheit auf Erden, daß Schönheit zur Tugend ſey, daß der beſte und glücklichſte Menſch an Leib und Seele hervorgebracht und erhalten werden könne, erreicht werde, wird ſich wohl nimmer genau beſtimmen laſſen. Aber wenn wir auch nicht

alles wissen, so können wir doch vieles der Natur und Geschichte ablauschen und abmerken, wodurch uns Winke gegeben werden, die zur Erhaltung der Fruchtbarkeit und Schönheit der Erde und der Stärke und Schönheit unsers Geschlechts die bedeutendsten sind. Mehr Licht als Dunkel, mehr Trockenes als Nasses, mehr Festes als Weiches will der Mensch in der Natur und in ihren auf ihn einfliessenden und ihn mitbildenden und mitgestaltenden Kräften und Elementen — das haben wir ungefähr gelernt durch Geschichte und Erfahrung. Sollte ich ein Maaß angeben, so würde ich sagen: Das Licht, das Trockne und Feste eines Landes muß sich verhalten wenigstens wie zwei Drittel zu einem Drittel ihres Entgegengesetzten, wenn Land und Mensch die besten seyn sollen, die sie ihren ursprünglichen Anlagen und ihrem Himmelstriche nach seyn können. Dann auch zu leicht, zu trocken und fest können sie werden. Und dies bringt mich von selbst wieder auf das, was weiter oben gesagt ist von dem Ausgebautwerden eines Landes, also daß es endlich von einer unbezwinglichen Unfruchtbarkeit beherrscht werde, und was ich von der Zerstörung und Verderbung der Natur durch menschliche Unwissenheit und Ruchlosigkeit gesagt habe.

Ich muß nun zuvörderst bekennen, daß ich im

Allgemeinen der Meinung derjenigen unmöglich beypflichten kann, welche glauben, die Natur baue sich selbst aus, erschöpfe sich durch die wiederholten Zeugungen. Ich glaube vielmehr, daß, wenn die Natur nicht von Anfang an unfruchtbar und des Tragens und Hervorbringens unfähig war, ihre einmal eintretende überwiegende oder gänzliche Unfruchtbarkeit immer von der Ungeschicklichkeit oder Sorglosigkeit des Menschen verschuldet ist. Das will ich übrigens gern gestehen, daß ein bisher wüst gelegenes Land in einem milden Klima mit seiner Fülle fetter Pflanzen- und Damm- oder Schlammerde, wann es unter den Pflug oder Spaten gekommen ist, die ersten Jahrhunderte mehr Körner und Früchte bringt, als die folgenden. Ich will aber nun in Beispielen zu zeigen suchen, wie der Mensch die Natur verdirbt und die Länder unfruchtbar und sich und seine Enkel endlich zu schwächlichen und jämmerlichen Halbmenschen macht, wenn er das nothwendige Gleichgewicht der Elemente und Kräfte aufhebt. Die Luft kann zu hell und trocken gemacht werden; dann wird sie in einigen Ländern zu scharf und kalt, in andern zu scharf und zu heiß, in jedem Fall aber unfruchtbar, je nach dem Himmelsstrich, unter welchem die Länder liegen. Und nun stehen wir an unserer Ueberschrift, an den Forsten, wir stehen, wie man sagt, vor dem Walde.

Und ich mögte, daß recht viele in Liebe und Ehrfurcht still ständen vor dem Walde, daß unseren Jetztlebenden solche Ehrfurcht vor den Bäumen eingeflößt werden könnte, mit welcher einst Moses und Abraham vor ihren Bäumen anbeteten, mit welcher noch heute der stille und fromme Hindu unter den Palmen seines Indus und Ganges sich lagert, und mit welcher unsre Ahnherren, die alten Germanen, ihre heiligen und von keinem Beile verletzlichen Haine uralter Eichen und Buchen betraten. Denn jetzt wird in vielen Ländern Europa's die Axt, die an den Baum gelegt wird, häufig zu einer Axt, die an das ganze Volk gelegt wird. Nächst den Sternen, die oft zu hoch über unsern Häuptern glänzen und uns oft auch zu hehr sind, als daß wir uns mit ihnen besprechen könnten, haben wir Menschen keine freundlicheren Boten, die gleichsam zwischen Himmel und Erde hin und her wanken *), als die Bäume. Wer hat je unter ihnen gewandelt mit stillem Muthe, dem sie nicht oft alle Sorgen und Eitelkeiten des Lebens hinweggerauscht, den sie nicht mit Liebe und Sehnsucht des Himmels angeweht, dem sie nicht so manche namenlose Gefühle und wundersame Geheimnisse zugeflüstert, so manche unvergeßliche Gestalten gezeigt haben. So sind die

*) Wird in den sassischen Mundart noch jetzt für reisen gebraucht.

Bäume die geistigen Gesellen des Menschen auf Erden; aber sie sind auch seine recht lieben irdischen Gesellen, die ihm Nahrung, Stärkung und Segen des Himmels bringen; und auch deswegen soll er sie lieben und ehren. Ich will nicht erinnern, wie nützlich die Bäume dem Menschen auf dem Herde und im Kamin sind, nein ich will sie bloß in ihrem Leben auf den Stämmen mit ihren Blättern und Zweigen betrachten. Da schirmen sie den Menschen gegen die zu gewaltigen Wirkungen der Stürme und Sonnenstrahlen, da hauchen sie einen nährenden Dunst aus, sammeln um sich einen fruchtbaren Menschen und Thieren und Pflanzen wohlthuenden Dunst, und locken befruchtendes Naß und Regen vom Himmel auf die dürstenden Fluren herab.

Doch ich soll ja kein Loblied auf die Bäume singen, sondern einfach und klar sagen, was sie nutzen, oder vielmehr, was sie wirken; und das will ich denn kurz und Punkt vor Punkt thun, so gut ich kann und weiß.

Wir gaben oben an, daß dichte Wälder die Feuchtigkeit ziehen und erhalten, daß sie also gelichtet und ausgehauen werden müssen in einem Lande, wo der weichlichen und trüben Nässe zu viel ist, welche der Stärke und dem Gedeihen der edleren Geschöpfe nachtheilig ist. Bäume ziehen Nässe und Regen an.

Die Bäume, wann sie belaubt sind, dunsten reichlich aus und setzen befruchtende Theile ab, die, wie die Erfahrung lehrt, den Menschen und den benachbarten Feldern gedeihlich sind. Sie ziehen auch aus der Luft viele befruchtende Theile an sich. Nur wo die zu vielen und dichten Wälder den freien Luftzug und Sonnenstrahl hemmen und hindern oder wo sie zu viel Nässe und Dämpfe ziehen, mögen sie, besonders in der heissen Jahrszeit, der Gesundheit anderer Lebendigen schädlich werden. In solchen Ländern, die nicht mehr von unzugänglichen Sümpfen und Morästen und von unaufhörlichen Regen und Nebeln und qualmenden Dämpfen triefen, sondern wo das Nasse und Trockene ins gehörige Gleichgewicht gebracht ist, findet man die frischesten und stärksten Menschen immer in Wäldern und Waldbergen, selbst in solchen Gegenden, wo ihre Nahrung recht dürftig und mager ist: ein Beweis, daß die Waldatmosphäre gesund ist. Ich erinnere an die Bergschotten, an die Jemtländer, Smoländer, Thalleute in Schweden, an unsre Bauren im Harz, Thüringerwalde, Schwarzwalde, an die Kalabresen, Dalmaten, Montenegriner.

Es ist sehr wahrscheinlich und es läßt sich von manchen Ländern und Gegenden beweisen, daß sie schlecht und unfruchtbar geworden sind durch die Axt und das Beil. Manche Länder scheinen für

immer unbrauchbar geworden zu seyn für jeden Anbau, seitdem man sie ganz von Wäldern entblößt hat. Wir lesen in so vielen Reisebeschreibungen, die uns die Steppen um die Wolga und den Don schildern, wo hie und da einzelne Sträuche und schlechtes Gras stehen, dann einzelne trübe Salzquellen gefunden werden, und wo es selten reguet, daß einst herrliche Wälder und fruchtbare Auen dort bestanden haben, die von Quellen und Bächen bewässert waren, daß aber die vielen Jahrhunderte nach einander sich hier folgenden und von Osten gen Westen ziehenden verschiedenen Völkerschwärme das Land endlich kahl gemacht haben. Seit der Zeit ist es dürr und unfruchtbar geworden an den meisten Stellen und arm an Quellen und Regen. Die Alten haben uns Wunder erzählt von der Fruchtbarkeit Siciliens und Sardiniens vor 2200 ja noch vor 1800 Jahren, und daß die Ergiebigkeit Siciliens erstaunlich war, können wir aus der Größe seiner Städte und der Menge seiner Menschen schließen; jetzt aber ist das alles anders. Der Grund ist, man hat die Wälder auf den Berghöhen zerstört, die jetzt fast allenthalben mit ihren traurig einförmigen Glatzen da liegen; jetzt liegt fast das ganze Land kahl da ausser der Gegend um den Aetna. Die Regen des Himmels kommen viel seltener, weil ihre Anzieher, die Bäume, fehlen; viele Bäche und

Quellen sind versiegt, die sonst mit segnender Fruchtbarkeit in die Ebenen hinabrieselten; nur um die Flüsse und in den tiefsten Thälern ist noch die Spur jener gepriesenen alten Zeit; viele Felder und Höhen aber, die sonst mit Weitzen und Reben und Fruchtbäumen bedeckt waren, werden jetzt nur von einigen mageren Schaafherden beweidet. Und damit alles in Uebereinstimmung sey, auch der Mensch ist schlechter und schwächlicher geworden, wie die Natur. Aehnliches ist mehreren Landschaften Spaniens widerfahren, z. B. den beiden Kastilien und und Estremadura und einem großen Theile Arragoniens und Granadas. Gegenden derselben, wo die Höhen weiland mit Wald bewachsen und die Ebenen mit Getraide und Städten und Dörfern besäet waren, sind jetzt fast eitel öde und kahle Weiden für Schaafe. Der Himmel regnet dort selten und wenig mehr, die Erde bringt nichts hervor als einige Gräser, und der Mensch kann kein erfreuliches Daseyn haben, wo der Sonnenstrahl und der Wind den Schutzlosen gleich gewaltsam anfallen. Sind die Berghöhen einmal kahl und von Bäumen entblößt, ja sind die Ebenen einmal trocken und ohne Quellen und Bäche, so ist die Hoffnung vergeblich, sie wieder zu bewalden, denn auch der Regen und die nährenden Wolken mit ihrem fruchtbaren Dunste haben sich meistens weggezogen, und alle Versuche,

Bäume anzupflanzen und fortzubringen, sind in der Regel umsonst. Dies gilt von allen sehr warmen und heißen Ländern fast ohne Ausnahme. Die ganze Atmosphäre ändert sich mit den zerstörten Wäldern und das Land wird dürr und häßlich, und stellt wirklich das Bild dar, als wäre es auf ewig ausgebaut und erschöpft. Wer weiß, ob die große Wüste (Zarah) jenseits des Atlas und die Wüsten Arabiens und Mesopotamiens nicht einst die Fülle von Hainen und Quellen und Bächen hatten, was alles verging, als man nach der Zerstörung der Bäume dem Sonnenstrahl eine zu zehrende Gewalt und dem Himmel eine zu große Trockenheit gab? Auch in gemäßigten und kalten Ländern sind die einmal entlaubten Höhen und Berggipfel sehr schwer und oft gar nicht wieder zu bewalden. Die schneidende Kälte und besonders die unbarmherzigen Winde, die in solchen Himmelstrichen heftiger sind, hindern den jungen Aufschlag und verwandeln ihn in elendige Krüppel, wenn sie ihn nicht ganz und gar vertilgen. Dazu kommt noch die Sommerdürre, die zu ihrer Zeit auch ihr Theil thut, daß auf den kahlen Höhen kein freudiger Wuchs wieder aufgrünen kann. Denn die Regenwolken weilen nicht auf den kahlen Wipfeln, sondern gießen gewöhnlich nur einige zersprengte Tropfen auf sie, sie eilen aber den anziehenden Wäldern zu, wo sie noch sind, und las-

gern über ihnen, oder ziehen auch längs der großen Flüße und Seen in den Ebenen.

Viele, die dies lesen, werden aus der Erfahrung wissen, daß diesem so sey, tüchtige und auf die Natur aufmerksame Forstleute und Landleute werden es auch bejahen; und wenn man Länder und Völker und ihre Verschiedenheiten und Veränderungen gesehen und wenn man in der Geschichte und Erdkunde nicht bloß Namen und Zahlen gesucht hat, wird man durch viele bedeutende Zeichen daran erinnert. Wie ganz anders sah unser Vaterland aus zur Zeit Karls des Großen, als zur Zeit des Tacitus! und zwar meistens, weil man in siebenhundert Jahren die Wälder mehr gelichtet und meilenweite Sümpfe und Lachen, worin sich damals die Fische und Seevögel ergötzten, in feste Getraidefelder verwandelt hatte! und wieder wie anders ist unser Teutschland jetzt in vielen Gegenden, als das Teutschland Friedrichs des Ersten und Friedrichs des Zweiten von Hohenstaufen vor sechshundert und siebenhundert Jahren war! Und man gebe mir die teufliſche Freiheit und Luſt, daß ich auf dem Riesengebirge und im Harz und im Thüringerwalde und Schwarzwalde und wie viele der Hochhegge und Hochwälder im Vaterlande sind, die mörderische Axt an alle Bäume und Büsche legen, und alles, was zur ganzen Baumfamilie gehört, vertilgen könnte, und ich machte plötzlich ein anderes

Klima und bald auch ein anderes schlechteres und schwächeres und ungöttlicheres Volk, als die Teutschen jetzt noch sind. Nemlich weniger Regen und Naß des Himmels, bald manches Land dürrer und unfruchtbarer, viele Quellen und Bergströme würden in wenigen Jahren nicht mehr genannt werden, selbst die herrlichsten Fürsten der Ströme, der Rhein und die Donau, würden mit weniger Wasser brausen; größere Herrschaft der Winde und Stürme und eine schärfere und trockenere Luft: die Winter würden sehr hell und streng, die Herbste und Frühlinge viel kälter und früher und häufiger als jetzt mit Nachtfrösten heimgesucht seyn, die Sommer würden dürrer und trostloser seyn mit einem mehr verschlossenen Himmel. Kurz Teutschland würde ein ganz anderes Land werden.

Es gab eine Zeit, wo zu viel Wald in Germanien war und durch den Wald zu viele Nässe und trübe und nasse Kälte. Damals war unsers Vaterlandes Klima viel unfreundlicher und unleidlicher, als es jetzt ist. Ich glaube, seit einigen Jahrhunderten ist die Zeit gekommen, wo in vielen Gegenden Teutschlandes des Waldes zu wenig geworden und die Unfreundlichkeit unsers Klima's dadurch vermehrt ist. Von der Sorge, welche unsere Väter vor fünfhundert, ja vor achthundert Jahren für die Wälder hatten, besonders für die Hochwälder der Berge, die sie gegen die alles und

auch die Menschen austörrenden und verwüstenden Ostwinde und Nordostwinde schützen, finden wir in manchen Kroniken und einzelnen Gesetzen der Ortschaften und Gaue merkwürdige Belege. Johannes Müller in seiner Schweitzergeschichte, Anton in seiner Geschichte der teutschen Landwirthschaft und andere Verfasser haben Mehreres darüber angeführt, und in den Sagen der Köhler und Welthauern, die auf den Bergen wohnen, finden sich Zeichen früherer Ordnungen, welche die Späteren vergessen haben. Auch in einzelnen Landschaften Schwedens findet man ähnliche Winke, daß die Väter in vielen Dingen weiser waren, als die Enkel, die sich weise dünken. Bei'm Anton besonders liest man unabweisliche Angaben und Zeugnisse, daß vor dreihundert und zweihundert Jahren manche Stellen Teutschlands leidlichen Wein baueten, wo jetzt nicht einmal bis zum Essig Trauben zu ziehen wären. Dies beweist er von mehreren Orten Schwabens und dies wird von anderen wieder von anderen Stellen gemeldet, z. B. von den Ufern der Oder. Durch die Verdünnung oder gar durch die Verwüstung von Wäldern, welche die höchsten Bergrücken bedeckten, und auch wohl durch die zu große Lichtung der tiefer unten liegenden Wälder ist die Wuth der Stürme ungezähmter und die Luft Teutschlands überhaupt wohl schärfer

und kälter geworden, als sie wahrscheinlich im vierzehnten, fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert war. Ja in manchen Landschaften Teutschlands hat man in den letzten zwanzig und dreissig Jahren sehen können, wie der heilloseste und ruchloseste Unfug mit den edlen Bäumen und Wäldern getrieben ist und wie ganze Forsten ausgehauen und ganze Bezirke entblöst sind, weil der einzelne Besitzer mit der Natur auf das willkürlichste schalten und walten kann. Was kümmert es den, der Geld bedarf und in zehen Jahren zu verbrauchen gedenkt, wovon sein Urenkel noch zehren sollte, ob er eine öde und Menschen künftig wenig erfreuliche ja Menschen oft kaum brauchbare Erde hinterläßt? Er will leben, und sie mögen auch sehen, wie sie es machen. Dies ist der Ausspruch, womit die meisten Jetztlebenden unbequeme Fragen ihres Gewissens abweisen, das noch zuweilen an eine Zukünft erinnert, die seyn soll, wie eine Vergangenheit gewesen ist.

Wir haben die zu viele Verdünnung und Verwüstung der Wälder bisher meistens nur in der Hinsicht betrachtet, wie dadurch die Natur unlieblich und häßlich, die Erde unfruchtbar und schlecht und das Klima entweder zu heiß oder zu rauh wird. Viel ernster wird die Sache, wenn man sie aus einem höheren Gesichtspunkte betrachtet, nemlich in Hinsicht des Einflusses, den sie auf die Schwächung und

Verschlechterung des Menschenstammes hat. Dies kann man in allen Ländern sehen, wohin man nur den Fuß setzt. Doch einige Beispiele; denn auf das bloße Wort wollen wenige glauben, wenigstens können wir den Glauben darauf nicht verlangen.

Ich sagte oben an mehr als einer Stelle, die Waldatmosphäre scheine mir eine dem Menschen besonders gedeihliche, weil auch bei spärlicher und ärmlicher Kost die in Wäldern und Waldbergen aufgewachsenen Menschen beides durch Reisigkeit des Leibes und des Muthes und durch Weidlichkeit und Behendigkeit ausgezeichnet sind. Dies bedarf so wenig eines Beweises, daß sich lächerlich machen würde, wer es leugnete. Geh hin und sieh den Göthen in den Wäldern Schwedens und sieh ihn auf den nebenliegenden kahlen Inseln der Ostsee. Es ist dasselbe Volk; aber welch ein Unterschied zwischen dem Menschen von Blekingen und Smoland und dem von Laland und Falster, der ohne den Schirm und Dunst der Wälder mitten im windeüberfahrenen Meere wohnt! Sieh den Bergschotten in seinen rauhen und von einem langen Winter umlagerten Wäldern, den starken, reisigen und stattlichen Mann, und dann segle zu seinem Bruder hinüber nach den westlichen Hebriden oder nach den schetländischen Eilanden, und du wirst auf den kahlen und unwirthlichen und von

Stürmen, Regen und Schlossen schirmlos gegeisselten Flächen, die im Meere, gleichsam wegschwimmen, einen schwächeren und kleineren und von der Natur fast unterdrückten Mann finden. So groß schildern alle Beschreiber dieser Gegenden den Unterschied der Menschen desselben Stammes. Und wahrlich wir bedürfen nicht nach Schweden und Dänemark und Schottland zu gehen; wir haben die Beispiele vor der Thüre. Ich habe das Riesengebirge, den Thüringerwald, die steirischen Berge und andere Berge des Vaterlandes bei mehreren Gelegenheiten zu Fuß durchwandert, und wie die Orte und die Lage und der Zustand der Orte verschieden waren, so war auch das Menschengeschlecht verschieden. In den Wäldern und Waldbergen ein frischeres und stärkeres, auf und an den abgehorsteten und kahlen Höhen ein trüberes und schwächeres Geschlecht, und wieder die gegen Süden und Südwesten Wohnenden munterer, als die gegen Osten und Norden. So daß man wohl sagen mag: Wer den Ländern die Wälder auszieht und besonders wer die Berge und Höhen entwaldet, der beraubt den Menschen an seinem köstlichsten Theile.

Ein kleiner fünfjähriger Bube, der in der Ferne ein schönes Dorf in Flammen aufgehen und die wirbelnden Rauchsäulen zum Himmel aufsteigen sah, sprach in seiner Unschuld: „Der Rauch muß dem

neben Gott auch sehr widerlich seyn, er sieht gewiß nicht mehr auf die Erde hinab". Solche Gedanken, die einige kindisch andere kindlich nennen werden, könnten uns wohl einfallen, wann wir kahle Berge und Höhen und weiter unten weit ausgebreitete Ebenen mit Fruchtfeldern sehen, die des stolzen Grüns und Schmuckes der Bäume mangeln und bloß gemacht zu seyn scheinen, damit der arme Urenkel Adams recht unter Disteln und Dornen einherkriechend im Schweisse seines Angesichts sein Brod esse, mit seinem Steer den Blick nur auf die Furchen gerichtet und durch keinen frölichern und freiern Reitz der Natur mit den Augen und dem Herzen nach oben gezogen. Wie der Himmel seinen befeuchtenden und befruchtenden Segen von den nackten Berggipfeln weidet, haben wir oben gehört. Er wendet auch seine geistigen Augen von solchem Lande, und läßt den Menschen in der traurigen Einförmigkeit und Einerleiheit der Natur, die er verdorben und verhäßlicht hat, erstarren und versdocken, weil die spiekenden und sehnsüchtigen Geister des Himmels nimmermehr so freundlich und lustig zu ihm herabkommen, als einst, da seine Natur noch freundlicher und luftiger war. Ist der Mensch bei dem Verlust der Wälder und Bäume noch so unglücklich, daß er auch des Wassers entbehren muß, daß er keine grossen Seeen und Ströme hat, worein er seine Seele

erlaben und wodurch er sich zuweilen in die Unendlichkeit hineinspielen kann, so ist er ganz beklagenswerth. Deswegen ist der Bewohner von Inseln und Küsten immer noch viel reicher als die Mittelländischen, weil die großen Gestalten und Geister des Meers ihm frische Ideen bringen, und mit ihm so leicht in die Unermeßlichkeit hineinfliegen.

Viele haben diese Zeit eine saturnische Zeit genannt, die in bodenloser Unmäßigkeit und Gierigkeit sich selbst verschlinge und auffresse. Das muß man leider bekennen, daß von den Staaten wie von den Einzelnen häufig so verfahren und gehandelt wird, als werde es hinter dieser Zeit keine Zeit und Menschen mehr geben; sie vergeuden das Vermögen in Jahren, was für Jahrhunderte zurückgelegt werden und woran die Urenkel sich noch erquicken sollten. Vormals hieß unser Kaiser ein Mehrer des Reichs, das er aber seit drei Jahrhunderten mehr vermindert als vermehrt hat. Die Idee des Mehrens und Vermehrens hatte sich bei den Teutschen und auch bei den teutschen Fürsten nun freilich verloren, dafür aber war seit fünfzig sechszig Jahren die Luft des Mehrmachens, ja die eigentliche Mehrmacherei aufgekommen; was von vielen Plusmacherei genannt wird. Auf allen möglichen Wegen und durch alle mögliche Mittel die möglich größte Zahl Geld und Menschen zu machen, das hat vielen die erste und erhas

henste aller Künste gedäucht. Bei dieser unglücklichen Mehrmacherei, bei diesem künstlichen Anlegen von Menschenpflanzungen und Errichten von Fabriken, wo sie der Natur und Gelegenheit und den Umständen nach auf die Länge nicht bestehen konnten, war man so geblendet, daß man allein den Augenblick, und auch den kaum, sah und auf die Zukunft gar keine Rücksicht nahm. Man machte es da häufig, wie ein schlechter Wirthschafter thut, der in fünf Jahren das Fett eines guten Bodens so ausmärgelt, daß er nachher zehen Jahre bedarf, ihn wieder tragbar zu machen. So sind manche Gegenden wüst geworden und kahl, die sonst reitzend und lustig waren, und wann die nackten Berge kein Holz und wann die Anhöhen und Hügel kein Gras und die Bäche kein Wasser mehr haben, dann verschwinden auch die armseligen Anpflanzlinge und Fabrikarbeiter, und die Gegend ist durch Schuld der Menschen ganz verödet. Die Natur behauptet ewig ihr Recht; was der Mensch zu künstlich machen will, gedeiht nicht; am wenigsten gedeihet die künstliche Menschenvermehrung. Ungebührliche Hindernisse der Bevölkerung eines Landes sollen die Regierungen wegräumen, das Glück und die Freiheit der Menschen sollen sie befördern; das Einzelne sollen sie ihnen selbst und der Natur überlassen. Es werden sich die Menschen schon vermehren, wo Raum und Frucht-

barkeit für sie ist und wo gerecht und menschlich regiert wird.

Die Völker des Alterthums hatten den Grundsatz, den alle vernünftige Regierungen haben sollten, daß sie nicht die meisten Menschen, sondern die stärksten freiesten und tapfersten haben wollten; sie meinten, Ein tüchtiger Mann sey mehr werth als drei hungernde und lungernde Schwächlinge und Kümmerlinge. Ein Maaß der Volksmenge, worüber in einem bestimmten Lande nicht hinausgegangen werden darf, vermag eine Regierung nun freilich nicht zu setzen; aber sie soll die Natur so verwalten und die Gesetze so stellen, daß ein gesundes starkes und freudiges Menschengeschlecht sich entwickeln und erhalten kann. Ein Land kann auch zu bevölkert seyn, und dann werden die Menschen wie anderes Ungeziefer und Geschmeiß, das sich zu geschwind vermehrt und endlich einander fast selbst auffrißt. Man darf nur an China denken und einzelne Landschaften Italiens und Frankreichs, die von Bettlergeschmeiß wimmeln, betrachten, um diese Worte auszulegen; ja auch in Schwaben und im Erzgebirge mögte es hie und da einige Bezirke geben, welche Belege dazu liefern könnten. Keine Regierung soll mit ihrer Volksmenge prahlen; — gälte der Maaßstab, so wäre die chinesische Regierung die erste in der Welt — sondern die Regier

rung rühme sich, welche die tapfersten und glücklichsten Menschen aufzeigen kann.

Und wäre denn die Mehrmacherei oder Plusmacherei der Menschen in jenem eben getadelten Sinn wirklich das Höchste und Erste, wornach ein Staat streben und jagen müßte, so wird sie wahrlich durch die Abwaldung der Höhen und Berge und die Verwüstung und Verhäßlichung der Natur nicht erreicht; denn wann die Verwüstung vollendet seyn wird, werden die Menschen verschwinden, die so lange mitgelebt und mitzerstört haben, als es etwas zu leben und zu zerstören gab. Man predigt uns unaufhörlich, daß der Ackerbau am sichersten die meisten und stärksten Menschen ernährt, daß man daher so viel Land als möglich unter den Pflug bringen soll. Wenn wir diesen Ausspruch an sich auch nicht läugnen, so müssen wir ihn doch einschränken, d. h. wir müssen ihn zur Vernunft bringen. Nur das wirklich fruchtbare Land und das leicht zu bearbeitende Land, was die Arbeit reichlich vergütet, soll man unter den Pflug bringen. Berghöhen haben unendliche Mühseligkeit für den Bauer, kosten unendlich viel, und sind weit mehr Mißlichkeiten und Gefahren (Nachfröste, Dürre, Hagelschlag u. s. w.) ausgesetzt, als Hügel und Ebenen. Und wenn vielleicht von ihnen etwas zu gewinnen ist, so verlieren dagegen durch ihren Anbau die unten liegenden Gegenden und die Ebenen an Fruchtbarkeit. Die be-

fruchtende Ausdünstung der Wälder, der Dunst, den sie aus der Luft um sich sammeln, die Bäche und Quellen, welche die Wiesen und Felder unten düngen, versiegen; und ich bin überzeugt, daß Felder, die nicht an Meeresküsten liegen und also nicht durch den Seedunst befruchtet werden, durch grössere Dürre und überhaupt durch Unfruchtbarkeit mehr leiden, wann es dem Unverstande oder der spekulirenden Habsucht geglückt ist, die Wälder zu verwüsten oder nur dünner zu machen. Also weg mit den waldverwüstenden Fabrikanten! weg mit ihnen von den Höhen und Berggipfeln! weg dort mit dem Pflüger, der alles ausroden und keine Wälder neben sich dulden will!

Auch mit den Herren will ich zu Gericht gehen und mich mit ihnen stellen, die bei Verwandelungen der Berge in Fabrikdörfer oder Bauerdörfer sich hinter dem leidigen Worte Einträglichkeit verstecken, ohne eine Zuträglichkeit, die dem Staate mehr seyn soll als alle Einträglichkeiten, anzuerkennen. Freilich scheint ein Mensch, der ein von seinem Vater geerbtes beträchtliches Vermögen nicht mit den Zinsen geniesst, sondern jährlich zu den Zinsen ein Viertel des Kapitals mit aufbrizt, ein grosses Einkommen zu haben. Dasselbe gilt von dem Staate, der die Wälder, die noch den spätesten Enkeln Wärme und Schatten geben sollten, in zehen

oder zwanzig Jahren abhorstet. Der Erste scheint vier Jahre, der zweite zehen oder zwanzig Jahre ein Reicher dem, der die Verwaltung seines Vermögens nicht näher untersucht — dann aber stehen auch beide in ihrer Bettelarmuth da. Ich aber sage, ein Wald, der wohl bewirthschaftet wird und in Ordnung ist, gleich einem guten Weinkeller, d. h. der immer seine hundertjährige und zweihundertjährige Baumgreise, die abgesetzt werden können, mit dem gehörigen Nachwuchs und der gebührlichen Nachfolge hat, ist wohl so einträglich, wo nicht einträglicher, als ein eben so großer Raum Landes in der Ebne, worauf der Pflug seine Furchen zieht. Man gehe in den Thüringer Wald, in den Fichtelberg und in andere Hochberge des Vaterlandes, und sehe sich um. Auch in Gegenden, wo eben kein Bergbau ist, ernährt und beschäftigt die Waldwirthschaft eine Menge frischer und glücklicher Menschen in mancherlei Gewerben, und was von Viehzucht und Ackerbau und Baumzucht in den Wäldern sich findet, ist, mit Ausnahme der höchsten Gipfel, besonders gedeihlich, weil der Walddunst die Felder und Wiesen, welche zwischen liegen, vorzüglich die letzteren, ausserordentlich fruchtbar macht.

Ich bin vor dem Walde still gestanden, ich habe ihn und die Fragen und Rücksichten über ihn und auf ihn in mancherlei Richtungen durchwandert und

durchstrichen, und komme endlich zum Schlusse, nemlich zu meiner Waldordnung, wie ich sie meine. Wenn ich König von Teutschland wäre, oder wenn ich in irgend einem teutschen Lande Fürst oder Erster Minister oder nur Oberforstmeister wäre — versteht sich Oberforstmeister mit einiger Macht — würde ich sehr thätig zugreifen und eingreifen in diese höchstwichtige Sache. Nun aber kann ich, ein armer Schreiber, nichts weiter thun als sie zeigen und denen, welche sie angeht, sie an die Herzen und Gewissen legen.

Ich meine hier bei dieser meiner Waldordnung Teutschland. Es giebt wohl eine allgemeine Waldordnung, die fast für alle Länder anpassend und angemessen wäre; aber jedes Land hat nach seinen Gelegenheiten und Ortlichkeiten wieder besondere Bedürfnisse, die man nie aus den Augen verlieren muß. Ausser dem, was die Wälder überhaupt für den Leib und den Geist des Menschen und für das Gedeihen und die Fruchtbarkeit der Felder und Auen Wirksames und Wohlthuendes haben, müssen sie in einem heißen Klima Schirm gegen die Wuth der Sonne, in einem kalten Klima Schirm gegen die Wuth der Kälte und Winde geben: sie sind des Menschen bester Rock und Mantel und weder aus Fellen noch aus Wollen mag er sich einen machen, der diesen besten ersetzen könnte. In Teutschland haben wir einen gar verderblichen Feind: er heißt Ostwind oder

Nordostwind. Dies ist unser Samum oder Scirocco, der im Frühlinge oft fünf sechs Wochen hinter einander wehet und den Menschen, die seinem Pesthauche ausgesetzt sind, durch Mark und Bein dringt. Daß diese Angabe nur zu wahr ist, das wissen die Aerzte wohl, und das wissen diejenigen wohl, welche Menschen auf kahlen Bergen, ja auch nur auf weiten waldlosen Ebenen diesen verzehrenden Winden preisgegeben gesehen haben. Gegen diesen unsern Erbfeind muß vorzüglich der Schutz der Wälder erhalten und, wo er nicht mehr ist, wo möglich wieder angepflanzt werden.

In der Voraussetzung, daß der Mensch und vorzüglich daß die Erzeugung und Erhaltung eines edlen und kräftigen Menschengeschlechts einmal wieder das Erste und alles Andere und alle anderen Rücksichten das Zweite und Dritte dünken werden und dünken müssen, nehme ich an, daß die Erde künftig wieder recht in Beziehung auf den Menschen verwaltet werden wird. In dieser Voraussetzung muß jede verständige Regierung dem Menschen sein Nothwendiges von Wäldern und Bäumen erhalten oder wieder erschaffen, wo es nicht mehr ist.

In der guten Waldordnung werden zuerst die höchsten Hohen der Berge, wo das Gebiet der Stürme und Blitze und des Schnees und Eises besonders herrschend seyn würde, gleichsam geheiligt

wie die alten Götterhaine; sie werden vorzüglich dicht erhalten. Dann folgen in Zwischenräumen die niedrigeren Bergkämme, die in ihren einzelnen Abläufen und Absätzen mit Hochwald bedeckt erhalten werden. Die Schlüchte zwischen den Kämmen mögen nach der Ortlichkeit und Gelegenheit in Felder und Wiesen verwandelt werden. So kommen wir zur Ebene. Und folgende wäre für die Ebenen unsere Ordnung und für die Blachfelder:

Wo Wälder wären auf der Ebene, erhielten wir sie, wo keine wären, legten wir sie an auf folgende Weise:

Der größte Feind unseres Landes sowohl für den Menschen als für die Früchte und Gewächse ist der Wind, der vom Osten und Norden her wehet. Unsere Wälder würden diesemnach in der Richtung erhalten oder gepflanzt werden müssen, daß der Strich von Osten bis Nordwesten gegen die Winde geschirmt wäre.

Je alle anderthalb teutsche Meilen müßte Wald seyn, der wenigstens fünfzehenhundert Fuß Breite hätte. Die Länge liefe den ganzen angegebenen Windstrich fort. Dieser Wald dürfte nie so gelichtet oder durchgehauen werden, daß die Stürme einen freien Durchzug hätten, sondern die Hochforst müßte immer gebührlich geschont und forstmäßig bewirthschaftet werden. Das versteht sich, daß diese Waldstrecken hie und da Oeffnungen haben würden

z. B. für durchlaufende Landstraßen, zwischenliegende Städte und Dörfer, oder gar für einlaufende Ströme und durchstreichende Seen, wo der schwache Mensch der mächtigeren Natur Bahn lassen muß.

Diese vom Staate als eines seiner Heiligthümer gehegten und gepflanzten Wälder mögten immerdar, je nachdem die Dörfer und Grundstücke liegen, auch Privateigenthum seyn. Sie müßten nur nach einem allgemeinen Gesetze verwaltet und bewirthschaftet werden, und der Staat hätte immer die Aufsicht über sie.

Das versteht sich von selbst, daß zwischen diesen Waldlinien jeder Einzelne nach Gefallen Wälder haben und anlegen oder zerstören dürfte, wie ihm gefiele. Nur diese Linien wären gleichsam die Heerlinien für die Wälder, und würden nach unsrer Ueberzeugung wahre Heerlinien des Staats seyn, hinter welchem ein frisches und kräftiges Menschengeschlecht in Friede und Freude wohnen könnte.

Auf diese Weise wäre gesorgt für die Erde, für die Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes, für den Leib und für den Geist des Menschen. Man wird auch hievon sagen, wie denn die Faulheit und Sorglosigkeit auch gegen die unabweislichsten Wahrheiten so schreit: Hirngespinste! Unausführbare Vorschläge! Das darf aber denjenigen nicht kümmern, der nichts Albernes noch Verwerf-

liches gesagt hat, der es wenigstens nicht aus verwerflichen Absichten gesagt hat. Der Mensch soll seine Erde und sein Geschlecht verwalten und erhalten lernen. Manches, was dahin gehört, hat er in früheren Zeiten entweder besser gewußt oder gewissenhafter bedacht als jetzt. Dies erhellt aus den Gesetzgebungen vieler alten Völker, dies erhellt auch aus vielen Ordnungen und Satzungen unserer Vorfahren. Weil der Mensch in gewissen Epochen des gesellschaftlichen Zustandes und der menschlichen Bildung und Entwickelung anfängt, die Natur zu zerstören und zu verderben ohne Sinn und Kunst, so muß er das mit Sinn und Kunst wieder gut machen. Das ist überhaupt wahr, daß seit den letzten Jahrhunderten mehr auf die Veredelung der Pferde und Rinder und Schaafe und auf ihre Pflege und ihr Wohlseyn gedacht ist, als auf die Veredelung des Menschen. Was sage ich gedacht? an die Veredelung ist fast gar nicht gedacht, wohl an die Vermehrung desselben im Geiste der Plusmacherei. Den Menschen, das edelste Wesen der Erde, hat man so ungefähr dem Zufall überlassen, und wie der Zufall eben die Anstöße und Reitze des Eigennutzes und Gewinnes gegeben hat, so hat man nach diesen die Erde entweder zerstört und verhäßlicht oder verbessert und verschönet. Es ziemte aber dem Menschen, dem denkenden und wissenden Wesen,

das also, was es thut, mit Gedanken und Gewissen thun soll, nicht mehr von diesem blinden Zufall, der Gutes und Schlechtes gleich sinnlos macht, sondern von der erkennenden und anerkennenden Wahrheit sich leiten zu lassen. Was durchaus gethan werden muß, das kann auch gethan werden, eben weil es gethan werden muß. Sonst lögen Vernunft und Gewissen, welchen dieser Ausspruch eingepflanzt ist, oder Gott löge, der sie ihnen eingepflanzt hat. Bei dem Kleinen und Mittelmäßigen darf man von Rücksichten sprechen und von unübersteiglichen Hindernissen; bei dem Höchsten und Größten muß alles übersteiglich und überwindlich scheinen, weil es nur immer auf Eine Weise seyn kann, d. h. auf die nothwendige Weise. Hier und bei Gegenständen, die dem hier behandelten Gegenstande ungefähr ähnlich sind, hat die Faulheit und Bequemlichkeit und Gewohnheit und was sonst noch als Schlendrian so mit fortschleicht und schlendert und eben nicht gern neue Bahnen brechen mag, gar kein Recht zu sprechen.

Für die Thiere des Waldes und für das Vieh der Ställe, für Hirsche, Rehe und Säue und für Pferde und Esel und Ochsen haben Forstmänner und andere wackere Leute geschrieben, und auch wohl über Wälder, Koppeln und Gehäge der

schrieben, wie diese anzulegen und zu verwalten seyen, damit es den Thieren und dem Vieh darinnen wohl und gedeihlich sey und damit ihr edles Blut und ihre gute Art nicht verschlechtert werde. Ich habe mir einmal den einzigen Verlassenen gedacht, den armen Menschen, wie für ihn die Erde eingehägt und beforstet und bewaldet werden müßte. Und ich habe es nicht gedacht, sondern gefühlt, und, wohin ich nur getreten bin, ist es mir — daß ich eines gemeinen Ausdrucks gebrauche — auf die Nase gefallen und in die Augen gesprungen. Es liegt ja allenthalben klar vor den Füßen, also daß, wer Augen hat, es sehen muß, wenn er es auch nicht sehen will. Selbst von dieser Stadt braucht man nur drei bis fünf Meilen in die Berge von Berg und der Eifel zu gehen und das Nächste zu sehen mit seinen Aehnlichkeiten und Unterschieden, um zu vergleichen und zu beurtheilen, was die hier ausgesprochenen Worte werth sind.

Und wie schlecht ich auch bin und wie schlecht viele der Jetztlebenden auch sind, alle weit von der Einfalt und Tugend, wodurch unsere Väter vor Jahrhunderten noch gelobt wurden, alle mit den kleinen Sorgen des Tages und den Begierden der Stunde beladen und geplagt, wovon bessere Zeiten weniger gewußt haben — so können wir doch noch den Unterschied der menschlichen Bilder erkennen

und sehen, wie die einen noch nach den Sternen streben und von höheren Gelüsten und Genüssen eine Ahndung haben, und wie die andern, den Blick an die Erde gesenkt, mit ihrem Ochsen und Esel fast auf nichts anderes sinnen, als wie sie satt werden. Wir sind unserer Anlage nach ein Volk geistiger Triebe und Sehnsuchten, ein dem Uebersinnlichen und Himmlischen zugeneigtes Volk. Schon Tacitus rühmt an unseren Altvordern, daß sie Tempel und Bilder verschmäheten, daß sie die Götter nicht in Mauren eingeschlossen, sondern im Athem der Natur und im Dunkel der Haine wandelnd glaubten, in deren heiligen Schatten sie das anbeteten, was sie nur durch das Grauen und die Ehrfurcht sahen. Und nach diesen Hainen, nach diesen Stämmen hundertjähriger Eichen und Buchen haben sie sich späterhin die heiligen Tempel gebaut, in denen erhabener und schauerlicher Nacht wir, die kleineren Enkel einer größeren Vorzeit, wie in einem stillen auf den Wipfeln über uns spielenden Walde eingehegen. Darum müssen sie bleiben und darum müssen sie wieder geschaffen werden, die alten germanischen Haine, den teutschen Menschen müssen nirgends Bäume fehlen, mit deren Zweigen er wie mit eben so vielen Armen seine Arme verflechten und mit welchen er sich also lustig zu seinen Gen-

nen hinauf nach oben schwingen kann. Sollte es aber mit den Waldverwüstungen, besonders mit der Kahlmachung der Berge und Höhen so fortgehen, wie in einigen Gegenden des Vaterlandes angefangen ist, so mögten wir nach einigen Jahrhunderten ein Volk seyn, auf das unsre Väter nur mit Jammer von ihren lichten Sitzen herabschauten, und das sie als ihre Enkel verschmäheten. Auch wird das nackte und waldlose Germanien nicht mehr Germanien seyn.

So sind wir durch unsern Wald gewandert und haben uns unter seinen Bäumen umgesehen, und nach den Geistern gehascht, die um sie weben und wehen und von ihnen auf die Menschenkinder herabspielen. Wir kommen jetzt auf die zweite Forst, die wir erhalten und, wo sie verwüstet ist, wiederhergestellt wünschen, auf die Forst, woraus zum Gebäuhau die stärksten und höchsten Stämme, und woraus Masten und Balken gehauen werden müssen, nemlich auf die Bauern. Wir lassen uns nicht verdrießen, wenn viele sagen, daß wir immer auf derselben Leyer klingern und denselben langweiligen Kukuksgesang wieder anstimmen, auch wenn wir närrisch oder wohl rasend genannt werden. Die Wahrheit ist ja selbst ein so närrisches und rasendes Ding, daß sie immer nur Einen Schein und Klang hat. Auch das soll uns nicht kümmern, daß man uns, die Bauernfreunde, daß man uns für die Bauern partheiisch und gegen den Adel feindselig

nennt. Solche allgemeine Namen und Titel, womit man die Leute abzufertigen und ihnen Eins anzuhängen meint, thun dem nichts, der sich davon nicht getroffen fühlt. Zuerst daß ich ein Bauerfreund bin, will ich gern gestehen; aber daß ich ein Adelfeind bin, leugne ich gradezu. Weil ich für den Bauer schreibe und ihn vertheidige, daraus folgt doch nicht, daß ich den Adel hasse; auch daraus folgt das nicht, weil ich mich hie und da wohl gegen Ansprüche des Adels erklärt habe, die mir ungebührlich dünken. So zu folgern, was wäre das für eine Art Schluß, obgleich ich weiß, daß viele sich diese Schlußart angewöhnt haben? Für den Bauer spreche ich und haben vor mir viele gesprochen, weil er unmündig ist; für den Adel brauche ich nicht zu sprechen, weil er selbst Mundes genug hat, den er nicht schweigen läßt.

Als Einleitung dessen, was ich über die Bauereinrichtung sagen will, wie sie in dem Staate seyn sollte, dem es am Herzen liegt, einen tüchtigen und kräftigen Menschenstamm zu haben, setze ich ein paar Kapitel hieher, die in einem von mir herausgegebenen Buche zu lesen sind, wo sie das 23. und 24te Kap. ausmachen. Diese einfachen Worte sollen gleichsam der Grundton seyn, aus welchem die folgenden nach verschiedenen Richtungen hin klingen.

Drei und zwanzigstes Kapitel *)

von den Bauern.

Und du sollst auch Gesetze und Ordnungen stiften

*) Fantasien für ein künftiges Teutschland von E. von S., herausgegeben von E. M. Arndt. 1815.

in dem Lande, daß die Kleinen im Lande nicht in Elend und Armuth vergehen noch von den Großen unterdrückt werden.

Denn es ist ein schlechter Staat und mag nicht lange glücklich bestehen, wo auf dem Lande eitel reiche und große Herren wohnen, welchen das kleine Volk nur als Knechte oder Taglöhner dient.

Das aber sind freie Länder und vertheidigen ihre Rechte löblich und muthig gegen ausländische und einheimische Angreifer, wo die Hälfte oder Zweidrittel aller Grundstücke von freien Bauern bewohnt werden.

Auch waren freie Bauern die ältesten teutschen Männer welche das Schrecken der Römer wurden und von dem Eroberer Karl dem Großen nicht unterjocht werden konnten.

Was Schweizerbauern gethan haben vor vielen hundert Jahren und was Tyrolische und Katalanische Bauern thaten in den letzten Tagen, das wisset ihr alle.

Denn wo allein große Herren das Land besitzen, da sind die Kleinen und Geringen im Volke, die auf dem Lande wohnen, ihnen unterwürfig, und dienen ihnen als Beisassen und Taglöhner, und gewöhnen sich an ein kleines und knechtisches Wesen, und fühlen nie, was die Freudigkeit und der Stolz eines freien Mannes ist; ja sie wissen kaum, daß sie ein Vaterland haben, und ist ihnen fast gleich, wer ihr König oder Fürst ist: denn wenn sie auch den Herrn verändern, so verändern sie doch ihren Zustand nicht.

Und die Herren, welche bloß mit solchen leben und über solche gebieten, lernen das Knechtische und

Unterwürfige lieben und können das Freie und Kühne nicht leiden; und verderben so die einen die andern, und werden alle mit einander zerbrochenen und sklavischen Gemüthes.

Wo aber viele kleine Freie wohnen mit Grundbesitz, da lernen alle die Freiheit lieben und als ihr höchstes Gut achten und vertheidigen, und glüht auch in der Brust des Geringsten und Aermsten eine heilige Liebe für das Vaterland und für die lieben Landsleute; und wollen alle mit einander leben und sterben, und keiner den andern im Stiche lassen.

Denn auch die um Tagelohn arbeiten und keinen eigenen Besitz haben, sondern leben von dem, was ihre Hände täglich gewinnen, gehören doch den freien Bauern an, stehen ihrer Ordnung zunächst, und werden von ihrem Muthe und von ihrer Gesinnung beseelt.

Und also bindet sich jede Ordnung an eine höhere, und erwächst das Ganze zu einem stolzen Baum der Freiheit, wo Wurzeln und Stamm und Aeste und Zweige und Blätter und Blüthen und Früchte zuletzt so Eins sind, daß man sie gar nicht mehr von einander scheiden kann.

Darum gebiete ich dir, ich der Herr, der die Gerechtigkeit lieb hat und ein Beschirmer der Freien ist, daß du dir, was ich sage, ans Herz legest und nicht verachtest meine Gebote.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Es ist gottlob in deinem Lande nie eine allgemeine Knechtschaft gewesen. Nur in den Landschaften, die vormals von Wenden und Slaven bewohnt wurden, waren bis auf den heutigen Tag böse Spuren davon geblieben.

Und wurden daselbst die Bauern oft willkührlich behandelt und häufig ganze Dörfer und Höfe zerstört, damit prunkende Herrensitze daraus würden.

Und müßte deswegen künftig wohl gesorgt werden, wie die zerstörten Bauern und kleinen Besitzer in solchen Orten des Vaterlandes wieder aufgerichtet würden.

Umkehrung aber und Gewalt gefällt mir nicht, noch daß man von dem Reichen nehme und dem Armen gebe; sondern ich habe einen andern Weg ersehen, den ich dir zeigen will.

Zuerst sollst du ein Gesetz machen, daß die freien Bauergüter, die in deinem Lande sind, erhalten werden nun und für alle Zeiten.

Und sollen nicht vereinigt werden können mehrere mit einander, auch nicht zu größeren Gütern geschlagen werden, sondern immer einzeln bleiben, wie sie sind, und einzeln bewohnt werden, daß nicht ein Bauer mag drei oder vier Bauergütchen zugleich haben, sondern wie er eines gewinnt oder erbt zu dem, das er hat, muß er eines von beiden sogleich wieder veräußern.

Zweitens hast du in manchen Landschaften noch große Ländereien in deiner Gewalt, worüber du frei verfügen magst und sie verwalten und einrichten für die Freiheit. Ich meine alle öffentliche Güter, die auch Krongüter oder Herrengüter genannt werden.

Diese sollst du nehmen und auch alle in den letzten Jahren verschleuderte und von den Fürsten verschenkte und verthane Güter wieder herbeiziehen, und sollst sie eintheilen zu kleinen Bauergütern, nach Verhältniß ihrer Größe und Lage und der Güte ihres Bodens, daß sie nur ernähren die

sechzig Morgen Landes groß seyen; und sollst, wo die Gelegenheit ist, Weide und Wiesen und etwas Wald dazu legen.

Und wann du die Aecker eingetheilt hast, sollst du sie öffentlich zu Kauf stellen, und sollst das Geld, das dafür einkömmt, zu dem Staat schlagen.

Und zwar werden wohl Manche, die nicht Bauern sind, solche Gütchen kaufen, aber zuletzt werden sie Bauern werden, weil sie nicht anders davon leben können als auf bäuerliche Weise. Auch sollst du solche Ordnung darüber machen, daß keine andere denn Bauern solche Güter gerne bewohnen wollen. Und soll dies die Ordnung seyn:

Ein solches Bauergut soll in seiner Eigenschaft unverrücklich, untheilbar und unveränderlich bleiben nun und für alle ewige Zeiten; es sey denn, daß der Staat auf seinem Gebiete zu einer Festung oder zu einem andern hochwichtigen Werke Gelegenheit sähe; dann weicht das Kleine dem Großen.

Auf jedem Gütchen muß immer eine Familie wohnen. Deswegen, wenn jemand durch Erbschaft, Pfand, Kauf ꝛc. mehrere Güter erwirbt, darf er nur eines behalten, und müssen die anderen sogleich einzeln andern wieder übergeben oder verkauft werden.

Dies ist aber das Recht dieser Güter, damit sie in der Wehr und Ordnung bleiben mögen:

Nach des Vaters Tode theilen sich die Kinder in das bewegliche Eigenthum zu gleichen Theilen; das Gut aber mit dem Feldgeräth und dem Vieh, das zu seiner Wirthschaft nothwendig ist, fällt demjenigen zu, der nach des Vaters Tode den Bauer vorstellen soll.

Ihr müsset aber noch die Gesetze bestimmen, ob

es der erste oder letzte Sohn seyn soll, oder, wenn nur Töchter sind, welche von den Töchtern, oder ob alle Söhne darum losen sollen, daß wen das Glück trifft, den Hof besitze.

Ist aber gar kein Vermögen da, so haben die andern Söhne, die nicht auf dem Hofe bleiben, nur jeder ein gutes Pferd oder die Ausrüstung von fünfzig Reichsthalern zu fordern. Jede ausziehende Tochter aber erhält eine junge milchende Kuh und einen Stand Betten. Und dürfen sie nach dem Recht nicht mehr verlangen.

Denn wenn das Vermögen immer unter allen getheilt würde, so müßte das Gehöft nach dem Tode des Besitzers wohl häufig verkauft werden und liefe unaufhörlich von einer Hand in die andere; oder der junge Antreter würde auch so geschwächt, daß er nicht tüchtig zu wirthschaften vermögte.

Sind nach des Vaters Tode noch kleine Kinder da, so muß sein Nachfolger sie ernähren, bis sie groß sind und arbeiten können.

Den Müttern und Großmüttern aber, die überleben, wird ein Altheil *) ausgesetzt und eine kleine Wohnung und Feuerung gegeben, daß sie dort ruhig und besorgen leben können bis an ihren Tod.

Und haben sie eine große Aussteuer in das Gut gebracht, so soll ihnen auch bleiben, was sie an beweglicher Habe haben, und nach ihrem Vermögen ein größeres Altheil gesetzt werden.

Denn ihr sollet die Alten ehren und nicht versäumen die eure Kindheit pflegten.

Und wenn du alles auf diese Weise ordnest, wird in deinem Lande die Gleichheit nicht fehlen, die ich liebe, und Freude und Freiheit wird blühen in deinen Wohnungen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Bande.)

*) So heißt das auf Bauerhöfen zur Verpflegung der Alten Ausgesetzte in mehreren Landschaften des Vaterlandes.

Pflichtschuldigste Bescheinigung und christfreundlichste Bitte.

Den Herren Johann Görke in Hamburg auf der Fuhlentwiet, F. L. von Blasen aus Stargard, und Christian Lange aus Magdeburg, die mich in den letzten sechs Wochen mit freundlichen Warnungen und Fragen erquickt haben, sie mögen nun sie selbst seyn oder von Hexen- und Hexenmeistern untergeschobene Mondkälber ehrlicher Namen, bescheinige ich den Empfang ihrer Briefe, und melde ihnen hiebei, daß ich gottlob noch nicht weder an Pest noch Wahnsinn kranke und unter aller schmeichelnden Freundlichkeit gewisse Spionenschnauzen wittere. Ihre Neugierde kann sich mit dem Geständnisse stillen, daß alle meine Geheimnisse in meinen Büchern recht klar und ehrlich ausgesprochen liegen, und daß, wenn ich deren hätte, ich sie bei dem löblichen Briefeerbrechen keinen deutschen Posten anvertrauen würde. Wollen sie aber die rechten Geheimnisse wissen, so mögen sie einmal zu dem Sternenzimmer aufblicken, und sehen, wie der Ewige Alte dort das klare und heitre Regiment führt und wie die Aspecten stehen. — Alle treue und gute Seelen aber bitte ich freundlichst, wenn sie mir in bester Meinung Geschriebenes oder Gedrucktes zuschicken wollen, wohl zu bedenken, daß die Briefposten jetzt allenthalben Reichsthaler verlangen, wo sie sonst in den Groschen der unteren Ordnungen stehen blieben.

E. M. Arndt.

Inhalt des zweiten Bandes.

Erstes Heft.

V. Fantasien zur Berichtigung der Urtheile über künftige teutsche Verfassungen . . . . . Seite 3
VI. Briefe des Marquis de Chabannes an den Ermitten, Quotenz von Hinza Bonpoh, den 26. April 1815 53
VII. Geschichte und Geheimschaft des Einsiedlerthums Warschau im Jahr 1814, von De Pradt, Erzbischof von Mallines, Ehrenritter zu Warschau. Aus d. F. Paris 1815 73
IX. Geschichte der geheimen Gesellschaften des Heeres und vier soldatischen Verschwörungen, welche die Zerstörung der Regierung Bonapartens zum Zweck gehabt haben. Paris 1815 99

Zweites Heft.

V. Fantasien zur Berichtigung der Urtheile über künftige teutsche Verfassungen (Fortsetzung) 125
VI. Kurze Uebersicht der politischen Lage Frankreichs vom Monat März 1814 bis zum Monat Junius 1815. Paris Jun. 1815 153
VII. Von Napoleon und von Frankreich durch Herrn Jung 175
VIII. Und wieder vom Pas 197

Drittes und viertes Heft.

V. Fantasien zur Berichtigung der Urtheile über künftige teutsche Verfassungen (Schluß) 270
X. Historische Entwicklung des Einflusses Frankreichs und der Franzosen auf Teutschland und die Teutschen von Friedrich Rühs 283
XII. Ueber die europäische Revolution, von C. J. B. Bonnin. Paris 1815. 307
XIII. Ein Wort über die Pflegung und Erhaltung der Forsten und der Bauern im Sinne einer höheren, d. h. menschlichen Gesetzgebung 346

Hier ist durch ein Versehen bei Setzung der Zahl zu überspringen.

Druckfehler.

Seite, Zeile.

200 — 2 für Geschichte l. des Gesetze.
230 — 17 l. wenigen l. wenigen.
231 — 1 hinter hatte setze ein Komma.
[illegible] — 9 l. Dort l. Den.
258 — 14 l. umfaßlichsten l. unfaßlichsten.
278 — 23 l. Willen l. den Willen.
312 — 6 l. unverträglichste l. unerträglichste.
329 die Note l. Fridlihm l. Fridlihm.
360 — 5 l. ward l. wird.
383 — 8 l. Waldbauern l. Waldbauern.

Ankündigung
einer erneuten Ausgabe
der Werke des Hans Sachs.

Hat Deutschland jemals einen Volksdichter im vollen Verstande des Wortes besessen, so war es Hans Sachs, vielfach gerühmt und erhoben unter uns, doch beinahe durchaus ungekannt in seinen Werken. Einige Versuche ihn bekannter zu machen, misglückten vor einigen Jahrzehnten. Ganz anders hat sich die jetzige Zeit gestaltet, das Vaterländische in Wort, Sitte und Dichtung darf nicht mehr hinter dem Fremden verlassen zurückstehen; es darf hervortreten, es wird geachtet, gehegt und gepflegt und wird hoffentlich fürder noch immer mehr die engen Schranken besiegen, die es bis jetzt hemmten.

Zu einer solchen Zeit ist es denn auch wohl dringendes Verlangen, unsere alten deutschen Volksdichter wieder zu erwecken und im gering erneuten Gewande, so wie er etwa selbst jetzt seine Dichtungen geben möchte, nur einige ganz veraltete oder verschwundene Worte, die eine Wiedereinführung nicht gewärtigen können, umgewandelt, nur die Schreibart unserer jetzigen Zeit entsprechend gemacht, auftreten zu lassen. Von vielen Seiten suchen wir ein Band, das die höhern und niedern Stände verknüpft, und wird diesem Streben auch von mancher Seite im thörichten Wahn, als könne man den geschichtlichen Gang eines Volkes hier und da hemmen, hintertrieben, so gestaltet sich doch eben durch diesen Widerstreit das wahrhaft Volksthümliche Streben immer sicherer und selbst unser Volksdichter Hans Sachs hat in seinen Werken uns ein Band hinterlassen, das freundlich alle Stände verknüpft, seine Dichtungen erheitern und belehren die Jugend und das Alter jegliches Standes, und wenn man auf verschiedenen Wegen vielfältig nach Volksbüchern gestrebt und gesucht und allerhand Mischungen dazu seit einigen dreißig Jahren eifrig gemacht hat, so hat man doch das wahrhafte Volksbuch, noch seit ein paar Jahrhunderten ihm Deutschland hatte übersehen und wie so vieles nicht geachtet.

Möge dieser Versuch, den alten Dichter unter uns einzuführen, den Wünschen des Herausgebers entsprechen, der schon seit Jahren an eine Herausgabe denkt und zu derselben arbeitet. Die neue Herausgabe kann und soll nicht das Ganze umfassen, sondern nur eine Auswahl, nach der von Hans Sachs selbst gemachten Eintheilung in fünf Büchern, enthalten. Manches unsern Sitten, unserer Zeit widersprechend, fällt von sich weg, da der Herausgeber sich nicht befugt hielt, viel zu ändern, und einiges für diese Ausgabe, die für jedes Alter, jeden Stand bestimmt ist, durchaus nicht passet. Was ein derberes Zeitalter sagen durfte, ist uns nicht vergönnt; wer unsern alten Dichter durchweg kennen lernen will, findet wenigstens einzelne Theile seiner sämtlichen Werke nicht zu selten.

Büsching.

In der Vaterstadt des alten deutschen Meistersängers soll auch diese erneute Ausgabe seiner Werke wieder hervortreten.

Der erste Band von 24 Bogen wird zur Oster-Messe 1821 in solidem Einbande erscheinen, und um den Absatz zu erreichen, dies Buch zu einem Volksbuche zu machen, soll der Bogen auf weissem Druckpapier, mit guten deutschen Lettern, in gr. 8. nur mit 1 ggr. berechnet, und der erste Band demnach auf Druckpapier nur 1 Rthlr. — oder 1 fl. 48 kr. kosten.

Zugleich wird aber auch, wie es dieses deutsche Nationalwerk verdient, eine schönere Ausgabe auf Schreibpapier veranstaltet, und mit dem Portraite des Dichters, und im Innern des Textes mit passenden Vignetten verziert. Der Preis dieser Ausgabe läßt sich indeß noch nicht bestimmen.

Nürnberg, im Oktober 1820.

Johann Leonhard Schrag.

Ankündigung

eines Kupferstiches von Rubens Gemälde:

Die Kreuzigung des h. Apostels Petrus.

Wir haben uns Zuversichtlich einen Kunstproduktenhandel verschafft, und erworben, die Kopie des letzten Zeichnung des Rubensschen Gemäldes, das den Märtyrertod des heil. Petrus an einem umgekehrt aufgestellten Kreuze in einer vortrefflichen Manier, bei allem Glanze der Fleischhaltung und Farbenmischung, nach allen Seiten alle Massen richtigen Zeichnung und unter der berechnetsten Licht- und Schattenvertheilung zeigt.

Dieses Meisterstück, das reife von Rubens unsterblichem Pinsel, befand sich vor dem Revolutionskriege in Köln als Altarblatt in einer Kirche; wurde der erhabene Künstler die Zierde seiner Vaterstadt hätte, die zugleich den Ruhmen des Apostels trägt, und so wie es unter die ersten der Kunstwerke gehörte, welche französische Agenten, ganz gegen die bisherige Kriegessitte, nach ihrer Hauptstadt schleppten, so fügte es die Vorsicht, daß es auch das erste war, welches bei der Wiedereroberung von Paris im gegenwärtigen Jahre glücklich vom Feinde entrissen wurde.

Zur Verherrlichung des Siegestages auf Leipzigs Gefilden wird es endlich den 18ten October dieses Jahrs in einem prachtvollen in den Annalen der Kunstgeschichte ewig lebenden Triumphzuge nach eben der Kirche zurückgebracht, wo es einst der Welt zur Bewunderung aufgestellt war.

Wenn in diesen Beziehungen allein schon das herrliche Gemählde in jeder Kunstsammlung und an jedem feierlichen

Orte zu prangen verdient, so muß es dieses um so mehr, wenn man in dem in Brüssel erschienenen Werkchen des Lizentiaten Michel liest, daß der große, seine Werke am besten würdigende Maler in einem Schreiben selbst eingestanden hatte, daß es eines der besten Stücke seiner Hand sey.

Unterzeichneter, wenn er sich schmeichelt, bei früheren Arbeiten seines Grabstichels den Beifall geprüfter Kunstkenner erworben zu haben, glaubt, daß er sich wohl einiges Verdienst um jeden, der Sinn für hehre Kunst und für die Großthaten seines Vaterlandes hat, erwerben dürfte, wenn er dieses Gemählde in reiner Grabstichel-Arbeit, treu nachahmend den Geist des Originals, herausgeben würde, und gewiß werden Alle die, welche auf einen oder den andern Anspruch machen, seinem Unternehmen allen Dank zollen.

Der zuvorkommenden Gefälligkeit der kölnischen Ortsobrigkeit verdankt er die Vergünstigung, das Gemählde, während es noch auf dem Rathhause stand, in der möglichsten Nähe gesehen und seine Zeichnung mit größter Ruhe vollendet zu haben.

Das Blatt, wird im Monat Jänner 1817 erscheinen können, eine Höhe von 21 Zoll und eine Breite von 14 Zoll erhalten, und durch dieses gefällige Format sich noch besonders empfehlen.

Der Preis der Subscription, welche sich mit dem Monat Junius 1816 schließt, ist für jedes Exemplar 12 Franken, der nachherige Ladenpreis ist auf 24, und vor der Schrift auf 36 Fr. festgesetzt, wobei noch bemerkt wird, daß die Hrn. Subskribenten nur bei Ablieferung der Exemplare zahlen.

Man glaubt im voraus sich schmeicheln zu können, daß jeder Kunst- und Vaterlandsfreund sich lebhaft für dieses Unternehmen interessiren und ihm auch unaufgefordert jede mögliche Publicität geben wird.

Düsseldorf am 30. October 1815.

Ernst Theodor,
Professor bei der Academie zu Düsseldorf.

Auswärtige Buchhandlungen belieben sich mit ihren Aufträgen zu wenden an

Heinr. Rommerskirchen,
Buchhändler in Köln.

Auswahl

aus den besten

ITALIENISCHEN, SPANISCHEN, PORTUGIESISCHEN

und ENGLISCHEN

Dichtern.

Im Originale

und mit den gelungensten teutschen Nachbildungen.

herausgegeben

von

F. P. PAULS,

Dr. der Philosophie, und Herz. sächs. Societät für die gesammte Mineralogie ausserordentl. Mitgliede.

Koblenz am Rhein,

bei H. Rommerskirchen.

1816.

a Theile, klein 8., wovon der erste mit Ariosto's von Professor Thelott sauber gestochenem Bildnisse noch vor Ostern 1816 erscheint.

502857